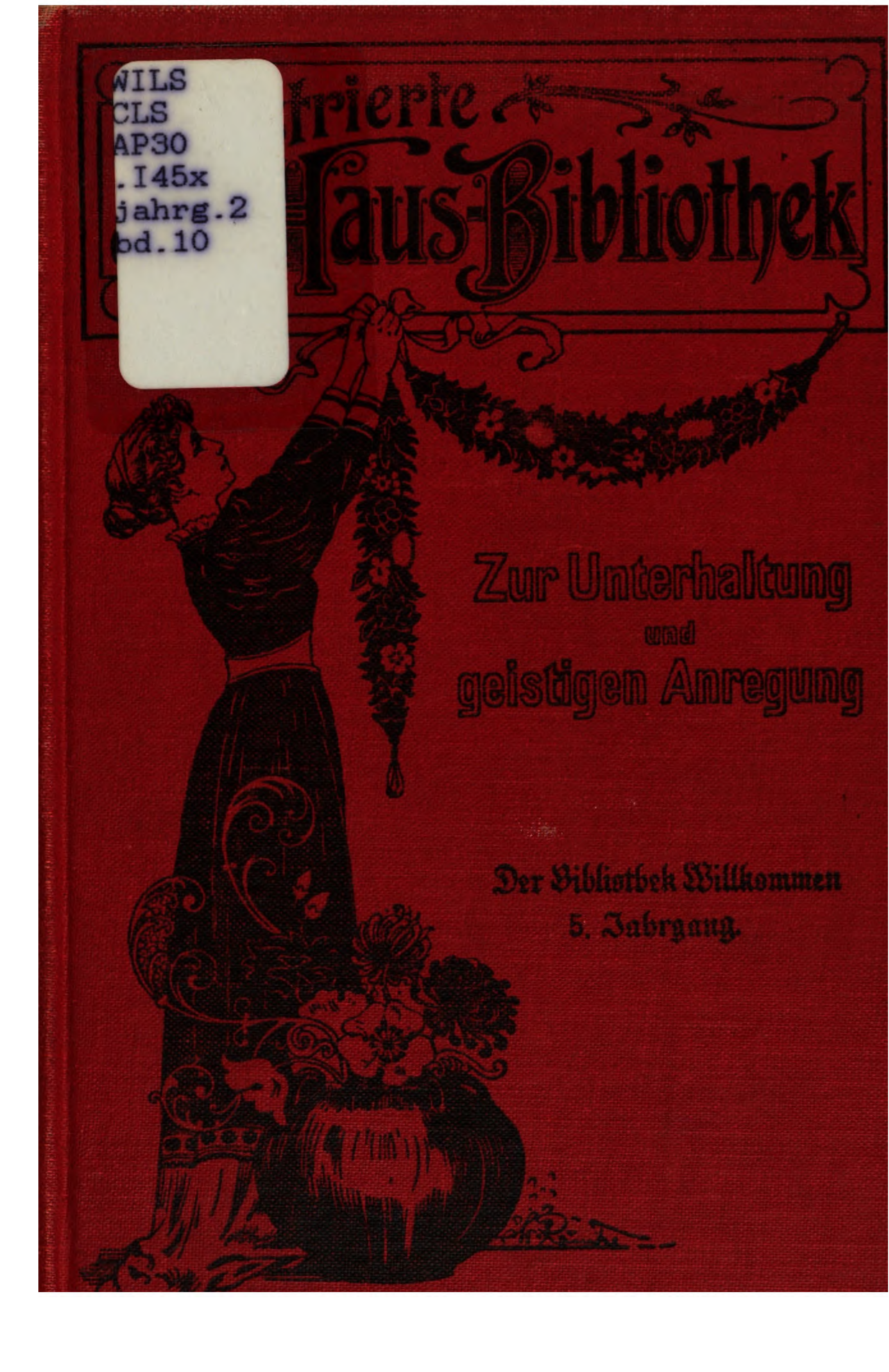
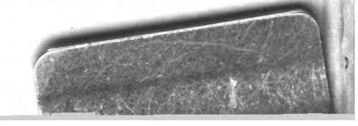


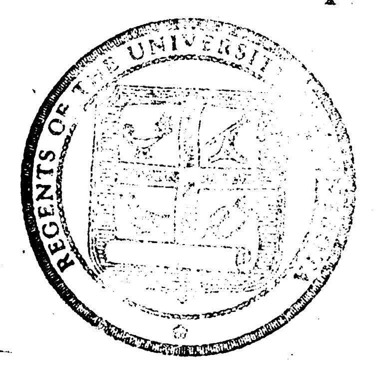
...trierte
Haus-Bibliothek
Zur Unterhaltung
und
geistigen Anregung
Der Bibliothek Willkommen
5. Jahrgang.

Illustr. Haus-Bibliothek

II. Jahrg.

Aus der Bibliothek von:





Illustrierte Haus-Bibliothek

Jahrgang II



Aus Caspers Kunstverlag, Berlin.

Herzblättchen.

Nach dem Gemälde von H. Frauendorfer-Mühlthaler.

Illustrierte
Haus-Bibliothek

Zur Unterhaltung ...
und geistigen Anregung

Band X

Berlin-Leipzig
W. Vobach & Co.
Verlagsbuchhandlung.

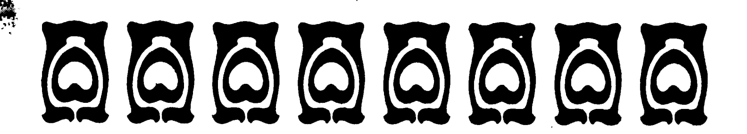


Druck von
W. Vobach & Co.
in Leipzig-R.



Inhalts-Verzeichnis.





Pflug und Schwert.

Original-Roman von **Heinrich Vollrat Schumacher.**

(Schluß.) (Nachdruck verboten.)

XXIX.

Die letzten Schatten der Nacht wanderten noch unten im Thal; hier oben aber, rund um den Waldhammer, badete sich bereits der erwachte Wald im frischen Tau der Morgensonne. In Millionen von krystallklaren Tropfen brach sich sprühendes Licht. Wie in flüssiges Gold getaucht glänzte die granitne Felsenkrone auf dem Haupte des Helleberges. Endlos, in reiner Bläue, spannte sich der Bogen des Himmels. Auf leisem Lufthauch schwebte der Morgenfriede.

Ehe der Kampf des neuen Tages begann.

Sie hatten gestern bereits Abschied genommen, von ihrer Heimat, von ihrer Jugend. Was sie draußen erwartete, war die Fremde, der Mittag eines vielleicht harten Lebens. Aber das schreckte sie nicht Stützend, haltend würden ihre Hände ineinander liegen, würden sich nicht mehr trennen.

Barba reichte Henne den Knaben auf den Wagen hinauf, dann wandte sie sich zu Dittmar, der wortlos daneben stand.

„Wirst du dich auch nicht zu einsam fühlen, Vater, wenn wir nun nicht mehr bei dir sind?“

Er fuhr zusammen, wie aus tiefen Gedanken erwachend.

„Einsam? Ich bin's gewohnt!" Wie ein dumpfer Aufschrei klang's. „Fast ein ganzes Leben lang bin ich einsam gewesen!" Er strich sich mit der Hand über das Gesicht, über dieses graue, verwitterte Gesicht, das so müde erschien, in dem sich aber trotzdem jeder Muskel straffte, wie in atemlosem Horchen auf Nahendes, Düsteres. „Aber," setzte er dann mit mühsamer Leichtigkeit hinzu, „es wird ja nicht lange dauern. Noch ein paar Tage, und dann gehe auch ich fort! — Fort!"

Er nickte. Er versuchte zu lächeln. Aber es gelang ihm nicht.

Dieses peinvolle, fröstelnde, matt verrinnende Lächeln griff Barba ans Herz. Mit leisem Weinen warf sie sich dem Vater an die Brust. Ihre Arme umschlangen ihn, ihre Hand streichelte weich sein blasses Gesicht, sein weißes Haar. Nun erst merkte sie es deutlich, wie er in diesen Tagen völlig zum Greise geworden.

Er erwiderte die Umarmung nicht. Als ihre Hände ihn berührten, war er erbebt. Als griffen sie ihn feindlich an; als wollten sie etwas aus ihm herausreißen, das er mit dem ganzen Rest seiner Kraft in sich verschloß. Wie gebrochen stand er, mit schlaff herabhängenden Armen, ängstlich Barbas bekümmertem Blicke ausweichend, zitternd unter ihrem Schluchzen.

Der Fuhrmann klatschte mit der Peitsche. Henne Wulff saß wartend auf dem Wagen, zwischen den aufgetürmten Kisten und Ballen des Auszugs, den Knaben zwischen den Knieen haltend.

„Es ist Zeit!" murmelte Dittmar erstickt. „Sorge nicht um mich! Ich folge euch ja!"

Sie küßte ihn zärtlich.

„Mit dem nächsten Schiff?"

Wieder nickte er, mit jenem Schatten eines Lächelns.

„Mit dem nächsten Schiff!"

Sie ließ ihn los. Schweigend half er ihr auf den Wagen, zu dem Manne und dem Kinde, zu denen sie gehörte. Ihm, dem Vater, gehörte nun nichts mehr von ihr. Losgelöst war er nun von ihr für alle Zeit; würde nie mehr in ihre Augen sehen, nie mehr ihre Stimmen hören.

Etwas arbeitete in ihm, wollte sich emporringen zu einem letzten Wort, einem letzten Schrei. Bitten wollte er sie um

Vergebung für all das Schwere, das er in ihr Leben gebracht, bitten um ein liebendes Gedenken.

Er unterdrückte das Wort, unterdrückte den Schrei. Verräterisch würde beides sein; würde ihrer zarten Sorge vielleicht enthüllen, was er vor ihr verbergen mußte. Er ließ sie von sich gehen, als ginge sie auf einen Tag, eine Stunde; wie zu einem Gang, von dem sie bald zurückkehrte, nach dem sie ihn unverändert wiederfinden würde. Er durfte nicht einmal Abschied von ihr nehmen.

Er gab ihr nicht die Hand. Diese Hand, an der noch das vergossene Blut klebte. Aber Henne Wulff gab er sie. Der war ein Mann, der ebenfalls Blut vergossen hatte; in den Schlachten des Krieges. Ein anderes Blut zwar war's, um eine andere Sache; aber doch Blut. Und war's nicht auch ein Krieg, in dem Dittmar seinen Feind geschlagen?

„Halte mein Kind gut, Henne!“ bat er.

Henne zog Barba an sich. Tiefer Ernst lag auf seinem festen Gesicht.

„Wir sind eins!“ antwortete er kurz.

Sie saßen nebeneinander, sich umschlungen haltend; zwischen ihnen der Knabe. Sie lächelten einander zu. Und so fuhren sie dahin.

Dittmar ging noch eine Weile neben dem Wagen her, vom Hause fort, am Bergsee entlang, über den künstlichen Steindamm zur Seite. Aber als ein Rad gegen einen der Steine stieß und ihn ein wenig aus seiner Lage lockerte, blieb er zusammenschreckend stehen.

Der Stein war wie ein Grabstein. Unter ihm, unter dem murmelnden Wasser wölbte sich das Grab. Das Felsengrab, in dem die Thaten schliefen, jene alte, durch eines anderen Lüge geschaffene, und diese neue, die in dieser Nacht hinzugekommen war. Sie schliefen und harrten der Auferstehung. Es war Zeit. Schon lockerten sich die Steine.

Dittmar blieb erblassend stehen. Noch einmal winkte er Barba und dem Kinde zu, wortlos, in demselben furchtsamen, qualvollen Schweigen. Noch einmal umfaßte sie sein Blick. Dann fuhren sie dahin. Alles war's, was von dem alten Manne auf dieser Welt zurückblieb.

Und es zog in die Fremde. Da, wo er ein ganzes, langes Leben lang gekämpft und gelitten, geliebt und gehaßt hatte, würde schon nach einem Menschenalter keine Spur mehr von ihm sein. Selbst der Name würde verwehen, ein Staubkorn im Sturme der Zeiten, unfruchtbar und nutzlos vergeudet.

Es würde sein, als habe er nie gelebt.

Und die Bäume des Waldes nahmen den Wagen auf. Hinter dem dichten, grünen Laub verschwand er. Nun verklangen auch die Stimmen. Ein müdes Schweigen breitete sich um Dittmar. Nur die Wasser murmelten — von denen, die in der Tiefe schliefen, von den Toten mit den Wundmälern an Brust und Stirn, zu dem, der wachte und lebte.

Ja, er wachte und lebte noch. Und er hatte noch zu thun. Richten mußte er, sich selbst und den anderen. Den, der die Thaten gethan und den, der sie geschaffen; denn auch diese letzte hatte jener geschaffen, durch die einzige Lüge. Aus dieser Lüge war alles entsprossen, das Unkraut, das den Acker überwuchert und die schwachen Keime des Fruchthalmes erstickt hatte.

Die Lüge hatte das Unkraut gesäet.

Aus der Lüge wuchs der Haß. Dem Hasse fiel Heinrich von Rottorp, das erste Opfer.

Aus dem Hasse war die That geboren.

Die That aber hatte das Verheimlichen gezeugt, das Schweigen. Dem Schweigen fiel Barba, das zweite Opfer.

Und das zweite verlangte ein drittes. Denn es gebar die Liebe. Nie würde Dittmar gewußt haben, wie sehr er sein Kind liebte, wenn sie das Opfer nicht gebracht hätte. Erst das Opfer ihres Glückes hatte ihm gezeigt, daß es Höheres gab als Recht und Vergeltung. Liebe stand höher als Recht und Haß, Liebe war Glück.

Aber der Schatten jener Lüge fiel auf Barbas Glück. Und Sonne sollte ihr scheinen!

Die Lüge forderte das dritte Opfer.

Unter dem murmelnden Wasser schlief es. Nun aber würde es auferstehen. Schon lockerte sich der Grabstein. Auferstehen wollte die Wahrheit und die Lüge vernichten. Das letzte Opfer.

–

Aber ein gerechtes Opfer, endlich ein Opfer der Wahrheit. Schon streckte sie die Hände nach ihm aus, nach dem doppelten Opfer. Beide verlangte sie, den, der die Lüge ersonnen, und den, der die That nach der Lüge geformt. Die Wasser murmelten —

Dittmar richtete sich auf. Er bewegte die Hand, als nähme er Abschied von dem, was gewesen. Dann beugte er sich herab zu dem gelockerten Stein und rückte ihn an seine Stelle. Eine mächtigere Hand würde ihn heben.

Und schweigend ging er in das Haus zurück. Die Leere um ihn her erschreckte ihn nicht. In ihm wuchs die neue That. Sie erfüllte ihn und stieg aus ihm heraus an das Licht des Tages. Sie stellte sich vor ihn hin und starrte ihn an mit Augen, in denen kein Licht, keine Wärme, kein Erbarmen war. Aber er bebte nicht vor ihr zurück. Furchtlos sah er ihr ins steinerne Gesicht. Auch in ihm war kein Licht mehr, keine Wärme, kein Erbarmen. Einsam war er und allein. Und so konnte die That geschehen.

* * *

Wieder stand Hilde auf dem Balkon des kleinen Turmzimmers. Wieder umhüllte sie das warme Licht der Sonne. Wieder trat sie an das niedere Gitter, das sie von der Tiefe des Abgrundes trennte. Still ragten die Felsen des Bilsteins zu ihr empor, die ausgespreizten Finger der Riesenhand, die nach ihr griffen.

Ja, sie mußte dort hinab. Erst, wenn sie dort unten lag, schwieg die Sehnsucht in ihr, entschlüpfte ihr das Wort nicht, war das Leid still in ihrem Herzen. Dann erst war vollbracht, was sie geplant.

Dennoch that sie es nicht. Fürchtete sie sich vor dem Ende? Hatte sie den Plan aufgegeben?

O, der Plan stand immer noch deutlich und fest in ihr! Wie sie ihn sich damals ausgedacht, damals, in der Fieberhitze der Krankheit, die sie nach der jähen Entdeckung der That ihres Vaters auf das Lager geworfen.

„Zurückerstatten, zurückerstatten!“ hatte damals eine Stimme in ihr geschrieen, gebieterisch, alles andere beherrschend, unter=

drückend. Und Hilde wollte zurückerstatten. Da der Vater und der Bruder es weigerten oder zu schwach dazu waren, so wollte sie es thun.

Unendlich einfach war's ihr damals erschienen. Wenn sie Karl von Nottorps Frau wurde, so kam der ihm durch schnöden Betrug entzogene Besitz in seine Hand zurück.

Wenn dann Hilde starb, blieb Haus Nottorp sein eigen, ohne die lästige Zugabe einer Frau, die er nicht liebte. Dann war er wieder der rechtmäßige Herr, dann war diese Zeit der Ehe mit Hilde nur ein nebensächliches Ereignis in seinem Leben, das er bald vergaß. Wenn Hilde ging, würde es für ihn kaum ein Verlust sein.

Dennoch ging sie nicht. War nicht alles geschehen, so wie sie es damals erdacht hatte? Was zögerte sie noch?

Ach, es war so süß zu leben! Die Sonne schien so warm, die Blumen dufteten so wunderbar, die Vögel sangen so schön! Der Himmel strahlte so blau, der Wald rauschte so tief, das Wasser blinkte so klar! Und der Mann, der Herrliche —

Und von alledem scheiden?

Ach, es war so süß zu leben!

Schon oft hatte sie es trotzdem thun wollen. Wenn der Mann von ihr gegangen war, des Morgens, zum Feuerbruch hinunter, zu dem Werke, das sein ganzes Fühlen und Denken beherrschte, wenn seine Nähe sie nicht mehr verwirrte — dann hatte sie es thun wollen.

Sie war dann auf den Balkon hinausgetreten, an das Gitter, das sie von der Tiefe trennte. Hier mußte es geschehen, wenn kein Verdacht in der Seele des Zurückbleibenden erwachen sollte. Ein unglücklicher Zufall mußte es für ihn sein, der sein Weib den Weg da hinabgeführt, ein Zufall außerhalb jeden Willens, jeder Absicht. Dann würde die That keinen Schatten in sein Leben werfen. Dann war auch das Wort ausgelöst, das sie dem Vater gegeben, dann wurde die That nicht zum Verrat an ihm.

Und es war so leicht. Nur etwas tiefer brauchte sie sich über den Abgrund zu beugen, ihre Hände von dem trennenden Gitter zu lösen . . .

Warum that sie es nicht?

Ach, es war so süß zu leben! Trotz des geheimen Leides, das an ihrem Herzen fraß; trotz der lähmenden Angst vor dem verräterischen Worte, das ihrem Munde entschlüpfen konnte; trotz der schlaflos durchwachten Nächte. Trotz alledem war es süß zu leben.

Wenn der Mann sprach, mit seiner hellen, freudigen Stimme, von dem Werke, das vorwärts ging — wenn er in begeisterten Worten die Zukunft ausmalte, die das vollendete Werk dem Lande schenken würde — wenn aus ihnen das neue, heiß pulsierende, kraftstrotzende Leben des Thales vor den Hörenden emporwuchs.

Ach, sie hörte oft kaum auf den Sinn seiner Worte. Den verstand sie oft kaum. Ihr war es schon genug, nur seine Stimme zu hören, in ihren Ton hinabzutauchen, wie in ein warmes, Leib und Seele wohlig umschmeichelndes Bad. Seine Kraft, seine Stärke, all sein sprudelndes Leben griff dann zu ihr hinüber, hob sie empor, wie auf tragender Welle, machte sie gesund und froh. Seine Stimme berauschte sie zu einer heißen, alles vergessenden Lust nach dem Leben.

Und wenn sein Auge dann sein strahlendes Feuer verlor, wenn es in leisem, zartem Forschen das ihre suchte, wenn aus ihm seine keusche Seele fragend zu der ihren sprach — wenn seine Hand in verstohlenem Tasten die ihre fand ...

Ein heißer Schauer der Sehnsucht nach Glück durchrieselte sie dann. Wie ein Rausch kam es über sie, stärker, als heimlicher Vorsatz und scheue Furcht. Dann vergaß sie alles — und lebte.

Um so schrecklicher war dann das Erwachen. Hatte sie gesprochen? Ein Wort, das zum Verräter werden konnte?

Wie zerschlagen fühlte sie sich dann, wie gelähmt vor der Wucht des Lebens, das eben auf sie eingestürmt war.

Und es war doch nur ein unvollkommenes, halbes Leben, das sie lebte. Wie erst mußte es sein, wenn nichts sie gehindert hätte, es ganz zu leben! Wenn sie darin untertauchen könnte, rückhaltlos, ohne hemmenden Gedanken, ohne ängstlichen Vorbehalt, um es auszukosten bis auf den letzten Grund seiner berauschenden Fülle!

Aber der Gedanke, der Vorbehalt war da. Immer wieder reckte er sich aus der vergifteten Luft empor, mahnend, verurteilend, das Leben verneinend. Die Riesenhand des Bilsteinfelsens mit den ausgespreizten, greifenden Fingern ...

Wie heute wieder.

Sie beugte sich hinab. Nun wollte sie ein Ende machen. Sie schloß die Augen. Langsam lösten sich ihre Hände ...

Ein Ruf schreckte sie auf. Von unten drang er zu ihr empor. Sie prallte vom Gitter zurück und starrte hinab.

Unter ihr, auf der Spitze des Felsens, stand Karl von Nottorp. Seine Hände winkten ihr zu. Er hatte den Ruf ausgestoßen, den langgedehnten, hallenden Grußruf des Weidmanns.

Hätte sie sich nun hinabgestürzt, so würde sie zu seinen Füßen zerschellt sein. Ein Schauer durchrann sie. Zwar wär's schön gewesen, so zu sterben, den letzten Blick auf ihn gerichtet. Aber er — nicht Zufall war dann noch ihr jäher Tod, nicht unglücklicher Zufall!

Bitterkeit durchwallte sie. Wie wurde es ihr schwer gemacht!

Mechanisch löste sie das Tuch aus dem Gürtel, das Tuch, mit dem sie seinen Gruß erwidern wollte. Aber sie kam nicht dazu. Ihre schon halb erhobene Hand sank wieder herab. Wieder durchrann sie der Schauer —

Krampfartig stieg er an ihr herauf, durchwühlte ihr ganzes Sein, ließ ihre Augen sich weit öffnen und ihren Lippen ein seltsames, klagendes Wimmern entströmen. Zuckend durchlief sie die Bewegung. Alles Blut wich ihr zum Herzen. Und es klopfte ihr in der Brust — bis in die äußersten Fingerspitzen hinein fühlte sie es, wie es hämmerte.

Sie hatte das Seltsame in den letzten Tagen schon öfter verspürt. In sich hinein hatte sie gehorcht, als erwarte sie einen Laut, einen Ton. So stark, wie jetzt, aber war es nie zuvor gewesen. Was war es nur?

Mein Gott, wenn — wenn es ...

Nur das nicht, Gott, nur das nicht!

Sie taumelte zurück, wie auf der Flucht vor etwas Unfaßbarem, Schreckhaftem. Die Kniee wankten ihr. Sie vermochte

die Mauer nicht mehr zu sehen, nicht die Thür. Alles um sie drehte sich in wilden, wirbelnden Kreisen.

Bewußtlos brach sie auf der Thürschwelle zusammen.

* * *

In Karl von Nottorps Armen erwachte sie. Er hatte gesehen, wie sie hinsank in ihrem weißen, im Windhauche flatternden Kleide und war erschreckt heraufgeeilt, um sie ohnmächtig zu finden. Er machte ihr sanfte Vorwürfe, daß sie sich so allein hielt, daß sie, wenn er fern war, niemand um sich dulden wollte. Wenn der Krampf sie nun überfallen hätte, in dem Augenblicke, da sie sich so weit über das Gitter beugte?

Voll Todesangst hatte er sie beobachtet, hatte ihr seltsames Thun nicht begriffen. Als ob sie mit der Gefahr spielte, hatte es ausgesehen, als ob etwas gewaltsam sie da hinabzöge. Er hatte sie anrufen wollen mit einem lauten Schrei, der sich ihm unwillkürlich auf die Lippen drängte. Aber er hatte ihn zurückgehalten aus Furcht, sie zu erschrecken und dadurch erst recht die Gefahr herbeizuführen. So hatte er den leise einsetzenden, allmählich anschwellenden Ruf der Jäger ausgestoßen.

Sie lag ganz still in seinen Armen, während er sprach. Sie achtete nicht auf seine Worte, sie lauschte nur seiner Stimme. Wie war es süß, den vollen, weichen Ton zu hören!

Und seine Augen blickten so geängstigt, so voll wirklicher, aufrichtiger Sorge! War es denn möglich, hatte er sie lieb? Hatte er sie bereits lieb gewonnen in dieser kurzen Zeit ihrer Ehe?

„Ich liebe dich nicht so, wie du geliebt zu werden verdienst!“ hatte er ihr damals gesagt, in jener düsteren Stunde, da sie zu ihm gegangen war mit der festen Absicht, die Seine zu werden. „Ich denke nur noch an das Werk. Auf alles andere habe ich verzichtet.“

Wie in weiter, grauer Ferne schien ihr das damals zu liegen. Wie vieles und schweres hatte sie seitdem durchlebt! Dennoch war's nur eine kurze Spanne Zeit; kaum vier, fünf Monate, seit sie sich einander angehörten. Und nun — liebte er sie jetzt?

Aber dann, wenn es so war — o, sie würde es selbst verschuldet haben! Sie, die ihn nicht schroff genug zurückgewiesen hatte, die nicht planmäßig vor ihm geflohen war. Sie war nicht hart genug gegen sich selbst gewesen, sie hatte dem Durst nach Leben in ihr, der Sehnsucht nach Liebe zu große Macht über sich eingeräumt. Wie eine Hassende hätte sie ihn zurückstoßen müssen, mit verletzenden Worten, mit absichtlich hohnvoller Gebärde. Statt dessen hatte sie seine Nähe gesucht, hatte sich nach dem Augenblick gesehnt, da sie seine Hand in der ihren fühlte, hatte gegen ihren Willen um Liebe bei ihm geworben. Denn sie — sie liebte ihn, und es war so süß, zu leben und zu lieben ...

Liebte er sie nun, liebte er sie? Aber dann, wenn es so war — wenn ihr Verlust eine Lücke in sein Leben riß, seinem Herzen eine schmerzvolle Wunde zufügte — durfte sie dann thun, was sie geplant und gewollt hatte? War's dann nicht ein Raub an ihm, frevelnder, als der des Vaters?

Auch das andere, das, was sie dunkel ahnte —

Wenn das alles war, wenn sie nicht nur für sich selbst verantwortlich war! Wenn sie verantwortlich wurde für das Seelenleben des Mannes an ihrer Seite! Und noch für ein andres, neues Leben —

Sie lag noch immer in seinen Armen und lauschte seiner Stimme. Als er sie bleich, besinnungslos am Boden liegend gefunden, hatte er ihren Vater benachrichtigt und einen reitenden Boten in die Stadt zum Arzt geschickt. Das war nun schon länger als eine Stunde her. Jeden Augenblick konnte der Arzt eintreffen.

Amtmann Dreßler war ihm mit einem Wagen entgegengefahren, um die Ankunft zu beschleunigen. Auch er war voll Sorge um Hilde.

Ein bitteres Lächeln zog um Hildes Lippen. Sie gedachte dessen, dem eigentlich des Vaters Sorge galt, dem Worte in ihr, das sein Geheimnis preiszugeben vermochte.

„Voll Sorge?!“ wiederholte sie tonlos, ankämpfend gegen den wilden, drängenden Wunsch in ihr, alles zu wissen. „Und du — auch du fühlst Sorge für mich? Ehrliche Sorge?“

Er schaute befremdet auf. Ein sanfter Vorwurf sprach aus seinen Augen.

„Zweifelst du, Hilde?"

Sein Ton ließ sie erbeben. Sie fühlte es, das Große, Gewaltige, Gefürchtete und Ersehnte stand ihr nahe. Nur zu winken brauchte sie, und es kam zu ihr.

Aber nein, sie wollte es nicht. Eine unnennbare Angst vor ihm schnürte ihr das Herz zusammen. Sie wollte das Wort nicht sprechen, das ihr Klarheit bringen mußte. Und dennoch — gerade diese verwirrende, betäubende Angst stieß es aus ihr heraus. Sie sprach es aus. Nicht sie! Ein andrer, fremder Mensch in ihr sprach es.

„Und wenn ich zweifelte? . . . Erinnerst du dich, damals sagtest du, du liebtest mich nicht . . ."

Ein mildes, weiches Lächeln kam in seine Augen. Er glaubte, sie zu verstehen. Er glaubte zu wissen, was sein Weib krank und seltsam machte.

„Damals!" wiederholte er, wie mit leichtem Spott auf sich selbst und auf die Vergänglichkeit des menschlichen Wortes, das der Wind aufnahm und forttrug, weit fort, als sei es niemals gesprochen. „Ach, Hilde, das ist lange her!"

Sie blieb regungslos, in angespanntem Lauschen.

„Ja, lange, lange!"

„Damals litt ich noch um eine andere. Niemals glaubte ich wieder das fühlen zu können, was ich für jene gefühlt hatte. Ich kannte mich selbst noch nicht, ich wußte nichts von dem, was wir Mensch nennen."

„Nun aber weißt du es?"

Er nickte.

„Ich glaube, es zu wissen. Wir sind so schwach. Wir glauben, sterben zu müssen und sterben zu wollen. Und gleichzeitig sehnen wir uns nach dem Leben. Das Herz in uns heilt sich selbst. Immer müssen wir lieben. Und niemals sehnen wir uns heißer nach Liebe, als wenn wir eben eine Liebe begraben haben. Wir sehnen uns und wissen nicht, daß sie schon da ist, daß die neue Liebe schon in uns ist und uns zwingt, zu leben und zu lieben!"

Hilde erbebte. Wie wahr er sprach. Eben dieses hatte sie an sich selbst verspürt, verspürte sie jetzt wieder, da sie gegen den verneinenden Willen rang und sich doch nach dem Ja sehnte.

„Zu leben und zu lieben! — Und du liebst? — Wen liebst du? . . .“

Hatte sie es gesagt? Sie wußte es nicht. Sie sah ihm nur ins Gesicht und sah, wie eine leise Röte in ihm aufstieg, wie er dann tief atmete und wie seine Augen zu ihr niederlächelten.

„Du fragst noch, Hilde? Wen sollte ich lieben?“

Ihr Herzschlag stockte. Ihre Hände sanken schlaff hernieder. Nein, sie wollte nicht weitergehen, nicht weiterfragen. Sie wollte ihm nicht länger in die Augen sehen, diese Augen, in denen eine zwingende Glut brannte. Was nutzte es auch, zu fragen? Elend war sie, konnte niemals zu ihm kommen!

Aber seine Hände waren so warm — und die Frage so süß . . .

„So sag' es, wen du liebst!“ flüsterte sie. „So sag' es mir doch!“

„Dich liebe ich, Hilde! Dich, nur dich!“

Sie schloß die Augen. Ein wonniges Glücksgefühl war in ihr, weich und warm, das alles andere auslöschte. Sie dachte nicht mehr. Niemals mehr wollte sie denken. Nur leben. — leben! — —

Schritte ertönten draußen, näherkommende Schritte. Und eine Stimme drang herein —

Blaß machte Hilde sich los.

Karl von Nottorp lächelte ihr noch einmal zu; dann ging er den Eintretenden entgegen.

* * *

Wieder war Hilde allein.

Der Arzt war gegangen, nachdem er Hilde eingehend untersucht. Bedenklich hatte er den Kopf geschüttelt und sich dann offen, fast rauh ausgesprochen in seiner klaren Weise, die keinen Widerspruch zuließ. Hildes Gesundheit habe stark gelitten, ihr Körper die Nachwehen der früheren Krankheit noch immer nicht überwunden. Immer noch scheine sie sich in einer fortwährenden, hochgradigen Erregung zu befinden. Alle äußeren Anzeichen deuteten darauf

hin, daß ein seelisches Leid sie bedrücke. Er finde in der hastigen Sprechweise, dem sprunghaften Wesen in Verbindung mit einem zunehmenden Kräfteverfall alle die Spuren, die er öfters bei schlaflosen Kranken beobachtet habe. Ruhe müsse sie haben, vor allen Dingen Ruhe. Er werde daher ein Schlafpulver und leichte, nahrhafte Speisen verordnen. Wenn sie seinen Vorschriften nicht peinlich gewissenhaft folge, stehe er für nichts. Sie müsse bedenken, daß nicht ihr Leben allein von ihrer Gesundheit abhänge. Bedeutungsvoll hatte er sie dabei angesehen und dann Karl von Nottorp ernst zugenickt.

Mühsam hatte Hilde einen Aufschrei unterdrückt. Es war also wahr, was sie in den einsamen Stunden voll Grübeln und Denkens sich als das Letzte, das Furchtbarste vorgestellt hatte — ein neues Band würde sich um sie und den Gatten schlingen, fester und unzertrennlicher, denn das alte. Unlöslich verknüpfte das Kind sie auch mit dem Leben. Unmöglich wurde die That, unausführbar das Geplante.

In dumpfer Betäubung hatte sie alles willenlos mit sich geschehen lassen. Man hatte sie zu Bette gebracht, wie eine Kranke. Dann hatte man sie gezwungen, zu essen und von dem kräftigen alten Rotwein zu trinken, der noch von den Zeiten der Nottorps her im Keller lagerte. Sie hatte keine Bewegung der Gegenwehr gemacht. Sie wußte nicht, ob sie krank war oder nicht. Ihr war es, als habe sie jetzt völlig das Gefühl ihrer Körperlichkeit verloren. Sie empfand nicht, was sie that, hörte nicht, was sie sprach. Sie hatte auch kaum darauf geachtet, daß der Gatte mit dem Arzte nach der Stadt gefahren war, um dort das Schlafmittel in Empfang zu nehmen. Sie, die bisher voll nie ruhender Angst den eigenen Schlaf bewacht hatte, aus Furcht vor dem verräterischen Worte, das ihr, der Schlummernden, dann entschlüpfen konnte — jetzt sträubte sie sich nicht gegen das Schlafmittel. Eine starke, wachsende Sehnsucht war in ihr nach Schlaf, nach Vergessen. Nur einmal nicht denken müssen, nur einmal ausruhen, nur einmal empfindungslos sein!

Dennoch schlief sie nicht. Regungslos lag sie in den Kissen, mit geschlossenen Lidern, hinter denen ihr die Augen brannten. Unaufhörlich zermarterte sie sich das Hirn, wälzte

sie den einen Gedanken: nun, wo das Kind zwischen ihnen stehen würde, war es da nicht Pflicht der Mutter, alles aus dem Wege zu räumen, was dem Gedeihen des Kindes hinderlich sein konnte? Eine Pflicht — heiliger als alles sonst auf der Welt?

Aber das Gedeihen des Kindes hing von dem innigen Zusammenwirken beider Eltern ab. Eltern, zwischen denen die Lüge und das Verschweigen herrschten, vermochten ihr Kind nicht zur Wahrheit zu erziehen. Eine Mutter, die voll Furcht vor dem Leben war, vermochte ihrem Kinde nicht jene reine Freude am Leben einzuflößen, den besten Schutz und Tröster im Leide. Karl von Nottorp besaß sie, diese stille Lust am Leben, die durch alle ihm widerfahrenen Anfechtungen nur gewachsen war. Je größer die Enttäuschung, desto mehr wuchs bei ihm die Hoffnung, die Zuversicht auf den endlichen Sieg. Sie aber, die Mutter, besaß sie nicht; weil sie nicht frei war, weil die Lüge auf ihr lastete, weil sie unaufhörlich vor der Offenbarung des Geheimnisses zitterte. Was der Vater also des Guten an dem Kinde that, das würde die Mutter wieder verderben.

Und es schien ihr doch so süß, zu leben und zu lieben; dem Manne zu leben, der sie liebte; dem Kinde zu leben, das sie liebte. Mann und Kind waren das, was ihr einziges, nie für möglich gehaltenes Glück ausmachte. Und nun besaß sie es, dieses Glück. Zu ihr gekommen war es, wie ein wonniger Wundertraum. Aber sie durfte den Märchentraum nicht träumen; von sich stoßen mußte sie ihn, wie etwas Feindliches, weil die Lüge in ihr war.

Mußte sie denn ewig in ihr bleiben, diese Lüge eines Anderen? Sollte sie die Last tragen bis ans Ende? Um eines Anderen willen, der sie nur mißbrauchte, dessen heiligste Pflicht es gewesen wäre, die Last von den ermattenden Schultern seines Kindes, die Lüge aus ihrem Herzen zu nehmen?

Sie hatte es ja schon immer gewußt, daß sie dem Vater nichts war, wie ein gefügiges Werkzeug für seine Pläne. Dennoch hatte die volle Erkenntnis, die aus dem geheimen Sinne seiner Worte zu ihr herübergedrungen war, sie mit Weh erfüllt Um einen Anderen litt sie, dem sie nichts galt.

Als er abgerufen wurde und, wie um Abschied zu nehmen, die Hand gegen sie ausgestreckt hatte, war sie aufgeflammt. Sie hatte diese Hand fast zurückgestoßen; in ihren Augen nicht mehr die frühere stumme Bitte — nun das ungestüme Verlangen, den gebieterischen Befehl.

Sprich, wenn du nicht willst, daß ich an dem Schweigen sterbe!

Bleich hatte er sich abgewandt und war wortlos gegangen. Sie aber lag seitdem und sann. —

* * *

„Hilde!“

Sie hatte das Oeffnen der Thür nicht gehört. Nun, da die bekannte Stimme an ihr Ohr drang, schreckte sie empor und öffnete die Augen. Eben hatte sie an ihn gedacht voll bitterer Anklage, und nun kam er zu ihr, hastig, lebhaft, triumphierende Freude auf dem harten Gesichte. In seinen Händen hielt er ein Blatt Papier, das er ihr hinstreckte.

„Lies das, Hilde!“ rief er. „Und du wirst sehen, daß all deine Angst und Sorge vergebens gewesen sind!“

Erregt nahm Hilde das Blatt und las. Starke, ungelenke Schriftzüge, wie von einer des Schreibens ungewohnten Hand. Als sie die Unterschrift sah, erblaßte sie.

„Von Dittmar?“ flüsterte sie atemlos, während ihre Hände zu zittern begannen. Schon der Name des Mannes erfüllte sie mit Furcht und Grauen. „Was will er? Um Gotteswillen, Vater, sage, was er will!“

Amtmann Dreßler lachte, fast belustigt.

„Aber so lies doch! Er hat's doch klar und deutlich geschrieben! Daß er mir heute noch den Waldhammer übergeben wird!“

Verständnislos starrte sie ihn an.

„Den Waldhammer? Dir? Wozu?“

Er nickte.

„Ach ja, du weißt ja nicht, daß ich ihm das Haus abgekauft habe.“ Wieder lachte er. „Ja, ja, du glaubtest wohl, ich habe mich nun, wo du die Frau des Rottorp bist, beruhigt und unthätig die Hände in den Schoß gelegt? Weit gefehlt, wie du siehst!“ Und erkennend, daß sie ihn immer noch nicht

verstand, rückte er sich in seiner geräuschvollen Art einen Stuhl an ihr Bett und setzte sich zu ihr. „Gewiß, auf den ersten Blick sehen die paar Worte da auf dem Papier nach nichts aus. Amtmann Dreßler hat von Schmied Dittmar den Waldhammer gekauft und Schmied Dittmar benachrichtigt Amtmann Dreßler nun, daß die Schmiede zur Uebergabe an den neuen Besitzer bereit ist. Sehr einfach, nicht wahr? Und doch steckt ein tiefer Sinn darin! Denn — wer ist der einzige, wirklich gefährliche Mitwisser an der alten Geschichte? Wer hat das Papier in seinen Händen, jenes Papier, durch das allein die Geschichte bewiesen werden kann? — Schmied Dittmar! Schmied Dittmar allein kann zum Verräter an mir, an uns allen werden!“

Hilde wurde totenblaß.

„Allein?“ stammelte sie tonlos. „Er allein?“

Amtmann Dreßler nickte.

„Er allein! Und offen gestanden — ich hatte immer Furcht vor ihm. Er ist nicht der starke Mann, für den ihn die Leute halten. Er hat Begriffe, veraltete, kindische Begriffe von Recht und Gott, deren Sklave er ist. Wegen dieser Begriffe fürchtete ich, daß er eines Tages alles verraten würde. Ohne Schonung gegen sich selbst; nur dem Gebote jener Begriffe folgend. Aber nun — —“

Er hielt inne. Sein Triumph war so groß, daß er ihn am Sprechen hinderte.

„Nun?“ murmelte Hilde dumpf. „Nun, Vater?“

Er atmete tief auf, wie von einer Last befreit.

„Nun geht er fort von hier, weit fort, übers Meer, nach Amerika, um niemals zurückzukehren. Seine Tochter ist schon voraus, und die sonst zu ihm gehören. Niemals also wird er sprechen. Niemals wird er drüben erfahren, was er hier hätte erfahren können! Und was ihn dann zum Sprechen gebracht hätte, nach seinen kindischen Begriffen. Er geht, Hilde, er geht! Niemals wird er sprechen, niemals!“

Matt sank Hilde in die Kissen zurück.

„Aber auch der Beweis wird stumm werden, das Papier!“ fuhr Amtmann Dreßler fort.

„Denn, Hilde — und das ist das Wichtigste — heute noch wird Dittmar mir dieses Papier übergeben. So ist's ausgemacht und er hält sein Wort. Er mag sein, wie er will; aber sein gegebenes Wort hat er noch nie gebrochen. Endlich werden wir ganz ruhig sein, du und ich und wir alle!"

Sie lag lang ausgestreckt, mit blassem Gesicht, die Augen müde zur Decke des Zimmers emporgerichtet. Eine schmerzliche Frage sprach aus diesen glanzlosen, matt verschleierten Augen.

„Ruhig? Ganz ruhig . . . glaubst du es wirklich, Vater?"

Er nickte.

„Natürlich kannst du dich jetzt noch nicht an den neuen Gedanken gewöhnen. Aber das wird kommen, Hilde, schnell kommen. Ich hab' es ja gemerkt, daß du schwer daran getragen hast. Aber nun kannst du ganz ruhig sein, nun brauchst du dich nicht mehr davor zu fürchten, daß dein Mann es je erfahren könnte. Und damit du ganz sicher bist, damit du dich selbst überzeugst — ich könnte ja die ganze Sache erfunden haben, um dich zu beruhigen, nicht wahr? . . . Damit du dich also selbst überzeugst — soll ich dir das Papier da in deine Hand geben, damit du es selbst vernichten kannst?"

Er beugte sich über sie, um den Blick ihrer Augen zu erhaschen, dieser Augen, deren tödliche Mattigkeit ihn nun doch erschreckte. Sie wandte sie ihm zu, als habe sie seine Absicht erraten.

Ein seltsamer, verzweifelter Ausdruck war in ihnen. Hoffnungslos blickten sie.

„Vernichten soll ich es?" Sie lag noch immer ganz still, voll müder Traurigkeit. Dann aber kam es langsam, abgebrochen über ihre Lippen. „Das Papier — gieb es mir lieber nicht, Vater! Denn — ich weiß nicht, was ich damit thun würde — vielleicht würde ich es vernichten! — Vielleicht aber würde ich es ihm geben!"

Wie ein Schrei klang das Letzte. Sie war emporgefahren und starrte auf die Thür. Auf jene Thür, durch welche er, Karl von Nottorp, vorhin mit dem Arzte fortgegangen war, und durch die er im nächsten Augenblicke wieder eintreten konnte. Und ihre zarten Hände griffen nach ihr hin, als käme von dort her die Rettung, das Erbarmen.

Amtmann Dreßler war entsetzt aufgesprungen. Auch er blickte nach der Thür.

Aber sie öffnete sich nicht. Ein Hirngespinnst von ihm war es, daß er eben dort Karl von Rottorp gesehen hatte, wie er eintrat, bleich, drohend, alles wissend.

Dann wollte er auffahren, wollte dieses Weib da, das ihn unnötig folterte, mit Schmähungen überhäufen. Was quälte sie ihn mit ihren wahnwitzigen Vorstellungen? Warum hatte sie sich überhaupt in sein Geheimnis gedrängt? Warum diesen wilden Plan erdacht und ausgeführt, der ihm den Feind ins Haus brachte und jenem dieses Haus wieder überlieferte.

Seine Hände ballten sich.

Aber er bezwang seine Erregung, denn er war überzeugt, daß sie niemals die Kraft finden werde, ihrem Gatten die volle Wahrheit zu gestehen.

XXX.

Unterwegs hatte der Arzt Karl von Rottorp noch Verhaltungsmaßregeln gegeben. Hildes Krankheit schien ihn lebhaft zu beschäftigen. Immer wieder, wenn er den Gegenstand bereits erschöpft zu haben glaubte, kam er trotzdem auf ihn zurück. Unaufhörlich suchte er nach neuen Gesichtspunkten für dieses Leiden, dessen Entstehung er sich nicht zu erklären, dessen Entwickelung er nicht zu überblicken vermochte.

„Jeder Heilversuch ist da ein Gang ins Blaue, Ungewisse, solange wir die Wurzel des Uebels nicht kennen!“ sagte er und richtete auf Karl von Rottorp einen seiner scharfen Forscherblicke. „Können Sie mir wirklich keinen bestimmteren Anhalt geben?“

Karl von Rottorp sah offen zu ihm auf.

„Was ich weiß, habe ich Ihnen bereits mitgeteilt, Herr Doktor! Könnte es nicht ein erbliches Leiden sein? Hildes Mutter neigte ja ebenfalls zur Schwermut und Hilde selbst war allezeit ein stilles Kind. Ich habe sie eigentlich nie anders, als scheu und verschlossen gekannt. Sie hatte immer etwas Aengstliches, Furchtsames in ihrem Wesen. Allerdings ist sie, die Zarte, Empfindliche, in einer rauhen Umgebung

aufgewachsen, die wohl eine besondere Rücksicht auf Andersfühlende genommen hat!"

Der Doktor nickte lebhaft.

„Ja, der Vater! — Verzeihung, Herr von Rottorp, Amtmann Dreßler steht Ihnen nahe!" Er beugte sich nahe zu ihm vor und fuhr in leisem Tone fort, als scheue er das Ohr des Kutschers. „Ist Ihnen nicht aufgefallen, in welch seltsamem Verhältnis Hilde zu ihrem Vater zu stehen scheint? Schon damals, während des ersten Krankheitsanfalles, als ich sie behandelte, zeigte sie eine rätselhafte Scheu vor seiner Nähe."

„Auch ich habe Aehnliches bemerkt!" sagte Karl von Rottorp nun nachdenklich. „Niemals aber auch habe ich eine Regung kindlicher Zärtlichkeit für ihren Vater bei Hilde beobachtet, ebenso wenig allerdings bei dem Vater für die Tochter. Es ist fast, als wären sie einander völlig gleichgültig, völlig fremd. Als stünde etwas zwischen ihnen!"

„Das ist's!" rief der Doktor. „Es steht etwas zwischen ihnen, was Hilde krank gemacht hat und was sie nicht zur Genesung kommen läßt!" Er ergriff Karl von Rottorps Hand und drückte sie herzlich. „Es freut mich, daß Sie offen zu mir sind. Ebenso aufrichtig aber will auch ich zu Ihnen sein. Also — für mich steht es unumstößlich fest, daß Amtmann Dreßlers Nähe unheilvoll auf Hilde wirkt, daß eine Heilung ihres Leidens nur möglich ist, wenn sie aus dieser seiner Nähe gebracht wird. Und das ist Ihre Sache, Herr von Rottorp!"

Dieser nickte ernst.

„Verfügen Sie über mich, Herr Doktor!" sagte er einfach in einem schlichten Tone, der beredter war, als tausend Worte. „Ich habe meine Frau einst nicht aus Liebe geheiratet, aber jetzt habe ich sie lieb. Alles, was in meiner Macht steht, will ich thun, um sie mir zu erhalten!"

Der Doktor richtete sich auf.

„Dann also — gehen Sie fort von Haus Rottorp!" schloß er ernst und bedeutsam. „Wenigstens für einige Zeit! Denken Sie nicht an Ihr Werk. Das mögen Sie später vollenden, oder auch einem anderen übertragen. Jetzt steht Ihnen Hilde näher. Reisen Sie mit ihr. Vielleicht nach Italien,

vielleicht nach Griechenland, unter einen heiteren, sonnigeren Himmel, als der unsere ist. Unsere Natur hier ist zu schwer, zu gewaltthätig für sie. Dort aber, in der milden Luft, unter den lebensfrohen Menschen des Südens wird sie, hoffe ich, bald genesen. Dort wird sich auch ihr Herz leichter öffnen. In Ihre Macht wird es gegeben sein, zu erfahren, was Hilde bedrückt. Hilde liebt Sie, nutzen Sie also Ihre Macht über sie aus! Und wenn Sie alles erfahren haben, dann ein Messer an die Wurzel des Uebels und es ausgerottet mit Stumpf und Stiel! Was es auch kosten mag, was auch dabei geopfert werden muß. Verstehen Sie mich, Herr von Nottorp? — Ich bin ein alter Mann und habe viel Unkraut unter den Fingern gehabt in meinem langen Doktorleben, Unkraut, um das mir jede Handreichung leid gethan hat, ihm zu neuem, wucherischem Wachstum zu verhelfen; Ihre Frau aber — wenn ein Mensch überhaupt wert ist, daß ein anderer ihm ein Opfer bringt, dann ist's Hilde!"

Er hatte dem Ergriffenen noch einmal zugenickt. Dann hatte der Wagen vor seinem Hause gehalten, und Karl von Nottorp war dem Doktor hineingefolgt, das Schlafmittel in Empfang zu nehmen. In ernstes Nachdenken versunken war er dann nach Haus Nottorp zurückgekehrt, mit einem festen Entschluß.

Ja, Hilde stand ihm näher, als alles andere in der Welt. Seine erste, vornehmste Pflicht war die Arbeit an ihrem Wohle. Sie hatte vertrauensvoll ihre Hand in die seine gelegt und nicht widerstandslos durfte er sich diese zarte, scheue, zitternde Hand nun wieder entschlüpfen lassen.

* * *

Als er bei ihr eintrat, war sie allein. Sie hatte wohl sein Kommen gehört; denn sie saß aufrecht im Bette und sah ihm entgegen. Mit einem Blicke, der ihn seltsam berührte, Zärtliche Freude flackerte in den großen, dunklen Augen auf, um gleich darauf wieder zu erlöschen. Wie erstickt von einem jäh herabrieselnden Aschenregen. Matt sank sie in die Kissen zurück.

Er setzte sich zu ihr und nahm ihre Hand mit zartem Druck in die seine. Er sprach zu ihr, wie zu einem kranken,

verschüchterten Kinde. Nicht, daß er ihre Leiden mit einem besonderen Worte erwähnt hätte. Er that, als wäre sie gar nicht krank; als könne sie sich im nächsten Augenblick erheben und mit ihm gehen. Und er bemerkte wohl, wie sein ruhiges, scheinbar unbesorgtes Wesen ihr Linderung brachte. Sie lag still, ihm lauschend, unverwandt hingen ihre Augen an seinen Lippen. Ihre schmalen, weißen Hände lagen zusammengefaltet auf der Decke, ihr dunkles Haar schmiegte sich weich um das reine Oval ihres Gesichtes, in das langsam eine feine Röte stieg.

Er sah, wie schön sie war. Aber das allein war es nicht, was ihn rührte. Hinter ihrer jungen Stirn glaubte er die Gedanken zu sehen, wie sie verwirrt, geängstigt und haltlos durcheinander irrten. In dem zarten Körper da vor ihm flatterte eine scheue Seele, die sich nach Erlösung, nach Freiheit sehnte.

War's nicht auch ein tapferes Werk, dieser einen, armen, hungernden Seele Brot zu bringen? Ebenbürtig vielleicht dem anderen Werke, das tausend armen, hungernden Leibern Brot bringen sollte?

Aber als er davon sprach, daß sie fortgehen wollten von hier, nach dem Süden, brach ein heißes, sehnsuchtsvolles Licht aus ihren Augen.

„Fortgehen — von hier!“ wiederholte sie flüsternd, als könne sie an das Neue, Wunderbare noch nicht glauben. „Ach ja, es ist so dunkel hier, so kalt!“ Sie fröstelte leicht, wie in der Erinnerung an das strenge, herbe Leben ihrer Jugend. Dann aber lächelte sie. Wie der Abglanz eines fernen Sonnenlichtes erschien dieses Lächeln auf ihrem Gesichte. „Aber dort unten, wo es warm ist — wo der Himmel so blau ist — ach, vielleicht würde ich dort — allein mit dir — vielleicht —“

Sie hob ihren Kopf ein wenig von dem Kissen empor und hielt ihn so eine Weile vorgebeugt, das Gesicht nach oben gerichtet, die Augen halb geschlossen. Noch immer lächelte sie. Eine wohlige Empfindung schien sie zu durchrieseln. Als hülle sie jene ferne, erträumte Sonne bereits in ihren warmen Strahlenmantel ein.

„Und nicht wahr, Hilde, bald wollen wir dorthin gehen?“

„Bald, bald?“

„Bald, mein Kind! Darum aber mußt du schnell wieder gesund werden. Wenigstens so gesund, daß dir die weite Reise nicht zu schwer wird. Sieh, der Arzt sagt, du müssest Ruhe haben, müssest viel schlafen, um kräftiger zu werden."

Das Lächeln auf ihrem Gesicht erstarb. Müde fiel ihr Kopf zurück.

„Schlafen?" murmelte sie.

Er war zu einem kleinen Tische in der Nähe getreten und hatte dort den Schlaftrunk gemischt. Nun kam er mit dem Glase wieder zu ihr.

„Du hast ja gehört, was dir der Arzt vorhin verordnet hat!" sagte er sanft, bittend. „Willst du nun nicht trinken?"

„Trinken?"

„Damit du schlafen kannst!"

Sie fuhr auf. Ihre Augen öffneten sich weit. Ihre Hände streckten sich vor, voll entsetzter Abwehr. Durch ihren Körper lief ein furchtbares Zittern. Ein Keuchen kam von ihren Lippen.

„Schlafen soll ich? Du willst es? Du selbst?"

Er lächelte ihr beruhigend zu.

„Weil ich um dich besorgt bin, Hilde! Weil ich dich gesund und glücklich wissen möchte! Weil ich dich lieb habe, Hilde!"

Unendliche Bitterkeit lag auf ihrem bleichen Gesicht.

„Ach, wenn du mich lieb hättest — du würdest mich nicht quälen!"

„Quäle ich dich? — Das will ich nicht, Hilde, das nicht! Aber ich dachte, auch du sehntest dich nach Ruhe, nach Glück. Und wie kann Glück sein, wo keine Ruhe ist?"

Er strich ihr sanft über die brennende Stirn, während er mit der anderen Hand das Glas ihrem Munde näherte.

Mit seinem freien Arm umschlang er sie und drückte ihren Kopf an seine Brust.

Sie lag in seinem Arm. Sie hörte sein Herz klopfen, dieses zarte, liebevolle Herz. Aber auch das ihre klopfte. Die ungestümen Schläge erschütterten ihr den ganzen Leib, drangen ihr bis zum Haupte empor und verwirrten ihr den Sinn. Was sollte sie thun?

Wenn sie trank, wenn sie schlief, so, in seinen Armen einschlief, und wenn sie dann sprach ...

Er hielt ihr das Glas an die Lippen.

„Nicht wahr, Hilde, du trinkst?“

Hätte er es befohlen, sie würde es geweigert haben. Aber so, da er so bat ...

Ihre Augen richteten sich flehend zu ihm empor.

„Ich werde trinken! Aber ...“

„Aber ...“

„Du gehst dann, wenn ich eingeschlafen bin, gleich von mir? Wenn du bei mir bliebest und mich ansähest ... o, ich würde deine Augen im tiefsten Schlafe fühlen ... ich würde träumen ... wie ich schon einmal träumte! — Weißt du noch, jenen schrecklichen Traum, in dem ich sprach. Weil ich deine Augen im Traume sah. Sie fragten ... Versprichst du mir, daß du gehst, wenn ich einschlafe? Daß du mich allein lässest?“

Er las in ihrem entfärbten Gesicht eine rätselhafte Furcht. Ein heißes Mitleid schnürte ihm das Herz zusammen.

Er durfte sie nicht quälen. Nicht mit rauher Hand durfte er sich den Weg zu ihrem Vertrauen bahnen. Später, wenn sie ganz mit einander allein waren, wenn kein feindseliger Wille den ihren verwirrte, dann würde das Vertrauen von selbst kommen; wenn sie erkannt hatte, wie sehr er sie liebte, daß er um ihretwillen alles, auch das Schwerste, zu tragen vermochte.

„Ich verspreche es dir, Hilde!“

Ein tiefer Atemzug kam aus ihrer Brust. Aber er schien sie nicht zu erleichtern. Noch immer zitterte in ihren Augen jene blasse Furcht.

Er legte ihren Kopf an seine Schulter und hielt ihr das Glas an die Lippen. —

Karl von Nottorp ließ Hilde aus seinen Armen und setzte das Glas auf den Tisch zurück. Sie lag nun wieder ausgestreckt, mit den Augen seinen Bewegungen folgend.

„Du gehst nun, nicht wahr?“

Er sah sie besorgt an.

„Gewiß, Hilde! Ich bleibe im Zimmer nebenan. Wenn du mich brauchst ...“

Sie machte eine erschreckte Bewegung mit der Hand.

„Nein, nein! Wozu sollte ich dich brauchen? Du wolltest ja zum Feuerbruch hinunter. Geh' nur hin. Wenn du zurückkommst, werde ich ausgeruht sein."

Zögernd ging er zur Thür.

„Du wirst einschlafen?"

Sie nickte matt.

„Ich bin so müde! Ich werde schlafen."

Als er noch einmal zu ihr zurückblickte, hatte sie bereits die Augen geschlossen. Weiß lag ihr zartes Gesicht auf dem Kissen. Regungslos lag sie, wie eine Tote.

Aber da er die Klinke der Thür herabdrückte, erweckte sie der metallische Ton wieder. Zitternd fuhr sie empor und starrte zu ihm hinüber.

Nein, nicht zu ihm. Sie sah auf den Stuhl, der vor ihrem Bette stand. Ihre Augen waren weit geöffnet, ein brennender Blick war in ihnen, wie der einer verzweifelten, ringenden Seele. Und von ihren Lippen kam es wie ein Schrei.

„Das Kind will er mir nehmen, das Kind! Sagtest du nicht so, Vater? Aber das ist unmöglich, das kann er nicht! Was hab' ich denn so Schweres verbrochen, daß er das darf? Ich habe ja nur dir gehorcht, als ich schwieg! Und dir mußte ich doch gehorchen, du bist doch mein Vater!"

Sie hob wie beschwörend beide Hände gegen den leeren Stuhl. Es war, als ob sie mit einem Menschen spräche, der da saß, mit ihrem Vater, der dort gesessen hatte; als ob sie ein unterbrochenes Gespräch nun fortsetzte, nachdem der Schlaftrunk sie in einen wirren Zustand zwischen Wachen und Träumen versetzt hatte. Und ihr von einer namenlosen Angst erfülltes Gesicht zeigte, wie sehr sie litt.

War es nicht besser, sie zu wecken?

Karl von Nottorp wandte sich in der geöffneten Thür zurück.

„Hilde!" rief er sie sanft an. „Hilde!"

Sie zuckte zusammen, und ihre Augen wanderten den Weg vom Stuhle zur Thür, langsam, wie den Schritten eines Davongehenden folgend. Dann — plötzlich streifte sie die Decke von sich und sprang auf. Auf nackten Füßen stürzte sie über

den Teppich, zu Karl von Nottorp hin, und ihre Hände klammerten sich um seinen Arm, mit einem krampfhaft haltenden, zurückziehenden Griffe.

„Du antwortest mir nicht, Vater? Und du willst gehen! Wieder willst du mich allein lassen mit meiner Sorge, mit meiner Pein! Aber ich sage dir, ich ertrage es nicht länger! Merkst du denn nicht, daß es mir schon gegen meinen Willen über die Lippen bricht? Wenn du nicht willst, daß ich ihm entgegenstürze, daß ich ihm alles sage, alles, alles ... Du bleibst hier! Hörst du? Ich will, daß du bei mir bleibst, daß du mir antwortest!"

„Hilde!" rief Karl von Nottorp wieder. „Hilde!"

Laut rief er es, um sie zu erwecken. Im Innersten seiner Seele widerstrebte es ihm, sie bei ihrem unfreiwilligen Reden zu belauschen. Aber sie hörte nicht auf ihn.

Sie ließ ihn nicht. Mit leidenschaftlicher Gewalt zog sie ihn zurück zu dem Stuhle, auf den sie ihn niederdrückte. Dabei ließ sie seinen Arm nicht los. Jede seiner Bewegungen beobachtete sie, um ein Entweichen zu verhindern, das sie bei dem Anderen wohl argwöhnte, den sie im Traume vor sich sah. Eine ihr sonst fremde, fast verzweifelte Willenskraft schien ihre Muskeln zu stählen. Karl von Nottorp vermochte nicht aufzustehen, selbst wenn er es gewollt hätte.

Aber er wollte es nun auch nicht mehr. Von ihm selbst sprach sie offenbar mit ihrem Vater — hatte er also nicht ein Recht, zu hören? Und dann — er sah sie verzweifelt. Ihre Seele rang gegen etwas Finsteres, Furchtbares, unter dem sie zu ersticken drohte. War's nicht seine Pflicht, ihr Rettung zu bringen, gleichviel, ob sie es wollte oder nicht?

Er hörte — und überlegte. Rätlich erschien's ihm, auf ihren Ideengang einzugehen, um auf linde Weise das Fieber zu besänftigen, das sie durchschüttelte.

Voll heißen Mitleides sah er sie an.

„Wenn du willst," sagte er leise, „so bleibe ich bei dir, Hilde!"

Sie nickte demütig.

„Ja, du bleibst! Du mußt immer bei mir bleiben! Du darfst mich nie mit ihm allein lassen! Du weißt wohl, warum?"

„So hassest du ihn, deinen Mann?"

Der blasse Schimmer eines Lächelns stahl sich über ihr Gesicht. Ihre Augen blickten weich.

„Meinen Mann!" wiederholte sie langsam, mit einem unendlich zärtlichen Ausdruck, als bedeuteten diese beiden Worte für sie eine ganze Welt. „Ach, du weißt wohl, daß ich ihn lieb habe! Aber das ist es ja gerade, daß ich ihn lieb habe!" Das Lächeln verschwand, ihre Augen füllten sich wieder mit Verzweiflung. „Wenn ich ihn nicht lieb hätte, wär's ja nicht so schwer für mich! Einen edlen Menschen von ganzer Seele lieben, immer bei ihm sein und nie mit ihm sprechen dürfen, wie eine Frau mit ihrem Manne sprechen soll, immer ein Geheimnis vor ihm verbergen müssen — zu schwer!"

Sie schüttelte den Kopf. Herzzerreißend war der hoffnungslose Blick ihrer Augen.

„Wenn du es ihm dennoch sagtest, Hilde?"

Sie erbebte.

„Das sagtest du vorhin auch; um mich zu prüfen, um mich zu quälen. Sein Weib würde er verstoßen, sagtest du. Nein, nein! Ich muß schweigen, schweigen!... Ach, und es ist doch so schwer. Schon mehr als einmal glaubte ich es nicht länger ertragen zu können. Da oben, auf dem Balkon, weißt du, ich stehe oft da, und der Bilstein greift nach mir, deutlich sehe ich es, wie er die große Hand öffnet und die Finger gegen mich ausspreizt, eine namenlose Angst hab' ich immer vor dem Sprunge da hinab . . ."

Totenblaß schrie Karl von Nottorp auf.

„Hilde!"

Sie nickte düster vor sich hin ins Leere. Ihre Augen sahen starr gerade aus, als sähen sie dort das peinigende Bild vor sich.

„Ja, namenlose Angst! Ich bin ja noch so jung, ich möchte so gern doch noch ein wenig leben! Aber heute hätte ich es trotzdem gethan. Es war mir, als säße mir etwas im Nacken und drücke mir den Kopf hinab über das Gitter, und da schloß ich die Augen, weißt du, und dachte: nun thust du es! Aber gerade da rief jemand. Er rief, er. Unter mir stand er, auf dem Felsen, und schaute zu mir herauf

und winkte mir und rief. Wenn ich's nun gethan hätte, so wäre ich gerade vor ihm hingestürzt. So konnte ich es doch nicht thun?"

Sie bewegte leise die Hände, wie ein Nebelbild verscheuchend. Ihre Augen waren voll Mitleid, als erblicke sie das verzweifelte Gesicht des Mannes vor sich, wie er sich über sein Weib beugte, das tot zu seinen Füßen lag.

Karl von Nottorp starrte sie fassungslos an. Ein furchtbarer Verdacht stieg in ihm auf. Diese Gedanken, die Hilde da aussprach, ihr von seltsamen Empfindungen durchschüttertes Wesen, ihre abgerissenen, bald wild hinausgeschrieenen, bald müde gemurmelten Worte — war das alles nur ein Ausfluß dieser Krankheit, die sie verwirrte? Oder waren es die wilden Zuckungen eines bis in seine tiefsten Tiefen aufgewühlten Gewissens? Die Erregung erfaßte auch ihn. Auch über ihn kam nun etwas, wie ein Fieber. Wissen mußte er es nun, was sie vor ihm verbarg.

„Nein, so konntest du es nicht thun!" knüpfte er nach einer langen, schwülen Pause an ihre letzten Worte an, da er sah, wie sie in Nachdenken zu versinken schien.

„Aber du darfst es überhaupt nicht thun, Hilde. Du weißt doch, daß dein Leben nicht mehr dir allein gehört!"

Ein schmerzvolles Lächeln flog über ihr verhärmtes Gesicht.

„Ja, das Kind! Nein, nun darf ich es überhaupt nicht mehr thun! Aber —" Sie schrie plötzlich gellend auf und ihre Augen fuhren umher, wie eine Rettung, einen Halt suchend. „Was soll ich denn thun, Vater, wenn ich das nicht darf? Was soll ich thun, was? . . . Ach, ich leide zu furchtbar! Und ich darf nicht einmal sterben! . . . Und du siehst es und hast kein Mitleid mit mir. Dein Kind bin ich, aber du läßt mich leiden. Am liebsten wäre es dir wohl, wenn ich daran zu Grunde ginge. Ja, ja! das möchtest du! Dann könntest du ganz ohne Furcht sein. Dann wäre niemand mehr, der dich verriete. Alles ist dir gelungen, alle hast du beseitigt, die es wissen. Dittmar ist fort und Franz thut, was du willst, weil er an seinem Amte hängt, weil er sich vor dem Gerede der Leute fürchtet. Damit hast du ihn gefangen. Wie du mich damit gefangen hast, da ich doch meinen eigenen

Vater nicht verraten kann. Was aus mir wird, ist dir gleichgültig. Wenn ich mich jetzt da hinabstürzte, ich glaube, du würdest keine Hand rühren, um mich zurückzuhalten. Ja, du hassest mich nun wohl, weil ich es weiß. Wenn du dein Kind liebtest, so, wie Eltern ihr Kind lieben sollen ... weißt du, was ich thäte, wenn ich an deiner Stelle wäre? Ich würde nicht ruhig zusehen können, wie mein Kind verschmachtet! Lieber würde ich hingehen und mich selbst verraten. Ja, mich selbst. Und wenn mir auch der Tod drohte. Ehe ich duldete, daß mein Kind unter meiner Schuld verginge, eher würde ich meinen eigenen Kopf unter das Beil legen!"

Scharf stieß sie die Worte heraus. Ihre Brust keuchte, ihre Augen brannten und ihre Hände ballten sich in der Luft. Das war nicht mehr die sanfte Hilde, die vor jedem laut gesprochenen Worte furchtsam zurückbebte, nicht mehr das scheue, verschüchterte Kind, das seine Gedanken und Empfindungen keusch vor fremdem Auge in sein Herz verschloß — wie ein wildes Tier war sie, das sein Junges verteidigt.

Karl von Nottorp betrachtete sie erschüttert. Wie mußte sie gelitten haben, daß sich ihre Natur in ihr gerades Gegenteil zu wandeln vermochte! Und wie schwer mußte die Last sein, unter der sie litt!

Aber er gab keinen Laut von sich. Er merkte es: sie würde sprechen, ohne daß er etwas dazu zu thun brauchte. Mit elementarer Gewalt quoll das Geheimnis aus ihr hervor, nun, wo die Herrschaft des Willens gebrochen war unter dem übermäßigen Druck des Leides.

Ein schwüles Schweigen herrschte nach Hildes letzten Worten. Nach dem furchtbaren Ausbruch ihres Zornes, ihres Hasses gegen den Vater war etwas wie eine plötzliche Erschlaffung über sie gekommen. Ihre Hände waren wieder herabgesunken, ihre Augen blickten müde und ein leises Schluchzen erschütterte ihre Brust.

„Und doch könntest du dein Kind retten!" sagte sie murmelnd, in einem traurigen, klagenden Tone, als male sie sich mit ihren Worten eine Hoffnung hin, an die sie selbst nicht glaubte. „Wenn du es ihm sagtest, du selbst! Ach, ich weiß ja, du wirst es nicht thun, du wirst es nicht von

mir nehmen!... Und doch wäre es nicht zu schwer für dich! Jetzt, wo er zu uns gehört, wo er dich selbst Vater nennt — glaubst du, daß er jetzt noch das Aeußerste gegen dich thäte? ... Haus Nottorp gehört nun doch wieder ihm; durch mich hast du es ihm doch zurückgegeben. Was sollte er also für einen Grund haben, dich hart zu strafen? Er ist mild und gut. Er haßt dich nicht. Er haßt überhaupt niemand. An seinem Werke kannst du erkennen, daß er die Menschen liebt. Nur ihr Gutes will er. Und dir allein sollte er Böses wollen? — Gewiß, was du thatest, war nicht gut; ein Unrecht war's, ein Betrug. Du hättest deine Hand nicht an das fremde Gut legen dürfen, hättest nicht zu deinem Eigentum machen dürfen, was dir nur anvertraut war von seinem Vater, damit du es dem Sohne bewahrtest. Du aber nahmst es. Dein Begehren wurde wach, machte dich schwach, und da betrogst du ihn darum!"

Sie nickte traurig vor sich hin. Im Geiste schien sie sich die Versuchung vorzustellen, wie sie an ihren Vater herangetreten war. Und etwas wie eine Entschuldigung für ihn klang aus dem Ton ihrer Worte. Gewiß, er hatte ein Verbrechen begangen, aber er war ein Mensch, ein schwacher Mensch.

Karl von Nottorp saß regungslos. Er hörte. Was er einst geahnt, drang aus Hildes Worten nun als Wahrheit zu ihm herüber: Amtmann Dreßler war ein Fälscher und Betrüger!

Dennoch ergriff ihn die Wahrheit nicht so, wie sie dies wohl gethan haben würde, wenn sie ihm früher geworden wäre; an jenem Abend, da er als Bettler von Haus Nottorp geschieden war. Damals würde er den Schuldigen erbarmungslos unter seine Füße getreten haben. Nun aber dachte er nicht mehr so. Er selbst merkte es mit Staunen, wie sehr diese Zeit des eigenen Leides und der allgemeinen Not sein Fühlen und Denken verändert hatte. War er nicht selbst schwach gewesen?

Als er Hilde Dreßler zu seinem Weibe gemacht, hatte er es zunächst nicht gethan aus einem zwingenden Drange seines Herzens heraus. Er hatte es gethan, weil das Werk lockte. Weil Hildes Hand ihm gleichzeitig die Erfüllung des Werkes versprach.

In Hilde war die Versuchung an ihn herangetreten und er war ihr erlegen. Zwar geschah's nicht zu eigenem Vorteil, nicht aus eigennützigem Streben heraus, sondern zum Wohle der Allgemeinheit. Aber selbst dann — konnte der heilige Zweck auch das verwerfliche Mittel heiligen?

Und hatte Amtmann Dreßler nicht Aehnliches gethan? War's die Schuld des Mannes, wenn ihm der Zug zum Hohen, Heiligen fehlte? Vordem hatten nicht Generationen von Vorfahren ihr Höchstes in der Pflege des Heiligen erblickt, hatten ihre Kinder zu treuen Hütern und Förderern des hohen Werkes erzogen. Einem Geschlechte von Knechten entstammte jener, durch die jahrhundertelange Not des Leibes auf das Niedere, Unheilige gedrängt und angewiesen, nach Knechtes Art die Hände nach dem lockenden Besitz ausstreckend, der ihm die Erhebung aus der Niedrigkeit verhieß. War's da nicht zu begreifen und zu entschuldigen, wenn er nach jedem Mittel griff, gleichviel ob gerecht oder ungerecht?

Geschöpfe fremder Fähigkeiten waren beide, Nottorp und Dreßler, fremder Tugenden und Untugenden. Und wenn die Nottorps dem Jüngsten ihres Geschlechtes so viel des Schönen vererbt hatten, war's nun sein Verdienst, daß er es besaß?

Ein weiches Lächeln zog für einen Augenblick um Karl von Nottorps Lippen. Jenes Mitleid lebte wieder in ihm, dasselbe Mitleid mit der Schwäche der Menschen und mit der eigenen Schwäche, das ihn einst Regine verzeihen ließ, das ihn unter die hungernden Bauern des Thales geführt hatte, das in ihm den Vorsatz zu dem Werke erweckt hatte. War's nicht eine Schwäche von ihm, daß er nun Mitleid mit Hildes Vater empfand, mit diesem Menschen, der aus niederen Beweggründen ein Verbrecher geworden war, daß er ihn schon zu entschuldigen strebte.

Er lächelte über sich selbst. Aber er war nun einmal so schwach. Und er entschuldigte sich vor sich selbst.

Dennoch brachte ihm das keine Ruhe. Eine Frage noch war in ihm, eine furchtbare Frage, vor der er zurückbebte. Wenn ihm nur die erspart blieb! Wenn ihn das Schicksal nur nicht vor die stellte!

Mit angstvollem Forschen sah er auf Hilde. Und da sie fortfuhr, zu sprechen, fühlte er, wie er blaß wurde und kalter Schweiß ihm die Stirn bedeckte.

„Du warst schwach und da vermochtest du der Versuchung nicht zu widerstehen!“ murmelte sie. „Das wird er einsehen, Vater, und darum wird er dir verzeihen. Das kann er verzeihen; denn was gilt ihm äußerer Besitz? Nur eines könnte er nicht verzeihen, eines!“ Mit plötzlich hervorbrechender Angst beugte sie sich vor und ergriff die Hand des vor ihr Sitzenden. Und leise, ganz leise kam es von ihren Lippen, als scheue sie den Klang der eigenen Worte. „Sieh, ich will dir nun alles sagen, was in mir ist. Ganz begreifen sollst du, warum ich so zittere, warum ich nicht zu leben wage. O, ich fürchte mich, Vater, ich fürchte mich! Denn, nicht wahr, als jener starb, Heinrich von Rottorp, sein Vater — du benutztest nur die lockende Gelegenheit, Vater? Du führtest sie nicht herbei? Du trägst keine Schuld an seinem Tode?“

„Hilde!“ — — —

Als ein furchtbarer Schrei drang das Wort an Hildes Ohr. Wie der Stoß eines Schwertes fuhr er ihr ins Herz. Totenblaß zuckte sie empor. Diese Stimme? —

Was war geschehen? Hatte sie es nur geträumt, daß sie eben mit dem Vater gesprochen? Zu ihr hereingekommen war er, nachdem Karl von Rottorp gegangen. Deutlich hatte sie sein Gesicht vor sich gesehen, hatte sie seine Stimme gehört. Miteinander gesprochen hatten sie. Von dem Kinde, von ihrer Furcht, von der Last, die auf sie drückte. Gebeten hatte sie ihn, die Last von ihr zu nehmen, hatte ihm den Weg gezeigt —

Und nun — wo war er?

An seiner Stelle Karl von Rottorp, bleich, wühlenden Schmerz in den Zügen, ihre Hände in den seinen pressend.

„Hilde!“

Wirr fuhren ihre Augen über sein Gesicht.

„Was — was hab' ich —? Hab' ich etwas gesagt?“

Sie begegnete seinen Augen. In ihnen stand es. Sie hatte gesprochen. Er wußte es nun.

* * *

Heiser klang seine Stimme, wie aus weiter Ferne. Er fragte — und Hilde antwortete; beide in kurzen, abgerissenen Worten. Nur das unumgänglich Notwendige.

„Woher erfuhrst du es?"

„Von ihm selbst!"

„Er sagte es dir? Freiwillig?"

„Nicht freiwillig! Ich hörte ihn mit Franz darüber sprechen. Ich kam dazu. Ich wollte es nicht. Aber sie sprachen laut. Sie glaubten sich allein. So erfuhr ich's!"

„Wann wars? Wußtest du es damals schon, als ich zurückkam? Als du mir jenen Schlüssel brachtest?"

„Damals wußte ich's noch nicht. Viel später war's; am Abend des Tages, als du zur Hauptstadt reistest!"

„Und es machte dich krank!"

„Es war so schwer!"

„Denn du mußtest schweigen!"

Sie nickte langsam, düster.

„Schweigen!"

„Er ist dein Vater ...." Er sah an ihr vorüber, um sie zu schonen. Wie sie da vor ihm stand, niedergedrückt von der Schmach des Mannes, der ihr Vater war, zerriß sie ihm das Herz. „Und — sprach er auch davon, wie mein Vater starb?"

„Er sagte es so, wie er es auch dir gesagt hatte! Nur —"

Sie stockte. Sie wurde noch bleicher, als zuvor. Ein Beben ging durch ihren Leib.

Auch Karl von Nottorp zitterte. Nun kam die Frage.

„Nur?" wiederholte er dumpf. „Sprich zu Ende! Nun muß ich alles wissen!"

Sie neigte das Haupt.

„Ja, das mußt du!" Und sie fuhr fort. „Nur nannte er einen anderen Namen ..."

„Als den des Mörders? Mir nannte er Bertrand, den französischen Kapitän! Der also war es nicht?"

„Der nicht!"

„Wer aber?"

„Dittmar!"

„Der vom Waldhammer?"

„Ja; er that's, weil dein Vater ihn ehrlos gemacht hatte im geheimen Gericht!"

„Im geheimen Gericht! — Wer aber verriet's ihm?"

„Ich weiß es nicht!" murmelte sie tonlos.

„Hilde!"

Seine Stimme klang flehend —

Hilde schlug die Hände vors Gesicht. Sie schluchzte, lautlos, gebrochen.

„Ich weiß es nicht —, wenn ich es wüßte, würde ich es sagen."

„Du glaubst also, daß dein Vater ...?"

Er vollendete nicht. Sie hatte sich umgewandt, den Kopf in die Decke wühlend. Still lag sie so, nur ihre zarten Schultern zuckten krampfhaft. Sie weinte, aber sie hatte keine Thränen.

Und es war eine lange, lange Stille zwischen beiden.

„Wo ist er jetzt?"

Müde hob Hilde ein wenig den Kopf.

„Bei Dittmar. Der geht morgen von hier fort; weit fort, übers Meer, und kommt nicht zurück. Er hat das Papier, das in deines Vaters Kassette gefunden wurde."

„Den Beweis, daß Haus Nottorp nicht dem Amtmann Dreßler gehört?"

„Ja ..."

„Und den soll Dittmar nun herausgeben? Darum hat dein Vater den Waldhammer gekauft?"

„Darum ..."

Er machte eine Bewegung zur Thür, wie um zu gehen. Hilde fuhr auf und sah scheu zu ihm hinüber.

„Du gehst? Zu ihnen?"

Ernst erwiderte er ihren Blick.

„Zu ihnen! Ich muß die Wahrheit kennen, bis auf den letzten Rest. Wenn dein Vater jene Schuld auf sich geladen hat, wenn er veranlaßte, was Dittmar that ..."

Er vermochte nicht weiter zu sprechen. Seine Stimme ging in einem Schluchzen unter, das aus seinem Herzen heraufdrang, unaufhaltsam, seine ganze, starke Gestalt erschütternd.

Sie weinten, einer vom anderen getrennt durch die ganze Breite des Zimmers. Aber als Hilde seine gebrochene Stimme hörte, raffte sie sich auf und kam zu ihm. Sie sank vor ihm nieder auf die Kniee, ihr Kopf fiel auf den Boden, ihre Hände umfaßten seine Füße.

„Thu' mit uns, was du willst!"

Hastig wich er vor ihr zurück, wie ihre Berührung fliehend. Ohne ein Wort wollte er von ihr gehen; von ihr, die ihn in diese Pein gebracht. Leichter wär's ihm gewesen, wenn Hilde Dreßler nicht sein Weib geworden wäre.

Aber da er in der Thür stand, zwang etwas seinen Blick zurück. Sie lag nun ausgestreckt auf dem Boden; über ihre zusammengezogenen Lippen drang kein Laut; aber ihre Augen sahen zu ihm empor, aus dem bleichen, armen Gesichte, in welches ihr wirres Haar hing.

Und aus ihren Augen sprach ein hilfloser Blick.

Ehe er es selbst wußte, hatte er sie emporgezogen und in seine Arme genommen. Und nun lag ihr Kopf an seiner Brust, und ihre Thränen vermischten sich.

„Hilde, als du deine Hand in die meine legtest — geschah es, weil dein Vater es wollte?"

„Er wollte es nicht ..."

„Aber du! Und was dachtest du?"

Sie sah ihn an.

„Ich dachte, Haus Nottorp würde dein, ohne daß der Vater büßen müsse, was er gethan!"

„Nur um deinen Vater thatest du's? ... Hilde! Nur um deinen Vater?"

Sie bebte in seinen Armen.

„Nicht nur um ihn!" sagte sie leise.

„Aber wie dachtest du dir, was kommen würde? Dachtest du nicht daran, wie wir nebeneinander leben würden und nicht miteinander?"

„Ich dachte daran. Aber da du mich nicht liebtest ... Du hattest dein Werk — und dann ..."

Sie vollendete nicht. Ein Schauer ging durch ihren Leib. Unwillkürlich umklammerte sie Nottorp mit ihren Händen.

Er nickte.

„Und dann wolltest du sterben!“ vollendete er in einem zitternden Tone. „Sterben für mich! — Aber das sollst du nicht, Hilde! Leben sollst du für mich! Für mich und unsere Zukunft!“

Leise weinte sie.

„Und du willst, daß ich weiter lebe?“

Er antwortete nicht. Er hob sanft ihren Kopf und sah ihr tief in die großen, verweinten Augen, in denen etwas aufglomm, wie eine neue, zarte Hoffnung; und küßte ihren blassen Mund.

Dann löste er sich sanft aus ihren Armen.

„Ich gehe nun, Hilde!“

Sie erschrak.

„Dennoch willst du gehen?“

Ruhiger Ernst lag auf seinem Gesicht.

„Sagte ich dir's nicht, daß ich die Wahrheit kennen muß bis auf den letzten Rest? Nichts mehr darf zwischen uns stehen. Dann erst wird es uns gelingen, alles zu überwinden, alles zu vergessen. Denn wir wollen vergessen, Hilde! Vergessen wollen wir, damit wir miteinander und für einander leben können.“

Noch einmal küßte er sie, wie er sie nie zuvor geküßt hatte. Und sie erwiderte den Kuß. In diesem Kusse küßten sich ihre Seelen.

Ermutigend lächelte er ihr dann zu und ging. Mit diesem Kuß ging er von ihr, mit diesem Lächeln.

XXXI.

Dittmar sah auf die Uhr. Vor zwei Stunden hatte er den Brief an Amtmann Dreßler dem Förster zu Haus Nottorp übergeben. Der Förster hatte versprochen, ihn dem Amtmann sofort zu bringen. Eine halbe Stunde mochte immerhin darüber verstrichen sein. Dann hatte Amtmann Dreßler es jedoch sicherlich gelesen. Und er würde nicht zögern, zu kommen, und endlich das Papier in Empfang zu nehmen, das ihm Ruhe und Sicherheit brachte. Gleich also mußte er da sein.

Es war Zeit.

Dittmar zog das Licht aus dem Strohsack seines Bettes, in dem er es verborgen. Dann zündete er die Laterne an und stieg in den unterirdischen Gang hinab. Etwas wie ein Schauer überlief ihn, als er die Thür geöffnet hatte und eine dumpfe Moderluft ihm entgegenschlug. Aber dann reckte er sich auf. Mit einem finsteren, hohnvollen Lachen ging er weiter, langsam, bedächtig seine Schritte zählend. Einhundertvierundachtzig Schritte maß der Gang bis zu der Stelle, über der das Wasser des Sees gluckste, an der jene drei Fässer standen, gefüllt mit der feinkörnigen, schwarzen, metallisch schimmernden Masse, in der die Vernichtung schlummerte; für Dittmar die Erlösung.

Aber er ging nicht geradenwegs hin. Vorher machte er noch einmal Halt; da, wo der Gang sich für einen Augenblick erweiterte, um etwas wie eine kleine Halle zu bilden. Bis hierher war Dittmar gekommen, als er das letzte Mal den Gang betreten; an Barbas Hochzeitstage. An dem Tage, da sie Henne Wulffs Weib wurde und da der Andere gekommen, um sie für sich zu fordern.

Dittmar beugte sich hinab und leuchtete mit der Laterne in einen Winkel. Etwas Unförmliches, Dunkles, Regungsloses lag dort. Ein Haufen von Lumpen schien's, wie von achtloser Hand hier abgeworfen. Aber zwischen ihnen lugt etwas hervor, etwas Starres, Bleiches — ein Gesicht mit gespaltener Stirn.

Hier hatte Dittmar an jenem Tage den Toten von sich geworfen, als von oben aus dem Hause her der heimkehrenden Barba rufende Stimme an sein Ohr gedrungen war. Eilig war er zurückgelaufen, damit sie ihn nicht suche und vielleicht auf die Spur des Ganges komme; hatte unterwegs sich gewaltsam zu der starren Ruhe gezwungen, unter der er das Geschehene verbarg.

Auch jetzt war er ruhig. Für ihn gab es nichts mehr, was in ihm Furcht oder auch nur Anteil erregt hätte. Nur eines beschäftigte ihn noch: das Ende. Und das Ende war da. In dieser seiner Hand hielt er es, mit der er das Licht umfaßte. Das Licht würde das Ende wecken, die Vernichtung.

Auch war der Tote still. Er forderte nun nichts mehr. Er drohte nicht mehr, er klagte nicht an. Ihm war sein Recht geworden.

Sein Recht?

Dittmar lachte. Er lachte über das Recht. Was war's denn, dieses Recht, das der Mensch zu besitzen wähnte? Lug und Trug war's. Lug und Trug war alles, was der Mensch besaß. Gerade das Heiligste in ihm war Trug. Trügerisch waren die Gedanken des Hirns, trügerisch die Empfindungen des Herzens. Wahrheit allein war der Tod.

Wahrheit sollte auch dem Amtmann werden; dem, der immer und überall gelogen und betrogen hatte. Nun sollte er ihr endlich einmal ins furchtbare Gesicht sehen, sollte jenes tötliche Entsetzen verspüren, das Dittmar verspürte, als sich ihm das Gesicht der Wahrheit enthüllt hatte. Auch ihm sollte sein Recht werden.

Dittmar richtete sich auf. Ruhig ging er weiter, öffnete die Deckel der Fässer und steckte das brennende Licht in die schwarze Masse des mittelsten. Bis zu dem letzten Striche tauchte er es hinein. Eine Stunde würde es brennen, ehe die Flammen zu den Körnern kommen würden, den Samenkörnern der Vernichtung. In einer Stunde würde auch Amtmann Dreßler da sein. Beide würden sie dann das Ende sehen, vereint, wie die Lüge sie vereint hatte.

Eine Zeitlang starrte er in das ruhig brennende Licht. Dann bückte er sich hinab, um die Kasette aufzunehmen, in der das Papier war. Aber er besann sich. Mochte Amtmann Dreßler es sich selbst holen. Um das Papier würde er den Gang wagen.

Er ging zurück, wie er gekommen, mit der Laterne seinen Weg beleuchtend.

Oben im Herdflur angekommen, sah er um sich. Befriedigt nickte er vor sich hin. Alles war bereit.

Auf dem Herde brannte ein Feuer, das den Raum tageshell erleuchtete. Vor dem Herde stand der Tisch, den er aus seiner Stube hergeschafft hatte. Auf dem Tische lagen seine beiden Jagdbüchsen, die er vorhin sorgfältig geladen. Ein Beutestück war die eine. Die letzte Kugel war ihr entflogen damals in jener Stunde bei der Waldhütte am Bühl. Da hatte Heinrich von Rottorp zum letzten Male den Drücker der Waffe berührt, die er im Kampfe gegen den Erbfeind hatte führen wollen.

Die andere Büchse war Dittmars Eigentum. Aus ihr hatte die Lüge ihr furchtbares Wort gesprochen.

Pulverhorn und Kugeln lagen neben ihnen.

Ueber dem Herde an der Wand aber hing die Uhr. Sie war schon alt. Leise tickte das Pendel wie das schwache Herz eines Greises. Dennoch ging es noch; solange, wie das Licht unten brannte. Neben dem Tisch stand der Stuhl. Dort mochte Amtmann Dreßler sich ausruhen, von dem Gange aus dem Thale herauf, dort auch mochte er ruhen für den anderen Gang, der ihn wieder hinabführte — hinab mit den Wassern des Sees.

Alles war bereit. Und nun schlug der Hund an. Von draußen drückte eine Hand auf das Schloß der Thür in der Umfassungsmauer. Dittmar ging zu öffnen.

Es war Amtmann Dreßler.

Eine verlegene Scheu lag auf seinem Gesicht, als fühle er sich von Dittmars Gegenwart belästigt. Dennoch vermochte er nicht ganz den geheimen Triumph zu verbergen, der in seinen Augen lachte.

Dittmar sah ihn, und auch er lachte. Mit diesem lautlosen Lachen schritt er dem Amtmann voran zum Hause.

„Laßt Ihr das Hofthor offen?“ fragte dieser etwas erstaunt, die ungewohnte Sorglosigkeit des Hammerschmiedes bemerkend, um dann mit einem Blick durch den Herdraum hinzuzusetzen: „Nun ja, Furcht vor Dieben braucht Ihr wohl nicht mehr zu haben. Hier ist nun wohl nicht mehr viel zu holen!“

Dittmar nickte seltsam.

„Glaubt Ihr, Amtmann? Vielleicht, daß Ihr Euch irrt! Daß bei Dittmar doch noch etwas zu holen ist!“

Jener machte eine lebhafte Bewegung mit der Hand.

„Ach, Ihr meint das Papier! Nun, wo habt Ihr es? Schnell, gebt es mir heraus. Ich habe nicht viel Zeit übrig!“

„Glaub's!“ murmelte Dittmar mit jenem finsteren Lachen seiner Augen. „Glaub's, Amtmann! — Aber noch eine kleine Frist möcht Ihr mir gönnen. Mir fällt eben ein, daß noch etwas zu ordnen ist!“

Er beugte sich zu dem Hunde herab, der ihn umsprang. Auch der Hund war schon alt; wie die Uhr, wie das Gewehr

dort auf dem Tische. Auch der Hund war dabei gewesen, als jener Schuß gefallen, draußen bei der Waldhütte am Bühl.

Und der Hund hatte alles gesehen und geschwiegen, wie der Wald.

Dittmar befahl ihm, auf den Hof hinaus zu gehen; indem er ihm mit leiser Hand einmal über den klugen Kopf strich. Der Hund sah seinen Herrn an mit jenem verständnisvollen Blick, der fast der Blick eines Menschen war. Dann gehorchte er. Langsam ging er hinaus.

Dittmar sah ihm nach. Er hatte das eine Gewehr vom Tische genommen und hielt es in den Händen. Als der Hund über die Schwelle schritt, schoß er. Das Tier brach getroffen auf der Schwelle zusammen. Keinen Laut gab es von sich. Es sah nur seinen Herrn an, mit einem unbeschreiblichen, fragenden Blicke.

Warum thatest du mir das? ...

Dann verendete es.

Amtmann Dreßler war bei diesem Schusse bleich zusammengefahren und unwillkürlich vor Dittmar zur Seite getreten.

„Wie Ihr mich erschreckt habt, Mann!“ stammelte er. „Und warum tötet Ihr den Hund?“

Dittmar hatte ihn scharf beobachtet. Er stand nun am Tisch und lud das Gewehr von neuem.

„Fürchtet Ihr Euch schon vor dem bloßen Knall, Amtmann? Was würdet Ihr da erst thun, wenn Ihr solch ein Rohr mit einer Kugel drin auf Euch selbst gerichtet sehet? — Kein Spaß, nicht wahr? — Ja, das hat wohl schon mancher gemerkt, wenn's um Tod oder Leben ging. — Und warum ich den Hund erschoß? — Mein Gott, er ist alt, und Ihr wißt ja, die Alten müssen gehen. Wohl ihnen, wenn's eine wohlthätige Hand ihnen leicht macht! — Auch hätte ich ihn auf der langen Reise nicht brauchen können. Wozu ihn also schonen? War ja nur ein Hund, Amtmann! Und ein Hund verdient keine Schonung. Hat denn ein Mensch Schonung für den anderen? Auge um Auge geht's da, Zahn um Zahn! — Und dann, müßt Ihr wissen, der Hund war ein Schuft. Er hat's gesehen, was damals geschah bei der Waldhütte am Bühl und hat dazu geschwiegen. Der Hehler ist so gut wie der Stehler! So war's sein Recht,

was ihm geschah! — Aber ich hatte noch einen Grund!“ setzte er nach einer Pause hinzu, während er eine Kugel in den Lauf des Gewehrs stieß. „Ich wollte mich überzeugen, ob das Ding da wirklich so schlecht schießt. Es hat nämlich ’mal in einem entscheidenden Augenblicke vorbeigeknallt. Kennt Ihr’s nicht wieder? Da, seht nur das Zeichen hier am Kolben!“

Er hielt dem Amtmann das Gewehr vor die Augen. Und Amtmann Dreßler sah, daß in das Holz des Kolbens ein Namenszug geschnitzt war. H und N mit einer Freiherrenkrone darüber. Er schrie auf.

„Um Gotteswillen, Dittmar, das ist doch nicht ...?“

Seine Zunge sträubte sich gegen den Namen. Entsetzt starrte er auf das Gewehr, als stiege da aus den gekrönten Buchstaben eine düstere, schattenhafte Gestalt empor.

Dittmar strich mit der Hand darüber hin und legte die Waffe dann auf den Tisch zurück.

„Heinrich, Freiherr von Nottorp!“ sagte er schneidend. „Das Gewehr ist’s, aus dem er auf mich schoß, das mich fehlte. Damals nahm ich’s als gute Beute, als mein Recht an dem Besiegten. Denn Ihr wißt ja, das Recht war bei mir, nicht bei dem Nottorp. Ihr selbst sagtet es wenigstens, und nicht wahr, auch heute ist’s noch so?“

Zwingend glühten seine Augen den Zitternden an. Der nickte gewaltsam.

„Auch heute noch, Dittmar!“

Dittmar neigte das Haupt.

„So ist’s gut! Also kommt, daß ich Euch den Lohn gebe!“

Er wandte sich zu der Thür, die zum Keller hinabführte. Amtmann Dreßler folgte ihm nicht. Fassungslos stand er, von einem unbestimmten Grauen gepackt.

„Was habt Ihr vor, Dittmar?“ stammelte er. „Wohin wollt Ihr mich führen?“

Dittmar ergriff die Laterne und setzte sie in Brand.

„Zu dem Lohne, Amtmann, zu dem Papier. Oder verzichtet Ihr darauf? Ist’s Euch lieber, wenn es bleibt, wo es ist? Wenn’s vielleicht ein anderer findet, der’s dem Nottorp bringt? — Kommt nur ohne Furcht! Auch könnt Ihr Euch dann gleich überzeugen, ob ich es gut verwahrte!“

Er winkte jenem zu. Und wie einem höheren Zwange gehorchend, folgte der Amtmann.

* * *

Das Licht brannte noch. Matt leuchtete sein weißer Schein den Nahenden entgegen.

„Ein Licht?“ fragte Amtmann Dreßler schwer atmend. „Ist jemand dort?“

Dittmar, der voranging, wandte sich halb zu ihm um. Seine Augen forschten voll Hohn in dem blassen, zuckenden Gesicht.

„Niemand, Amtmann. Wir sind allein, ganz allein. Alles, was hier ist, schweigt. — Ich stellte das Licht hierher, vorhin, ehe Ihr kamt, nur, damit Ihr besser sehen könntet. Ein gewöhnliches Talglicht, wie wir niederen Leute sie uns selbst gießen. Ein harmloses Licht. — Aber was horcht Ihr?“

Sie standen unter der Felswölbung. Von oben her drang ein seltsames gurgelndes Rauschen herab.

„Als wenn's Wasser wäre!“ murmelte der Amtmann.

Dittmar nickte.

„Ist's auch! Ihr kennt doch den Bergsee oben, vor dem Hammer, um den sie den künstlichen Steindamm gezogen haben, damit das Wasser nicht zu Thal stürzt und alles vernichtet, wie's schon einmal geschehen sein soll, vor Jahren. Unter dem Bergsee stehen wir. Und das Glucksen und Murmeln des Wassers ist's, was Ihr hört. Aber Ihr zittert ja, Amtmann! Was ist Euch? Ihr fürchtet Euch doch nicht? — Seid unbesorgt, der Steindamm hält. Nicht umsonst ziehen sie alle Jahre zur Herbstwende herauf aus Stadt und Dorf und jeder schleppt einen schweren Stein mit sich, um ihn hier zu den anderen zu legen. So ist's mit der Zeit ein starker Bau geworden, unzerstörbar durch Menschenhand. — Das allerdings wissen sie nicht, daß das Loch hier unter dem See hergeht. Ich selbst fand es nur durch einen Zufall, damals, als ich den ersten französischen Spion verstecken mußte. War ein Kerl, der sich vor keinem Teufel bangte. Aber damals, hier unten, hatte er auch Furcht. Die Decke über uns ist dünn, wißt Ihr, und wenn's einer darauf anlegte und sein eigen Leben für nichts schätzte, wär's ihm wohl leicht, sie zu sprengen. Meint Ihr nicht, daß ein paar

Fässer voll Pulver dazu genügen würden und ein brennendes Licht? — Haha, wie Ihr schaudert! — Geht nur nicht so nahe an das Licht da! Vielleicht steckt's wirklich in 'nem Pulverfaß und wenn Ihr's durch 'ne scharfe Bewegung zum Flackern brächtet . . ."

„Dittmar!" schrie der Amtmann entsetzensbleich auf und wich vor dem Lichte zurück, bis an die äußerste Wand des Ganges. „Seid Ihr wahnsinnig?"

Der Hammerschmied ließ den Kopf auf die Brust sinken.

„Wahnsinnig? Nein. Ich wollte, ich wär's! Aber ich bin's nicht. Ich weiß ganz genau, was ich will und was ich thue. Ich will von hier fort und los von der alten Geschichte. Und darum hab' ich Euch hergeführt, damit Ihr Euch Euer Recht nehmt. Das Papier, wißt Ihr. — Da, in der Kassette steckt's! — Ihr erkennt sie doch? — Bückt Euch herab; ich werde Euch leuchten. Seht Ihr das H und das N mit der Freiherrnkrone darüber? Wie auf dem Gewehr, nicht wahr? — Ja, die Kassette ist's. Ich dachte nicht, daß sie noch einmal ans Tageslicht heraufsteigen würde. Aber nun steigt sie dennoch, und Ihr selbst seid es, der sie emporsteigen läßt. Also nehmt sie und schleppt sie fort, wenn Euch was daran liegt. — Gut verwahrt hab' ich sie jedenfalls, meint Ihr nicht? — Ja, wißt Ihr noch, was ich damals zu Euch sagte, am Tage, da der junge Nottorp aus dem Kriege heimkam? — Berg und Thal müssen zusammenkommen, sagte ich Euch, See und Sumpf, Waldhammer und Stadt, wenn einer das Papier findet ohne mich. So lange das Recht bei mir steht! — Ja, so sagte ich, und es war mir Ernst damit. Mögt Ihr mir's glauben oder nicht — an dem Tage, wo jemand mir an mein Recht getastet hätte, wäre das Wasser über uns hereingebrochen und über das Thal gestürzt. Aber das Recht steht ja bei mir, noch immer. Nicht wahr, Amtmann? — Warum antwortet Ihr nicht?"

Mit beiden Händen klammerte sich Amtmann Dreßler an die Felswand hinter ihm. Ein furchtbares Brausen war in seinem Kopfe, vor seinen Augen zuckte es blendend, wie von tausend brennenden Lichtern.

„Euer Recht —" murmelte er tonlos. „Bei Euch —"

Dittmar nickte ihm zu.

„Bei mir. Ich glaube Euch, Amtmann. Denn Ihr loget nie. Es wird also nicht geschehen. Es sei denn, Ihr selbst — der Waldhammer ist ja nun Euer. Ihr allein wißt den Gang und was es damit zu bedeuten hat. Wenn Ihr also einmal etwas zu rächen habt, einen Betrug, den einer an Euch verübte — oder eine Lüge, mit der Euch einer ins Elend brachte — Ihr wißt nun, wie Ihr's anfangen müßt, ohne daß ein Richter Euch darum angreifen könnte. Denn wer kann gegen ein Naturereignis? Und was liegt daran, wenn so und so viel Unschuldige darunter zu Grunde gehen! Bah, Menschengesindel! Je mehr davon umkommt, desto besser!" — Er lachte. Unheimlich dröhnte das Gelächter in dem widerhallenden Gange. Dann beugte er sich herab, hob die Kassette auf und drückte sie dem Amtmann in die Hand. „So, nehmt Euer Recht und kommt ans Tageslicht damit. Droben wird Euch wohler sein!"

Er ging mit der Laterne leuchtend voran. Der Amtmann folgte keuchend, in Schweiß gebadet. Endlos schien sich vor ihm der schwarze Gang zu dehnen.

„Ihr laßt das Licht brennen?" rief er plötzlich mit einem scheuen Blicke zurück.

Dittmar ging weiter.

„Ein gewöhnliches Talglicht!" sagte er höhnend. „Scheint's Euch schade darum, es nutzlos brennen zu lassen? So geht doch, holt es und löscht es aus!" Er blieb stehen, wie wartend. Aber der Amtmann drängte sich an ihn, von Furcht vorwärts gepeitscht. Dittmar lächelte.

„Auch wird's von selbst verlöschen, wenn seine Zeit um ist!"

Sie gingen zurück.

Aber plötzlich blieb Dittmar wieder stehen und leuchtete in einen Winkel hinein.

„Ihr habt gute Augen, Amtmann! Seht doch nach, was es ist! Vielleicht hat sich da doch einer versteckt, um uns zu belauschen!"

Unwillkürlich bückte sich der Amtmann. Unter seinem linken Arm hielt er die Kassette, mit der rechten Hand tastete er vorsichtig nach dem Zeughaufen und zerrte ein wenig daran.

Etwas Bleiches, Starres lugte hervor, grell beschienen von dem Strahl der Laterne, die Dittmar genähert hatte.

Der Amtmann stieß einen Schrei aus. Er ließ die Kassette fallen. Er taumelte an die Wand zurück und blieb dort regungslos. Er starrte das grausige Bild an. Kein Laut kam über seine Lippen.

„Kennt Ihr ihn wieder, Amtmann? — Bertrand nannte er sich, da er noch lebte, Kapitän Bertrand. Ein Schuft war er und ich gab ihm mein einzig Kind zum Weibe. Wir glaubten ihn tot, in Rußland. Aber er lebte noch. Am Tage, da mein Kind Henne Wulffs Weib wurde, da sie zum erstenmal wieder froh war — an diesem Tage kam er zurück und forderte sein Recht. War's nicht ein erschlichenes Recht, das seine? — Gehen wir, Amtmann!"

* * *

Sie waren nun wieder oben im Herdraum.

Amtmann Dreßler war erschöpft auf den Stuhl am Tisch gesunken. Kein Gedanke war in ihm, keiner jener glücklichen Einfälle der List kam ihm, mit denen er sich schon oft aus verzweifelter Lage gerettet. Ihn lähmte das Entsetzen.

Dittmar hatte das eine Gewehr vom Tisch genommen, jenes, das immer sein eigen gewesen war. Er lehnte am Pfosten der offenen Hausthür, hinter ihm lag der getötete Hund. Seine Hände spielten mit dem Gewehr, während seine Augen voll tödlichen Hasses auf dem entfärbten Gesichte des Mannes am Herde ruhten.

Plötzlich lachte er auf.

„Und die Kassette, Amtmann, wegen der Ihr gekommen seid — wo habt Ihr sie gelassen?"

Jener fuhr betroffen auf und machte eine Bewegung nach der Kellerthür.

„Ich ließ sie fallen —" murmelte er.

„Als Ihr Bertrand so plötzlich wiedersahet, nicht wahr? Und nun wollt Ihr sie holen! Aber dann müßt Ihr allein gehen. Ich habe nun unten nichts mehr zu thun. Seht Euch aber vor, daß Ihr den Toten nicht weckt!"

Von Grauen gepackt fiel der Amtmann auf den Stuhl zurück.

„Warum das alles?" stöhnte er. „Dittmar, was habt Ihr vor?"

Der Hammerschmied ließ die Hände sinken, in denen er das Gewehr hielt. Schlaff hingen sie herab. Seine untersetzte, dunkle Gestalt lehnte lässig am Pfosten der Thür. So blieb er, unverwandt den Amtmann ansehend, kaum hie und da eine Bewegung machend. Als verlohne es sich nicht, über Unabänderliches sich zu erregen.

„Habt Ihr schon einmal einen Menschen sterben sehen?“ fragte er in einem seltsamen Tone zurück. „Wißt Ihr, so plötzlich, unvorbereitet sterben?“

Fassungslos starrte jener auf.

„Nie!“

„Auch Euer Weib nicht? — Aber ich vergaß, die starb ja wohl vorbereitet. Nun, Amtmann, ich hab's gesehen, mehr als einmal. Ich kenne es also. Ich halt's für das Schönste, was es auf der Erde giebt: unvorbereitet sterben, so aus dem Vollen heraus, auf einen einzigen, kurzen Schlag. — Nur eines ist unangenehm für den, der's mit ansah, der es verschuldete: die Erinnerung. Die Erinnerung, Amtmann, ist das Schlimmste, was der Mensch hat. Sie vergrößert alles, macht alles häßlicher, als es war. Man nennt's auch das Gewissen. Habt Ihr ein Gewissen, Amtmann?“

Unbewegt sah er zu jenem hinüber. Der Amtmann fuhr vom Stuhl empor; schwach sank er jedoch gleich darauf wieder zurück.

„Dittmar ...“

„Ich glaubte nicht, daß Ihr eins hättet. Aber nun scheint mir's doch so. Und das freut mich. Denn so werdet Ihr fühlen! ... Denkt aber nicht, daß ich mir um den da unten ein Gewissen mache, um den Bertrand. Mein Hund hier war mehr wert, als er. Um einen anderen ist's. Ihr habt ihn ja auch gekannt. Um den, dessen Hand einst das Gewehr da vor Euch hielt. Damals wußt' ich's noch nicht, aber heute weiß ich's: eine gute Hand war's, die das Gewehr hielt, und ein gutes Herz, in das meine Kugel flog. Und seitdem ich das weiß, Amtmann, seitdem hab' ich ein Gewissen. Weil es das Gute, Schöne war, was ich zerstört habe. Und weil ich damals ein Knecht Eurer Lüge war!“

Amtmann Dreßler stand schwerfällig auf, wie um näher zu kommen. Aber die Füße versagten ihm den Dienst. Krampfhaft hielt er sich am Tische, um nicht zu fallen.

„Meiner Lüge?“ murmelte er und in seine Augen kam ein irres Flackern.

Dittmar nickte.

„Eurer Lüge, Amtmann! War's nicht eine Lüge, daß Ihr mir sagtet, Heinrich von Nottorp sei's gewesen, der den Dittmar entehrte? Denn Ihr waret es doch selbst, Amtmann, Ihr selbst! — Antwortet mir nichts; denn selbst wenn ich's nicht schon wüßte — nun würde ich die Wahrheit auf Eurem Gesichte lesen! ... Ich will auch nicht darüber reden, was aus Eurer Lüge alles entstanden ist. Denn, wer Sünde thut, der ist der Sünde Knecht. Ich habe Mitleid mit Euch, Amtmann, Mitleid mit Eurem Gewissen. Ich will's ruhig machen, dieses Gewissen, so ruhig, daß Ihr nicht mehr blaß zu werden und zu zittern braucht. Ja, Ruhe sollt Ihr endlich haben; wie der Mann am Bühl Ruhe hat, wie der Mann unter uns Ruhe hat, wie ich Ruhe haben will und wie vielleicht viele von denen heute noch Ruhe haben werden, die Dittmar und seine Brut verfolgten.“

Er nickte ernst. Diese Ruhe, von der er sprach, lag furchtbar auf seinem unbewegten Gesicht.

„Dittmar!“ schrie der Amtmann auf. „Wahnsinnig seid Ihr! Laßt mich fort, hinaus!“

Seine riesige Gestalt stürzte zu Dittmar hin. Aber Dittmar hob das Gewehr.

„Bleibt da, wo Ihr seid, Freund! Habt Ihr vergessen, daß ich einen Feind zu treffen weiß? Oder glaubt Ihr, ich scheue vor dem Schuß auf Euch zurück, nachdem ich ihn auf einen guten Mann gewagt?“

Jener taumelte zurück. Am Tische sank er in die Kniee. Eine furchtbare Glut verbrannte ihm das Hirn.

„Dittmar,“ stöhnte er, „bei allem, was Euch heilig ist ...“

Mit einer Handbewegung schnitt der Hammerschmied das Weitere ab.

„Spart Eure Worte. Durch Eure Lüge habt Ihr's fertig gebracht, daß mir nun nichts mehr heilig ist. Alles,

was mir heilig war, hab' ich von mir gethan, um in dieser Stunde Euch so gegenüber stehen zu können. Ich hasse Euch nicht, Amtmann, ich liebe Euch nicht. Gleichgültig seid Ihr mir, ein Unkraut. Aber das Unkraut reißt man aus; weil's eben ein Unkraut ist. Und darum reiße ich mich aus, darum auch Euch! Weil wir beide Unkraut sind! Man reißt's aus, trägt's auf einen Haufen zusammen und verbrennt's. Nun denn, wir sind beisammen. Nur ein Mittel giebt's für Euch, um Euch vielleicht aus dieser Not zu retten. Wollt Ihr's kennen lernen, Amtmann, dieses Mittel?"

Aufhorchend hob jener den Kopf.

„Sagt es!" stöhnte er. „Alles will ich Euch geben ... Alles will ich thun, was Ihr verlangt."

Dittmar lachte schrill. Sein Blick ging zu der Uhr hinüber, die über des Amtmannes Kopfe an der Herdwand hing. Noch zehn Minuten fehlten an der Stunde.

„Ihr wollt? Gut, so nehmt das Gewehr dort vor Euch vom Tische und schießt auf mich. ... Ihr staunt? Gestern war ich bei der Waldhütte am Bühl, ausgemessen hab' ich's, wie wir damals standen, er und ich. So stehen auch wir. Von dem Tisch zu mir — dasselbe Maß! ... Und dieselben Waffen! ... Nur ein anderer Mann. Statt des Guten, Großen ein Schlechter, Kleiner! ... Also schießt, daß Euch der Weg frei werde. Nun, da ich weiß, daß Ihr etwas wie ein Gewissen habt, würd's mich freuen, Ihr träfet mich und entkämet. Erfahren würdet Ihr's dann an Euch selbst, wie dem Mörder zu Mute ist, der weiß, daß er das Gute umgebracht. Auge um Auge, Zahn um Zahn! ... Aber beeilt Euch, Mann. Nicht lange mehr habt Ihr Zeit. Dreht Euch um und seht auf die Uhr hinter Euch. Wie viel fehlt noch an der vollen Stunde? Kaum zehn Minuten? Nun denn, Ihr wißt, was ich sagte. Berg und Thal werden zusammen kommen, Sumpf und Moor, Waldhammer und Stadt, so jemand an mein Recht tastet. Ihr selbst habt daran getastet, zum Unrecht habt Ihr's gemacht, zum Frevel. Ihr selbst also bringt das Entfernte zusammen, Berg und Thal, Waldhammer und Stadt. Begreift Ihr nun, warum ich drunten das Licht brennen ließ? Euer Licht ist's,

mit Eurer Lüge habt Ihr es angezündet. Nun blast es aus, wenn Ihr könnt. Schießt, Mann!“

Mit krampfhaftem Ruck hob Amtmann Dreßler das Gewehr. Seine Augen richteten sich auf den Gegner. Wenn es ihm gelang . . .

Nun sah er die breite Brust drüben über dem Visier des Gewehrs auftauchen. Seine Hand schlich nach dem Drücker.

Plötzlich aber zuckte sie. Da sie über das Holz des Kolbens glitt, spürte sie die erhabene Schnitzarbeit des Namens und der Krone. Einst hatte eine andere Hand in der Stunde des Todes wohl ebenso gezuckt . . .

Sein Blick verschleierte sich. Eine düstere Gestalt stieg vor ihm auf, wie aus wallendem Nebel . . .

Mit einem Fluche riß er am Druck. Der Schuß dröhnte. Neben Dittmars Kopfe schlug die Kugel in den Pfosten der Thür.

Der Waldhammerschmied hatte sich nicht bewegt. Mit eiserner Ruhe nickte er dem Amtmann zu, der wieder auf den Stuhl sank.

„Ein Gottesgericht!“ murmelte Dittmar. „Oder war der Richter in Euch selbst? Aber wer ließ es denn zu, daß der andere ebenso fehlte, der Gute? . . . Sei's aber, wie es wolle. Schaut mich nicht so wild an, Mann, und bleibt nun sitzen. Meine Hand ist ruhig und nun ist der Schuß an mir. Zwingt mich nicht, daß ich ihn thue. Ungern nur thät' ich's. Die Kugel, die den anderen traf, wär' zu heilig für Euch. Sitzt ruhig, Mann! Dreht Euch um und schaut nach der Uhr. Wir haben noch Zeit; noch sechs Minuten. Zählt sie, wie ich sie schon einmal gezählt habe. Und bereitet Euch vor. Ihr wißt ja, unvorbereitet sollt Ihr nicht hinübergehen. Dazu seid Ihr nicht würdig. Zählt . . .“

Unwillkürlich gehorchte Amtmann Dreßler. Er wandte sich um und starrte auf die Uhr. Sein Blick folgte dem schwingenden Pendel, wie festgebannt von der gleichmäßigen Bewegung.

Leise ging der Ton durch den Raum. Sonst war alles still.

Dittmar lehnte regungslos an der Thür. Der Hund lag auf der Schwelle. Draußen glänzte die Sonne, plätscherte der Bach, sangen die Vögel, rauschte der Wald.

Weit entfernt erschien das alles; wie in einer anderen Welt.

Unaufhörlich schwang sich das Pendel ...
Tick — tack — tick — tack ...

* * *

Das Hofthor stand weit offen. Auf dem Hofe selbst war kein Mensch zu sehen. Nichts regte sich; wie verlassen lag der Waldhammer. Karl von Rottorp trat ein. Voll Hast war er den Weg heraufgekommen. Eine peinigende, stachelnde Unruhe hatte ihn vorwärts getrieben. Eine schwüle, fast unerträgliche Spannung war in ihm.

Denselben Druck hatte er am Vorabend der Schlachten verspürt, wenn er sich das zukünftige Bild der Verheerung und des Todes vorgestellt hatte. Und mit demselben qualvollen Druck war er seinen Soldaten voran in die Schlacht gegangen, um dann plötzlich ruhig, kühl und fast heiter zu werden, wenn der erste Schuß erdröhnte, wenn die Gefahr da war, und der Tod erschien.

Auch die Hausthür stand weit offen. Aber er zögerte noch, einzutreten. Dittmars rauhe, ungesellige Art war bekannt. Menschenscheu und einsiedlerisch lebte er, alle hassend, allen verhaßt. Einen Richter würde er in Karl von Rottorp erblicken, dem er den Vater geraubt. Aufbäumen würde er sich gegen das Urteil, er, der Gewaltthätige, der sich niemand beugte.

Dennoch sollte er es hören, und der andere mit ihm, der Anstifter. Auge in Auge würde Karl von Rottorp beide vor sich haben, Stirn gegen Stirn. Und er würde die Wahrheit erfahren.

Auf der Thürschwelle lag ein toter Hund. Vorsichtig, daß er ihn nicht berühre, stieg Karl von Rottorp über ihn hinweg und trat ein.

In seinen Augen war noch das grelle Licht der Sonne, aus der er gekommen. Wie geblendet starrte er anfangs in das Halbdunkel, das ihn nun umfing.

Dieser Mensch, der dort am Tische saß, der sich mühte, aufzustehen und doch zu schwach war, um es zu können — dieser Mensch mit dem aschfahlen Gesicht, den schlaff herabhängenden Lippen, den entgeisterten Augen — war das Amtmann Dreßler? War's derselbe Mensch, der auf dem Bilstein Herr war, vor dem sich alle beugten? Derselbe, der jenen

ränkevollen Plan ersonnen und ihn mit eisernem Willen durchgeführt hatte bis zum Ende? Der mit dem Leben der anderen ein überlegenes Spiel getrieben hatte, als sei dieses Leben nichts, wie eine leichte Flaumfeder, die er emporwarf und der er lachend nachsah, wie sie der Wind entführte ins Unbekannte, Wesenlose?

Ein Blick in Karl von Nottorps Gesicht sagte dem Amtmann, daß jener alles wisse. Unfähig, sich zu erheben, warf er sich von seinem Stuhle auf den Boden nieder, auf die Kniee und hob flehend die Hände.

Karl von Nottorp wandte sich ab und dem anderen zu. Forschend betrachtete er ihn, mit einer Regung zornigen Hasses.

Noch immer hielt Dittmar das Gewehr. Aber die Hand, die es umklammerte, zitterte nun. Auch sein Gesicht war blaß, auch seine Augen voll Schrecken.

Dennoch sah Karl von Nottorp, daß dieser Schrecken nicht Furcht war.

„Kennt Ihr mich?“ fragte er unwillkürlich gedämpft, wie befangen von der Gewalt des Augenblicks. „Wißt Ihr, wer ich bin?“

Dittmar erbebte, getroffen von dem Klang dieser Stimme, von dem Blick dieser Augen.

„So sprach auch er!“ murmelte er. „Selbst wenn er leise sprach, hörte man ihn vor allen anderen. Und so sah er aus, als er jung war. Sein Gesicht war wie die Sonne. Alle schauten immer auf ihn; auch ich, obgleich ich ihn haßte. Weil er ein Herr war und ich ein Knecht. Dennoch liebte ich ihn. Auch ich hätte sein mögen, wie er. Ich beneidete ihn und wäre doch für ihn gestorben, hätte er's verlangt.“ Und lauter, immer noch zu sich selbst redend, fuhr er fort: „Aber dann, als er mich ehrlos machte —“

„That er's?“ fragte Karl von Nottorp ernst.

Dittmar schrie dumpf auf, wie von einem Schlage getroffen.

„Das ist's; er that es nicht. Aber ich glaubte es, ich traute dem anderen, dem Lügner. Daß ich der Lüge mehr traute, als dem Guten, das war meine Schuld. Darum zerstörte ich das Gute. Und ich hielt's für mein Recht, das mir Gott selbst gegeben!“

Er ließ das Gewehr fallen und schlug die Hände vors Gesicht. Ein Schluchzen erschütterte plötzlich seinen Körper. Ein anderer war er nun, seit Karl von Rottorp über die Schwelle getreten.

Eine dumpfe Stille war in dem dämmerigen Raum. Lautlos verlosch das Feuer auf dem Herd, sich in der Asche verlierend. Nur das Geräusch der Uhr war zu hören; leise, wie der Atem eines sterbenden Greises.

Karl von Rottorp wandte sich zu dem anderen.

„Du aber — du erfandest die Lüge!“

Amtmann Dreßler fiel schweigend vornüber zu Boden. Sein graues Haar wühlte den Staub auf, seine Hände fuhren wie einen Halt suchend umher. Seine Lippen bewegten sich krampfhaft zuckend, aber kein Laut drang hervor.

Karl von Rottorp betrachtete ihn voll Widerwillen.

„Da du den Mut hattest, die Lüge zu ersinnen, solltest du auch den Mut haben, sie einzugestehen. Aber feige und niedrig bist du, ein Knecht an Gesinnung. Und damit glaubtest du, Nachfolger von Herren werden zu können! Als wenn der Besitz allein den Herrn machte! — Denke nicht, daß ich mich nun an dir rächen werde, da du vor mir im Staube liegst, niedergeworfen von deiner Lüge! In dir selbst trägst du die Rache, alter Mann. Am Ziel deines Lebens stehst du und blickst zurück auf das, was du geschaffen. Was aber hast du erreicht? Nichts, nichts! Nicht einmal die Liebe deiner Kinder hast du dir zu erwerben gewußt. Alles ist dir mißlungen; nichts bleibt von dir! Du glaubtest, das Gute vertilgen zu können, und es erhebt sich siegreich wider dich. Du glaubtest, deine Hände mit Gold füllen zu können, und es rinnt dir aus den Fingern. Du glaubtest, die Wahrheit ersticken zu können, und sie tritt dich unter ihre Füße! — Denke nicht, daß ich dich hasse, alter Mann. Mitleid fühle ich mit dir! Denn es wird sein, als hättest du nie gelebt! — Steh' auf und geh'. Sieh' zu, ob du noch etwas einbringst von der Zeit, die du vergeudet hast! — Aber geh' nicht nach Haus Rottorp. Reine Luft soll dein Kind atmen, damit es gesunde. Geh', wohin du willst. Ungefährdet sollst du von dannen ziehen!“

Mit ausgestreckter Hand wies er zur Thür. Amtmann Dreßler machte eine Bewegung, wie um aufzustehen. Aber er war zu schwach, vergebens mühte er sich; als spüre er eine gewaltige Faust im Nacken, die ihn niederdrückte.

Karl von Nottorp sah Dittmar an.

„Helft ihm auf!“

Der Waldhammerschmied fuhr zusammen. Dunkle Röte stieg ihm ins Gesicht. Seine Augen flammten.

„Ich — ihm?“ schrie er auf. „Wißt Ihr, daß meine Hand ihn erwürgen wollte?“

Karl von Nottorp nickte ernst.

„Ich dachte es mir. Dennoch sollt Ihr es thun. Lange genug war Eure Hand gegen alle, und damit auch gegen Euch selbst. Helft, auf daß Euch geholfen werde!“

Dittmar starrte ihn an wie von Sinnen. Einen Richter hatte er in ihm gesehen, da Karl von Nottorp über die Schwelle getreten war. Nun aber —

Etwas Seltsames stieg in ihm auf, etwas Befreiendes, Erlösendes. Sein ganzes Sein durchschütterte es. War's möglich, daß er dennoch lebte?

Taumelnd stürzte er zu Amtmann Dreßler hin, ihm zu helfen. Der aber sprang vor ihm auf die Füße. Tief atmete er und schüttelte sich, als sei nun der Druck von ihm genommen, die Furcht. Eilig wandte er sich zur Thür.

Aber noch einmal blieb er stehen. Voll ätzenden Spottes wandte der Amtmann sich zu Karl von Nottorp zurück.

„Du glaubst vielleicht, ich begreife dein Handeln nicht!“ stieß er sprudelnd heraus. „O, ich begreife es! Du denkst nicht an dich, du willst nicht an dich denken! Immer nur an die anderen, an das Graue, Formlose, was du dein Volk nennst. Mit Güte willst du es emporheben, willst den Sklaven zum Herrn machen durch Liebe. Dasselbe wollte dein Vater. Und was geschah ihm? Frag' den dort, der weiß es. Und was dir geschehen wird? Frag' den Hund hier, den toten. Treu war er und verschwiegen. Und was ist sein Lohn gewesen? — Du schüttelst den Kopf, du glaubst es nicht? Weil du augenblicklich über mich zu triumphieren scheinst? — Aber einst wirst du es glauben, wenn es zu spät ist. Bald wird

es sein! Frag' nur die Uhr hinter dir — sieh', wie der Zeiger rückt —"

Sein Blick hatte die Uhr gestreift, das schwingende Pendel. Plötzlich schrie er gellend auf und stürzte hinweg — durch die Thür — ins Freie.

Ein gepeitschtes Vorwärtshasten — ein atemloses Flüchten den Berg hinab — fort, nur fort — solange noch das Pendel sich schwang —

* * *

Totenblaß starrte Dittmar auf die Uhr. Plötzlich warf er sich auf Karl von Nottorp und drängte ihn nach der Thür. Dasselbe Wort kam über seine Lippen, das Amtmann Dreßler draußen in den stillen Wald hineinschrie.

„Fort, nur fort! Gleich wird es geschehen! Rettet Euch, rettet Euch!"

Karl von Nottorp stieß die drängenden Hände zurück.

„Was wird geschehen? Wovor soll ich mich retten?"

Verzweifelt fuhren Dittmars Augen umher. Wirr stürzten die Worte aus seinem Munde.

„Die Uhr, seht die Uhr! — Ich dachte, mich zu rächen an ihm — ihn und mich wollte ich vernichten, das Unkraut — und darum unten unter dem Hause — es ist Pulver da, drei große Fässer — ein brennendes Licht steckte ich hinein — eine Stunde nur brennt es — und die Stunde ist um — seht die Uhr! Gleich ist sie um — rettet Euch, rettet Euch!"

Wieder drängte er Karl von Nottorp zur Thür. Dieser war bleich geworden. Einen Augenblick stieg vor ihm die Gefahr herauf und mit ihr der Gedanke an Hilde, die ihn erwartete. An das Werk, das der vollendenden Hand harrte. Draußen lachte die Sonne —

Er richtete sich auf.

„Glaubt Ihr, daß ich ginge ohne Euch?"

Hastiger, drängender wurden die Bewegungen des Hammerschmiedes, flehender seine Worte.

„Geht, ich flehe Euch an, geht! Was liegt an mir? Aber Ihr, auf den das Volk sieht, auf den es hofft —"

„Auch Ihr gehört zu diesem Volke, Dittmar!"

„Ich? Ein Geächteter bin ich, ein Ausgestoßener —"

„Ich führe Euch zu ihm zurück! Gebt mir die Hand!“

Dittmar schrie auf. Unwillkürlich streckte er seine Rechte hinter sich, weit fort.

„Die Hand? Es ist dieselbe Hand, die Euren Vater —“

„Eine Hand, die das Recht zu halten glaubte! Eine Hand, die irrte, aber nicht log! Würdet Ihr sie auch gegen mich erheben?“

Dittmar wich zurück.

„Nie! Nie!“

„Also erhob sie sich nur gegen den Feind, nicht gegen den Menschen! — Gebt mir die Hand, Dittmar, und kommt! Ich, der Sohn, spreche Euch frei, wie ich Euch vergebe!“

Der alte Mann sank in die Kniee und brach in Thränen aus. An derselben Stelle kniete er, wo vorhin Amtmann Dreßler im Staub gelegen hatte. Ein anderer Mann. Voll Furcht und Haß jener; dieser voll heißen Dankes, voll neuer, berauschender Hoffnung.

War's möglich, daß er lebte? Dennoch lebte?

Sanft legte ihm Karl von Rottorp die Hand auf die zuckende Schulter.

„Steht auf und kommt!“ Er lächelte. „Oder hängt Ihr so an dem alten Hause, daß Ihr mit ihm untergehen wollt?“

Dittmar erblich jäh. Mit einem furchtbaren Aufschrei sprang er auf die Füße.

„Das Haus, ach — nicht das Haus allein! Das Licht — ein Gang ist dort unter der Erde — bis unter den See geht er — unter dem See brennt das Licht! Und der Ausbruch wird die dünne Steinschicht sprengen — herabstürzen wird der See zu Thal, wie er schon einmal herabstürzte — alles wollte ich vernichten —“

„Dittmar!“

Jener in fliegender Hast —

„Den Anderen habt Ihr gerettet, den Schlechten! Rettet nun auch Euch selbst! Geht! Fort, nur fort!“

Ein seltsames Lächeln zog für einen Augenblick über Karl von Rottorps blasses Gesicht.

„Und die anderen? Und alle, alle?“ Seine Blicke fuhren durch den Raum. Auf dem Herde stand die Laterne.

Sie brannte noch. Er deutete darauf hin. „Schnell, nehmt sie! Geht mir voran, Dittmar! Zeigt mir den Weg!"

„Das wollt Ihr!? Umkommen werdet Ihr dabei!"

Wieder stand vor Karl von Nottorp Hilde, wie sie auf ihn wartete. — „Geht voran, alter Mann! — geht!"

* * *

Wär's möglich, daß er lebte? Dennoch lebte?

Die Frage brannte in Dittmar, während er, die Laterne in der Hand, voranstürzte durch den dunklen Gang, hinter ihm Karl von Nottorp, den Wankenden, Erschütterten stützend.

Endlos erschien beiden der Weg, furchtbar der matte Lichtschein, der ihnen aus weiter Ferne entgegenleuchtete.

Dennoch kamen sie vorwärts. Näher rückte das Licht. Kürzer wurde der Weg.

Plötzlich blieb Dittmar stehen, zurückfahrend, einen wimmernden Ton ausstoßend. Die Laterne in seiner Hand schwankte.

Karl von Nottorp drängte hinzu und entriß sie ihm vor dem Fallen. Das trübe Licht durchzitterte den Raum.

Der Gang erweiterte sich hier, eine kleine Halle bildend. Aus dem Winkel seitwärts streckte sich etwas quer über den Weg, etwas Unförmliches, Dunkles, Regungsloses. Ein Haufen von Lumpen schien's, wie von achtloser Hand fortgeworfen.

„Was ist, Dittmar? Warum geht Ihr nicht weiter?"

Statt der Antwort brach Dittmar in ein markerschütterndes Schluchzen aus. Seine Hand deutete auf das Bleiche, Starre, das aus den Lumpen hervorlugte.

Quer über den Weg lag der Tote, den Gang zum Lichte versperrend. Nicht das Recht hatte ihn dorthin gestreckt, nicht der Irrtum, nicht die Lüge des Amtmanns! Nein, zur eigenen Sicherheit hatte er Kapitän Bertrand aus dem Wege geräumt!

Unmöglich war's für ihn, zu leben!

Vor dem Toten fiel Dittmar nieder. Seine Hand deutete nach dem fernen Lichtschein.

„Ich kann nicht!" keuchte er. „Unrein bin ich, ein Verfluchter! Und auch Ihr — sterben werdet Ihr mit mir, durch mich!"

Schweigend stieg Karl von Nottorp über beide hinweg, über den starren Toten und über den, der noch lebte. Seine

hohe Gestalt deckte den Lichtschein zu. Dunkle Nacht war um Dittmar. Aus brennenden, verzweifelten Augen starrte er jenem nach.

Der strebte dem Lichte zu. Und da er die Hand nach ihm ausstreckte —

„Hilde!“ schrie Karl von Nottorp auf. „Hilde!“

Zweimal schrie er das Wort. Dann erstarb es, verschlungen von dem Donner, der ihm folgte.

Das Licht erlosch. An seiner Stelle flammte ein anderes auf, zischend, blutigrot. Es füllte den Gang, es zermalmte die Knochen der Erde, es spaltete ihren Leib. Turmhoch warf es die zerfetzten Erdmassen empor.

Dann erlosch auch dieses Licht. Der Feind, den ihm die Erde selbst gegeben, tötete es. Die Wasser ertränkten es.

Der Damm zerriß. Der See stürzte sich auf den Wald und schwemmte ihn hinweg. Mit dem Walde sprang er zu Thal, in gewaltigem Anprall alles vernichtend, was ihm entgegen war. Ein Raubtier, der Fesseln ledig, die ihm die Hand des Menschen geschmiedet.

Berg und Thal jagte die Vernichtung gegeneinander, See und Moor, Dorf und Stadt —

Es starb mit dem Schuldigen der andere, der ohne Fehl war —

Lügnerisch hatte eine lieblose Hand an das Recht getastet —

* * *

„Spurlos vergehen, als hätte man nie gelebt!“ —

Das Schicksal, das Karl von Nottorp einst von allen das traurigste genannt, war sein eigenes geworden.

Das Werk, das er begonnen, dem er sein ganzes Leben geweiht hatte, war durch die Flut vernichtet. Nichts mehr legte Zeugnis ab von dem hohen Streben des Mannes.

Selbst seinem sterblichen Leibe wurde keine Ehre. Das Wasser hatte ihn fortgeführt, die Erde ihn versteckt.

Wie er geendet — niemand wußte es. Niemand ahnte, wem sein letztes Thun gegolten, niemand, daß er für die gestorben war, die ihn vergaßen. Niemand kannte den geheimen Zusammenhang, der zwischen dem stolzen Hause der Nottorps

auf dem Bilstein und der einfachen Waldhammerschmiede am Bergsee bestanden hatte.

Nach dem Gerede der Leute hatte ihn wohl das springende Wasser überrascht, als er an jenem Tage vom Bilstein herabgekommen war zu dem angefangenen Werke am Feuerbruch. Wie das Unheil über viele gekommen war, so auch über ihn. Ihn hatte wohl jener Strudel im Moor verschlungen, der schon so vieles verschlungen hatte und der nichts herausgab.

So sprachen die Menschen noch eine kurze Zeit von ihm, nachdem sie den Schrecken der Flut überwunden. Einige lobten ihn seines großen Willens wegen, ohne doch zu wissen, was des Großen er eigentlich gewollt. Wie ein ruhmloser Held war er dahingegangen; die kleine Not des Tages verwischte bald die Erinnerung.

Auf Haus Nottorp aber saß Amtmann Dreßler als Herr. Er hatte gesiegt. Sicher saß er und fest. Da war niemand mehr, der ihm widerstand. Alles hatte ihm das Glück in die Hände gegeben, dieses Glück, das er aus eigener Kraft gebaut. So sprachen die Leute und beugten sich vor ihm.

Als der Winter feste Eisbrücken über das wassergefüllte Thal baute, stiegen sie zur Höhe empor dorthin, wo einst der Waldhammer gestanden. Jeder trug einen schweren Stein, den er dort am Rande des Sees niederlegte. Sie bauten den neuen Damm.

Dasselbe hatten auch die Altvorderen gethan. Immer, wenn eine feindliche Gewalt das mühsam Geschaffene zersprengt, hatten sie es aufs neue geschaffen. Unverwüstlich war in ihren Herzen die Geduld, die Hoffnung und der Glaube an eine bessere Zukunft.

Die Sehnsucht nach Liebe — nach Menschenliebe!

Würde diese niemals zu ihnen kommen?

Vielleicht, daß sie unter ihnen gewesen war, und sie hatten sie nicht erkannt.

In diesen Tagen wurde auf dem Bilstein ein neuer Nottorp geboren. Finster schaute Amtmann Dreßler auf den Enkel, der nicht seinen Namen trug, der ein Sproß war der Nottorps, der Ueberwundenen.

Würde dem Kinde die Erbschaft des edlen Blutes geworden sein und es dereinst als Mann das Werk da wieder aufnehmen, wo es die Ahnen verlassen hatten?

Finster blickte der Amtmann auf das Kind. Aus Schmerz über den Verlust der Tochter geschah's, wie die Leute meinten. Denn des Kindes Leben hatte das der Mutter gefordert. Lautlos war Hilde von dieser Erde geschieden, in demselben scheuen Schweigen, in dem sie gelebt. Eine zarte Blume, der die Luft der Berge rings umher zu schwer gewesen.

An ihre Stelle trat Regine. Zu spät hatte sie das hohe Streben Karl von Nottorps erkannt. Glücklicher wäre er vielleicht geworden, wenn sie im Unklaren über sich selbst ihn nicht zurückgewiesen und dadurch zu dem einsamen, freudlosen Manne gemacht hätte, als der er durch das Leben gegangen war. Vielleicht, daß er Hand in Hand mit ihr das hohe Ziel erreicht hätte: die Vollendung seines Werkes.

Auch sie hatte nicht an ihn geglaubt. Und das war ihre nagende Schuld.

Einsam und freudlos hatte auch sie ihr eigenes Leben dadurch gemacht. Ein Leben ohne das hohe Ziel, von dem sie einst geträumt.

Von Karl von Nottorp war nichts geblieben, als das Kind. Wenn sie dem Kinde eine Mutter wurde, wenn sie seine Seele hütete, wenn sie alle die edlen, vom Vater überkommenen Keime pflegte und zur Blüte brachte — das wäre eine Sühne ihrer Schuld — dann würde sie glücklich sein.

Der Entschluß war schwer. Dennoch zögerte sie nicht. Amtmann Dreßler sträubte sich anfangs gegen ihren Vorsatz, die Erziehung des mutterlosen Knaben zu übernehmen. Ungern willigte er ein, doch ihn zwang die klare Ueberlegung. Sah er doch die hohe Verehrung, die Regine bei den Leuten des Thales genoß. Wenn Regine auf dem Bilstein als Hüterin des Knaben weilte, so würden die Gerüchte verstummen, die ihn als geheimen Widersacher der Nottorps anklagten!

So zog Regine in Haus Nottorp ein.

Mit ihr kam etwas wie helles, warmes Sonnenlicht in die alten Räume und verbreitete sich segenbringend auch über das Land unter dem Bilstein.

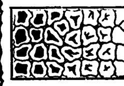
Unter Reginens milder Hand wuchs und gedieh das Kind. Hell hallte sein fröhliches Lachen in den Gängen des Schlosses wider. Es hatte die zarte, feine Gestalt der Mutter, die tiefen, strahlenden Augen des Vaters. Kraftvoll klang seine Stimme.

Ein echter Sproß schien es jenes Geschlechtes, das allezeit nicht dem eigenen Vorteil, sondern dem Wohle aller gedient hatte.

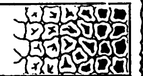
Wieder wurde Haus Nottorp eine Zuflucht dem Volke.

Einst würde dieses Kind der Herr sein.





Deutsche Dichtergrüße.



Wir schritten zögernd.

Prinz Emil zu Schönaich-Carolath.

Wir schritten zögernd durch den Park,
Es mochte kein Blatt sich regen,
Die Luft war schwer, es dufteten stark
Die Blumen an den Wegen.

Der Teich schlug Wogen schwarz und lau,
Im Schilfe riefen die Unken,
Glühwürmchen rannten, gelb und blau,
Umher wie irrwirre Funken.

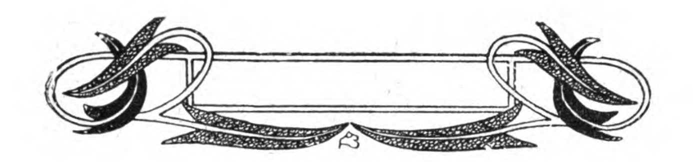
Sie hatte im Dunkeln meinen Arm
Erzitternd angenommen,
So gingen wir hin, an Worten arm,
Tiefselig und beklommen.

Ihr Auge trübte sich, und es hob
Ihr Busen sich bang und traurig;
Durchs Wipfelgewirr schweratmig stob
Gewitterwind warm und schaurig.

Es rieselten nieder schwer an Duft
Akazienblütenflocken,
Es wehte in Stößen die schwüle Luft
Mir ins Gesicht ihre Locken.

Ein Wetterleuchten blaute auf
Im jagenden Wolkengetriebe.
Es stieg auch uns im Herzen auf
Das Lenzgewitter der Liebe.

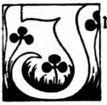




Zur Geschichte des höfischen Ceremoniells.

Von **Ludwig Pietsch.**

(Nachdruck verboten.)



Immer und überall, wann und wo sich Menschen zu einer Gesellschaft, einer Korporation, einer Gemeinde zusammenschließen, bilden sich gewisse Vorschriften und Satzungen heraus, nach denen sich der Verkehr der dazu Gehörigen miteinander regelt. Nicht alle diese Satzungen sind von einer gebietenden Autorität aufgestellt und in einem geschriebenen Kodex gesammelt, nach dem sich jeder zu richten strenge gehalten ist. Die Mehrzahl der herrschenden allgemein respektierten Verkehrsformen ist allmählich geworden und ist einem beständigen Wechsel unterworfen. Veränderte Bedürfnisse, Wandlungen der Verhältnisse, der Bildung, des Geschmackes, der Anschauungen, der Mode wirken immer wieder umgestaltend darauf ein. Ebenso wenig wie die gleichen Formen und Umgangsregeln in derselben Zeitepoche bei allen Völkern und Stämmen gelten, sind sie auch bei dem gleichen Volk, der gleichen Gemeinde oder Gesellschaftsklasse in verschiedenen Jahrhunderten oder auch nur in den verschiedenen Perioden eines Jahrhunderts die herrschenden. Was der einen Gesellschaftsklasse jeweilig Gebrauch und Sitte gebieten, erscheint der andern, oder derselben in einem andern Zeitalter, als verwerfliche, rohe oder lächerliche Unsitte; was dort streng vorgeschrieben war, ist hier streng verboten, und wer sein Verhalten nicht danach einrichtete, schlösse sich von der Gemeinschaft aus. Gewisse Haupt- und Grundregeln der guten Sitte und des

Anstandes galten in jedem Zeitalter wohl ganz allgemein für die Gesamtheit aller, wenigstens der gleichen Volksgenossen. Aber je nach den Gesellschaftsklassen und nach den Stufen der socialen Rangordnung sind diese Regeln wieder mannigfach variiert und „differenziiert". Diejenigen Klassen, welche sich als die höchststehenden dünken und durch ihre Macht über die andern dazu berechtigt sind, haben für die zu ihnen Gehörigen die geltenden Sitten und Umgangsregeln jederzeit mit ganz besonderer Sorgfalt und wahrem Raffinement entwickelt. Jedes ihrer Mitglieder muß damit durchaus vertraut und sicher sein, nie dagegen zu verstoßen. Schon dadurch fühlt es sich von den andern Klassen verschieden und über sie erhaben. —

Zur höchsten und subtilsten Ausbildung mußte der geschriebene wie der ungeschriebene Kodex des Verhaltens zu einander, des äußeren Benehmens im Verkehr natürlich in den Kreisen gebracht werden, welche die Herrscher der Völker, die Fürsten, die Könige und Kaiser zunächst umgeben. Jene allgemeinen Anstandsregeln, welche der gesittete Mensch fast unbewußt befolgt, weil sie ihm zur andern Natur geworden sind, wurden dort nie für ausreichend erachtet. Ein besonderes Hofceremoniell tritt an deren Stelle, und die Etikette bildet sich heraus, durch die Jedem und Jeder vorgeschrieben ist, wie sie sich bei Hofe in jedem einzelnen Fall zu verhalten haben, um in ihrer Stellung in der höfischen Gesellschaft möglich zu sein. Die so festgestellte und vorgeschriebene höfische Sitte ist der großen Menge der außerhalb dieses Kreises Stehenden während langer Zeiträume als ein leuchtendes, wenn auch unerreichbares Vorbild erschienen. Das drückt sich auch schon in der Sprache aus. Ein feines, gewinnendes Benehmen und Verhalten im Verkehr der Menschen miteinander, welchem Stande sie auch angehören, wird als ein „höfliches" bezeichnet, also als ein solches, das am Hofe vorgeschrieben und Gebrauch ist. Im Französischen entspricht dem genau die Ableitung der Bezeichnung „courtoisie" von la cour.

Die höfische Etikette ist schon in uralter Zeit, vor Jahrtausenden, an den Höfen der orientalischen und ägyptischen Könige zu einer hohen Ausbildung gelangt, und ihre Gesetze sind sicher mit um so unnachsichtigerer Strenge durchgeführt, als

dort das Herrschertum für die Phantasie der Unterthanen mit einem mystischen, überirdischen Glanze, wie heute noch in China, in Marokko, ja annähernd auch noch in der Türkei und in Rußland, umleuchtet wurde, da der Herrscher als Sohn des Himmels, als der Auserwählte der Gottheit und ihr Vertreter auf Erden galt. Die römischen Kaiser haben in Bezug auf die Ausbildung der Etikette an ihren Höfen gegen jene orientalischen Autokraten nicht zurückgestanden. Verlangten doch auch sie gleichsam als Göttersöhne angesehen zu werden, die an Altären anzubeten und durch Darbringung von Opfern göttergleich zu ehren seien. Die letzte Höhe aber scheint diese Ausbildung am Hofe der oströmischen Kaiser zu Byzanz erreicht zu haben. Dort indes endete zunächst auch ihre Weiterentwickelung. Wie alles geistige Leben an diesem Hof, verfielen während des Mittelalters auch die Satzungen der dort herrschenden Etikette in völlige Erstarrung, bis die Kanonen Solimans dem Scheindasein des innerlich längst entseelten byzantinischen Kaisertums ein Ende mit Schrecken bereiteten. Daß in diesem oströmischen Reich und an seinem Kaiserhof der elende Sklavensinn, die hündische Kriecherei vor den höher Gestellten, die heuchlerische Demut, die Selbstentwürdigung der Menschen durch despotische Satzungen recht eigentlich gezüchtet worden und zur vollsten Blüte gebracht sind, davon zeugt noch immer der Sprachgebrauch. Das Herauskehren jener verächtlichen Eigenschaften wird noch heute als „Byzantinismus“ bezeichnet, charakterisiert und gebrandmarkt.

Die Erbschaft der strengsten Etikette übernahm von Byzanz vor allen europäischen Fürstenhöfen der der spanischen Könige. Der „Sinn für Feierlichkeit“ ist keinem andern Volk in solchem Maße angeboren wie dem der iberischen Halbinsel. Dieser Sinn erleichterte den spanischen Monarchen die Einführung und die Etablierung der Herrschaft jener Etikette, der sich der doch so stolze spanische Adel widerstandslos unterwarf, sehr wesentlich. Von dort her wurde sie an den verwandten Kaiserhof zu Wien verpflanzt, wo sie sich am längsten behauptet hat, und ward bald zum Muster für alle andern großen und kleinen Höfe Europas.

Aber der spanischen Hofetikette entstand in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts eine mächtige Konkurrenz.

Sie ging vom französischen Hofe zu Paris und Versailles aus. Der jugendliche „Sonnenkönig“ Ludwig XIV., der den frondierenden französischen Adel gebändigt und die trotzigen Herzöge und Barone zu ergebenen, um seine Gunst buhlenden, durch seinen gnädigen Gruß schon beglückten Hofdienern gemacht hatte, etablierte für diesen seinen glänzenden Hof eine neue, eigene Etikette, die zwar in der Strenge, wie auch in nicht wenigen Einzelheiten der spanischen ähnlich, aber doch recht eigentlich nur auf die Persönlichkeit des von seiner Gottähnlichkeit ganz erfüllten Souveräns zugeschnitten war. Der strahlende Glanz dieser Persönlichkeit, wie seiner ganzen Regierung, übte bekanntlich eine blendende Wirkung auf alle Nationen, besonders aber auf alle Fürsten seiner Zeit aus. Für viele von ihnen zum Unheil. Wurde Ludwig XIV. ihnen doch zum höchsten, kritiklos angestaunten Muster der Kunst, die Person des Herrschers als erhaben über die übrige Menschheit hinzustellen, seinem Willen, seiner Laune die Geltung als höchstes Gesetz zu geben, mit bestehenden Rechten, Freiheiten, Verfassungen nach Willkür umzuspringen, jeden Widerstand und Widerspruch gegen das allerhöchste Belieben zu brechen und zu rächen, zur Befriedigung der eigenen Wünsche rücksichtslos verschwenderisch mit den Einkünften des Staates zu wirtschaften und vor allem das Leben am Hofe in eine alles, was an Natur und Wahrheit erinnert, verbannende Etikette zu zwängen, die das Benehmen daselbst bis ins Einzelne genau vorschrieb. Daß das Bestreben auch so manches, nur über ein kleines Ländchen herrschenden Fürsten, das Beispiel des mächtigen, allerchristlichsten Königs, des „Jupiter von Versailles“, nachzuahmen, oft zu grotesken, lächerlichen Resultaten führen mußte, liegt auf der Hand.

Zu den deutschen Höfen, für welche die Etikette und der ganze Lebensstil des gleichzeitigen Versailler maßgebend wurde, gehörte auch der jenes brandenburgischen Kurfürsten, welcher am 18. Januar 1701 mit eigner Hand die Königskrone auf sein von der gewaltigen Allongeperücke umlocktes Haupt setzte, Friedrichs I., Königs von Preußen. Ein Element des feierlichen Pompes, mit welchem der französische Sonnenkönig sich und seinen Hof schmückte, blieb freilich jederzeit von dem preußischen

ausgeschlossen: das, welches dort die katholische Kirche mit der Schar ihrer hohen Würdenträger und Diener der weltlichen, königlichen Pracht gesellte.

Mit dem Hinscheiden König Friedrichs I. war auch die Zeit der Herrschaft der vom Hofe Ludwigs XIV. übernommenen Etikette an dem der Hohenzollern für immer vorbei. Dem „Soldatenkönig" Friedrich Wilhelm I. war all der französische „Firlefanz" ein Greuel, und er machte am Berliner Hofe reinen Tisch damit. Friedrich der Große war, trotz seiner Verehrung und Bewunderung des französischen Genies, in seinem ganzen Wesen und Denken, seinen Neigungen und Gewohnheiten der äußerste Gegensatz zu Ludwig XIV. und dessen Nachfolgern, und in seinem frauenlosen, junggesellenhaften Hofhalt herrschte während des größten Teils seiner Regierungsdauer große Einfachheit. Von strenger höfischer Etikette im spanischen oder altfranzösischen Sinn war in dem Kreise der Männer, mit welchem sich der Philosoph von Sanssouci umgab, nichts zu spüren.

Die französische Revolution und die Europa im Innersten umwälzenden und verheerenden Kriege zu Ende des 18. und zu Anfang des 19. Jahrhunderts hatten auch auf dem Gebiete des Hoflebens und der Hofetikette tiefgreifende Umwandlungen im Gefolge. Am Hofe Friedrich Wilhelms III. und seiner Gattin Luise kam, der ganzen Geistesrichtung jener Epoche entsprechend, die Natürlichkeit, die Schlichtheit, die Prunklosigkeit wieder zur Geltung und Schätzung. Der hohle Schein, der höfische Prunk, die eitle Pracht wurden verbannt. Das Beispiel des gewaltigen Usurpators Napoleon, der, auf der Höhe seiner Macht, am französischen Kaiserhofe das steife Ceremoniell und die strenge Etikette der Königshöfe des Ancien Regime wieder aufleben ließ, fand keine Nachfolge bei den durch ihn gedemütigten und beraubten Herrschern des Auslandes. Erst allmählich, in den seinem Sturz folgenden langen Friedensjahren begann am Hofe des verwitweten, aber kinderreichen Preußenkönigs trotz seiner persönlichen Vorliebe für das Einfache, Knappe, Sparsame, das Leben wieder reichere und glänzendere Formen anzunehmen. Unter Friedrich Wilhelm IV., dem Romantiker auf dem Thron der Hohenzollern, dem geist-

reichen Künstler=König, kam ein freierer, künstlerischerer Zug hinein, der die strengen Linien der altherkömmlichen Hofetikette wohl zuweilen stellenweise durchbrach. Sein Bruder und Nachfolger hatte vom Vater den Sinn und die Liebe für Einfachheit geerbt. Seine Gemahlin Augusta aber, die Tochter Weimars, fand eine hohe Befriedigung in dem Verkehr mit den bedeutendsten Geistern ihrer Zeit, und so thaten sich den glänzendsten Vertretern der Kunst und Wissenschaft die Pforten des Königspalastes weiter auf, und der Verkehr des Herrscherpaares mit diesen Männern bewegte sich in natürlicheren, unceremonielleren Formen, als es Hofmarschälle und Ceremonienmeister der alten Schule mit der Hofetikette vereinbar gehalten haben würden. Die Erhebung des preußischen Königshauses zum kaiserlich deutschen konnte nicht ohne starken Einfluß auf die Einrichtungen und das Leben des Berliner Hofes bleiben. In nicht wenigen Punkten mußten die bis dahin geltend gebliebenen Satzungen der Etikette einer wesentlichen Umarbeitung und Neugestaltung unterzogen werden. Dem Oberhofmarschall=Amt war damit eine große und schwierige Arbeit übertragen. Aber es hat verstanden, sie mit eminenter Geschicklichkeit auszuführen. Fast unmerklich, anscheinend glatt und leicht, hat sich der Uebergang vollzogen. Immer ist unter Kaiser Wilhelm I. auch in den Einrichtungen und dem Leben seines Hofes die neue Würde höchst würdig repräsentiert gewesen. Der regierende Kaiser Wilhelm II., von deren ganzer hohen Bedeutung innig erfüllt, ist zugleich mit lebhaftem Sinn für alles Dekorative begabt und hat eine wahre Künstlerfreude an geschmack= und charaktervoller Pracht. So konnte es nicht ausbleiben, daß Ceremoniell und Etikette am Berliner Hofe wiederum manche Aenderungen erfuhren, in denen sich diese Sinnesart des Monarchen ausprägt. Dazu gehört die Einführung einer bestimmten Hoftracht für die zu den Festen eingeladenen Herren vom Civil: die der Kniehosen, Seidenstrümpfe und Schnallenschuhe bei den dazu entbotenen hohen Beamten; die Einführung der Begrüßungsfanfaren, die beim Eintritt des Kaiserpaares und seiner fürstlichen Gäste in die große Hofloge bei Festvorstellungen im Opernhause und bei gewissen Festen im Königsschloß von Posaunisten geblasen werden. Bei der großen Ceremonie der

Verleihung des hohen Ordens vom Schwarzen Adler erscheinen die Fanfaren- und Festmarschbläser im Rittersaal und auf dessen Silbergalerie in Lockenperücken mit dem Dreispitz darauf und in den reichen Trachten der Gardereiter des ersten Königs, ihre Instrumente sind mit daran herabhängenden, gestickten Trompetendecken geschmückt. Zu diesen Aenderungen gehört ferner die Errichtung der Leibgarde der Kaiserin in weißen, ponceaurot aufgeschlagenen Rokoko-Uniformen und ihre Aufstellung in den Prunkräumen des Schlosses bei den darin abgehaltenen Festen.

Die schon unter Kaiser Wilhelm I. so glänzend erprobte organisatorische, ordnende, leitende Kraft des Oberhof- und Hausmarschalls und Oberceremonienmeisters Grafen Eulenburg hat sich ebenso ruhmvoll auch den so viel größeren, komplizierteren Aufgaben gegenüber bewährt, die ihm während der bisherigen zwölfjährigen Regierungsdauer Kaiser Wilhelms II. gestellt worden sind. Etikette und Ceremoniell sind für jeden einzelnen Fall und Anlaß streng und genau geregelt. Jedes Organ des großen Gesamtkörpers, welchen der kaiserliche Hof bildet, ist so eingeschult und geübt, daß es ohne Stocken und ohne Lärmen funktioniert und alles sich anscheinend ganz selbstverständlich, leicht und natürlich abspielt, ohne daß man die Leitung merkt. Die Etikette weist jedem, der in diesem verwickelten Getriebe mitwirkt, seinen Platz an und schreibt ihm seine Tracht und sein Verhalten dem Höchst- wie dem Gleichgestellten gegenüber vor. Verstöße dagegen scheinen schlechterdings ausgeschlossen zu sein. Die hier geltende Etikette gebietet keinem etwas Demütigendes, was ihn in seiner Selbstachtung herabsetzte. Aber noch strenger als die gesellschaftliche Sitte jedes andern Kreises verhindert sie, daß jeder sich benimmt und bewegt, wie es ihm am bequemsten und am liebsten wäre, daß jeder sich zeigt, wie er ist, und alles ausspricht, was er denkt und empfindet. Ist doch jeder gesellschaftliche Verkehr zwischen den Menschen — und zumal der höfische — nur möglich durch eine gewisse Verleugnung und Verhüllung des innersten Selbst, und

Wer wollte diesen Erdenball
Wohl ferner noch betreten,
Wenn die Bewohner überall
Die Wahrheit sagen thäten?!



Der Bienenstaat.

Naturwissenschaftliche Plauderei von **Johannes Bernhard.**

(Mit zehn Illustrationen.)



Die Bienenzucht wird vielfach noch immer unterschätzt. Trotzdem längst erwiesen ist, daß sie denjenigen, die sie betreiben, recht hübsche Einnahmen bringt, daß sie sogar für die Bevölkerung gewisser Gegenden beinahe den einzigen Lebenserwerb darstellt, hält man sie häufig mehr für eine Spielerei, die auf eine ernsthafte Beachtung keinen Anspruch machen kann. Und doch giebt es kaum etwas, das irriger wäre, als diese Annahme. Denn nicht nur als Erwerbsquelle muß man der Bienenzucht eine nicht hoch genug anzuschlagende Bedeutung beimessen, auch, abgesehen von der wirtschaftlichen Seite bietet sie soviel des Interessanten und Lehrreichen, daß der Bienenzüchter vollauf auf seine Rechnung kommt.

Allerdings darf er die Sache nicht zu leicht nehmen. Voraussetzung für einen rationellen Betrieb der Bienenzucht ist in jedem Falle, daß der Züchter sich mit allen einschlägigen Verhältnissen vertraut macht, daß er die Lebensverhältnisse wie die Daseinsbedingungen des kleinen emsigen Arbeitervolkes genau studiert und es auf Grund der gewonnenen Erfahrungen behandelt. Thut er dies, so wird er seine Mühe reichlich belohnt finden.

Es ist eine ganz eigenartige Gesellschaft, die die Bewohner eines Bienenkorbes bilden. Völlig in sich abgeschlossen, streng darauf bedacht, daß kein fremder Eindringling sie in ihrem Thun und Lassen stört oder beunruhigt, stellen sie ein kleines Staatswesen dar, das durch nie ermüdende Arbeitsfreudigkeit ebenso zusammengehalten wird, wie durch den allen gemeinsamen Ordnungssinn und die jederzeit zur Verfügung gestellte Hilfskraft seiner Bürger.

Lange Zeit hindurch war es nicht möglich, sich über das Leben und Treiben der Bienen eine richtige Vorstellung zu bilden. Man vermutete zwar, daß sie nach bestimmten Gesetzen leben, man wußte, daß sie sich in Arbeitsbienen und Genußbienen schieden, aber einen vollkommen klaren Blick erhielt man erst, als man anfing, die Körbe und Holzkasten, die bisher zu ihrer Besiedelung gedient hatten, durch Glaskasten zu ersetzen. Selbstverständlich müssen die Scheiben, wenn anders die Tiere ihr gewohnheitsmäßiges Dasein führen

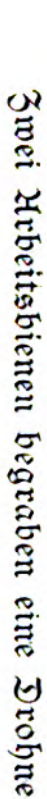
Drei Bilder, welche zeigen, wie leicht es für den Kundigen ist, mit Bienen umzugehen.

Die Bienenkönigin wird aus dem Korb genommen.

Der Schwarm kehrt in seinen Korb zurück.

Ein Schwarm auf der Hand.

sollen, verhüllt sein. Das schließt aber nicht aus, daß man die Hüllen auf kurze Zeit entfernt, so oft man einen Blick in das Innere thun will. Dadurch ist die Möglichkeit gegeben, den ganzen künstlichen, bewunderungswürdigen Bau und das fleißige, nie rastende Wirken und Schaffen des Bienenvolkes in Augenschein zu nehmen.



Zwei Arbeitsbienen begraben eine Drohne.

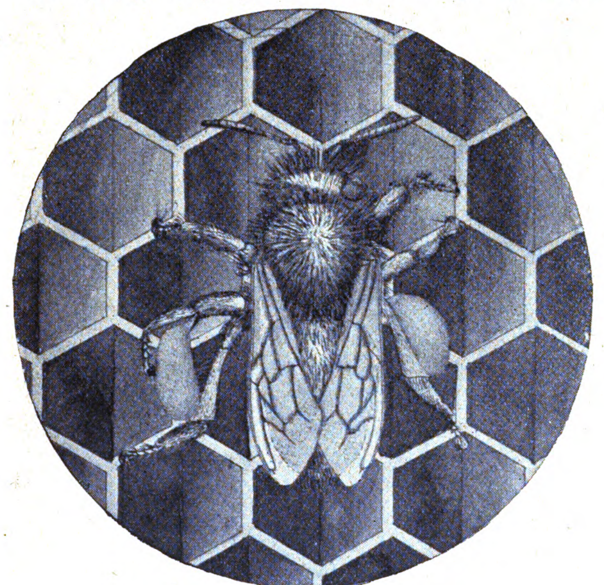
Es muß allerdings zugegeben werden, daß der erste flüchtige Blick in das Heim des geflügelten Arbeitervolkes keineswegs den Eindruck macht, als hätten wir ein geordnetes, von Fleiß und Sorgfalt zeugendes System vor uns. Die meisten Bienen hängen in unordentlichen Klumpen, etwa wie Rosinen, zusammen. Man weiß nicht recht, ob sie faulenzen oder sich gegenseitig wärmen. Bei näherem Zuschauen findet man aber, daß sie, wie es sich für eine Biene schickt, in emsiger Thätigkeit begriffen sind.

Alle die Tierchen, die anscheinend so bewegungslos an den Seiten des Stocks hängen, sind mit dem Absondern von

Wachs, einer der wichtigsten Aufgaben beschäftigt, die das Insekt zu verrichten hat, und ebenso wie diese ist kein einziges Mitglied der ganzen Kolonie unthätig.

Um uns aber einen Begriff von der Organisation in einem Bienenkorb zu machen, müssen wir uns zuerst die Königin oder Mutterbiene ansehn.

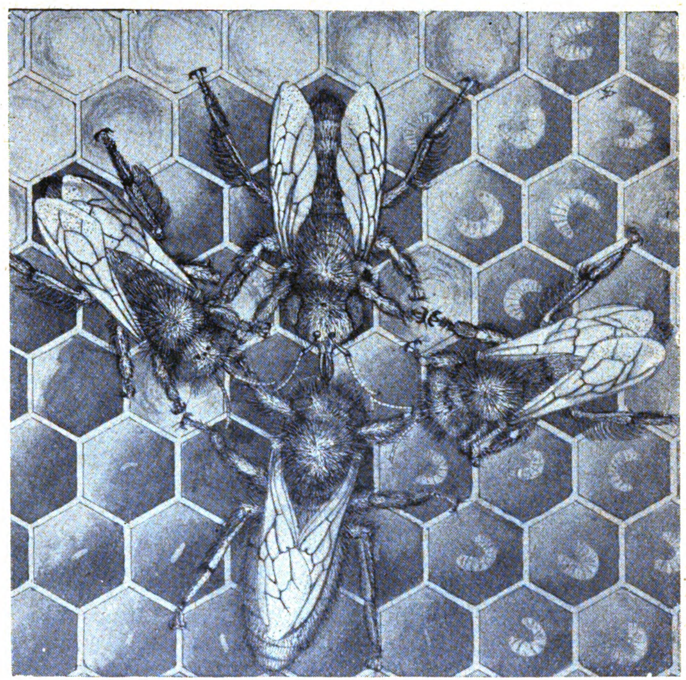
Sie ist sehr leicht zu erkennen; denn sie ist wesentlich



Arbeitsbiene beim Bau der Wachszellen.

größer, ja oft mehr als zweimal so groß, als die gewöhnliche Arbeitsbiene, die wir im Sommer umherschwirren und die Blumen besuchen sehen. Dabei ist sie an Farbe bedeutend heller. Die Bezeichnung „Königin“ ist wohl nicht ganz richtig. Denn es ist nicht erwiesen, daß die Arbeiter ihren Befehlen wirklich folgen. Im Gegenteil hat es den Anschein, als wenn sie sich in mancher Beziehung unter der Kontrolle der Arbeiter befindet, auch scheint sie nicht immer die Führung zu übernehmen, wenn der Schwarm den Stock verläßt.

Sie ist in dem Gemeinwesen aber das einzig vollentwickelte weibliche Tier und ist in der That die Mutter des ganzen Volkes. Ihre Arbeit besteht einzig und allein darin, daß sie Eier in die Zellen legt, und hierin leistet sie Großes, denn sie legt in der besten Zeit täglich 2000 bis 3000 Stück.

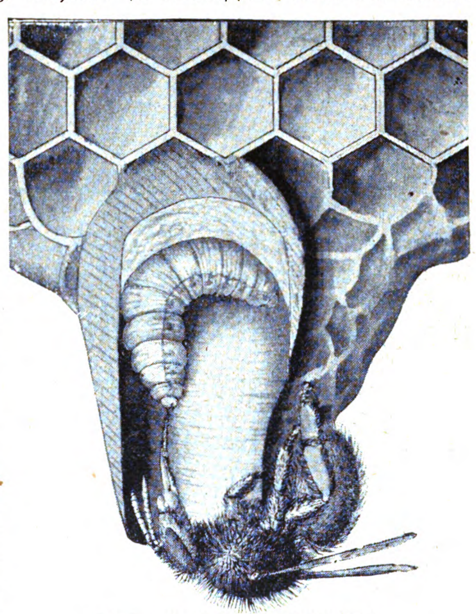


Bienenkönigin und drei Arbeitsbienen.

Diese Arbeit beschäftigt sie denn auch ausschließlich, und wohl deshalb ist sie jeder anderen Verrichtung enthoben. Eine Anzahl Arbeiter umgiebt sie so lange und sorgt für das zu ihrem Dasein Nötige, für Essen, Reinigung und Aufwartung.

Entfernt man die Königin aus dem Stocke, so giebt es eine fürchterliche Verwirrung in der Kolonie. Ueberall rennen und suchen die verwaisten Tierchen nach ihrer Mutter. Gelingt

es ihnen indessen nicht, sie zu finden, so beruhigen sie sich bald und machen sich gleich an die Arbeit, um aus einer Arbeiterlarve eine neue Königin zu erzielen. Dies erreichen sie dadurch, daß sie die Brutzelle erweitern und der Larve reichlicheres und besseres Futter geben. Dabei gelangen die inneren Organe zur vollen Entwickelung, während sie verkrüppeln, wenn den Larven vom vierten Tag an geringeres Futter gereicht wird.



Wachszelle einer Königinnenlarve.

Ist die Königin zu alt geworden, um die erforderlichen Eier zu legen, so wird sie von ihrem gefühllosen Nachwuchs unbarmherzig beiseite geschafft.

Neben der Königin erregt unter den Bewohnern eines Bienenstocks eine beträchtliche Anzahl großer, dickbäuchiger Bienen unsere Aufmerksamkeit. Sie sind zwar nicht ganz so groß, wie die Königin, überragen die Arbeiter aber um ein Bedeutendes. Es sind dies die Drohnen, männliche Produkte aus Eiern, welche die Königin im Mai und Juni legt. So weit man sie bis jetzt beobachtet hat, arbeiten sie nicht, sondern leben ihrem Vergnügen und schlafen in den sonnigen Stunden im Herzen der Blumen.

Sie scheinen sich als Herren der Schöpfung zu fühlen, nehmen ihre Nahrung den fleißigen Arbeitern ab und behandeln sie außerdem noch schlecht. Ihre einzige Verrichtung scheint zu

sein, daß sie die Königin auf ihrem Hochzeitsfluge begleiten, den sie im Frühsommer unternimmt.

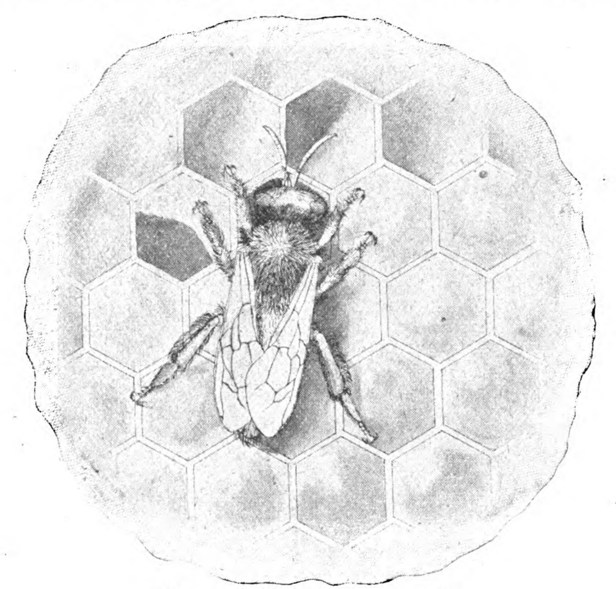
Ihr sybaritisches Leben wird aber gar bald von der Nemesis getroffen. Schließlich (gewöhnlich im Juli) verlieren die Arbeiter die Geduld, und es kommt zu einer Erhebung, die man füglich als Bürgerkrieg bezeichnen kann. Eines Morgens wachen die umnebelten Lebemänner auf ihrem Lager auf, ohne sich rühren zu können. Die Arbeiter haben sie mit feinen, starken Drähten umsponnen und ihnen ein scharfes, einschläferndes Gift ins Gesicht gespritzt. Einige Drohnen sterben gleich, andere vegetieren noch einige Zeit und werden dann in einen Winkel ihrer Zelle geworfen. Die Toten werden von den Arbeitern sofort aus dem Korb geschafft. Diejenigen, denen es geglückt ist, ihren Verfolgern zu entfliehen, gehen draußen elend vor Hunger und Kälte zu Grunde. Denn die Arbeiter halten am Eingang scharfe Wache und lassen keine Drohne wieder in den Korb hinein. Am nächsten Morgen werden die Zellen sorgfältig gereinigt und bleiben dann bis zum nächsten Jahre ohne Bewohner.

Die überwiegende Mehrheit der Bewohner eines Bienenstocks bilden aber die Arbeiter, die Bienen, die wir so gut kennen, wie sie auf ihrer Jagd nach Honig unermüdlich von Blume zu Blume fliegen.

Sie ist die kleinste Biene im Korb, kaum einen halben Zoll lang, verrichtet dabei aber alle Arbeit. Sie ist ein nicht vollentwickeltes Tier von weiblichem Geschlecht und besitzt einen Stachel, der nicht wie der der Königin gebogen, sondern gerade ist. Gerät sie in Gefahr, so ist sie leicht geneigt, diese Waffe in Anwendung zu bringen.

An den Hinterbeinen hat sie einen Sammelapparat. Die Außenfläche der Hinterschienen ist grubenartig eingedrückt, von einfachen Randborsten umstellt und dient zur Aufnahme des Blütenstaubes. Das erste Tarsalglied trägt auf der inneren Seite zehn Querreihen brauner Haare. Jede der letzten vier Bauchschuppen der Arbeitsbiene besteht aus zwei Querhälften, von denen die vordere durch eine Hornleiste in zwei sogenannte Spiegel geteilt wird. Diese betrachtet man als Werkstätten der Wachsbereitung.

Da die Arbeitsbiene der alleinige Honigmacher ist, hat sie auch eine längere Zunge als die Königin und die Drohnen. Mit ihr holt sie den Honig aus dem Innern der Blumen. Ihren Namen „Arbeitsbiene“ verdient sie mit vollem Recht, denn während die Königin mit ihren mütterlichen Pflichten beschäftigt ist und die Drohnen ein bequemes Dasein führen, ruhen auf der Arbeitsbiene tausenderlei

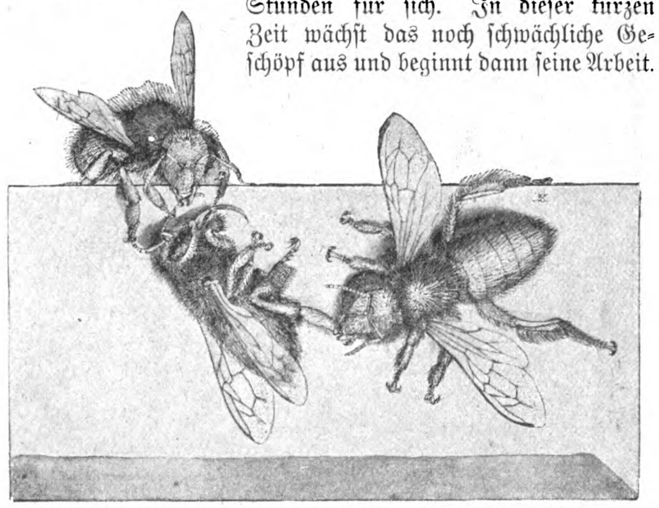


Arbeitsbiene beim Bekleben der Zellen.

Pflichten. Alles muß sie besorgen, für sie giebt es keinen Feiertag.

Wenige Stunden, nachdem sie ihr Larvendasein beendet hat, beginnt ihr schwerer Kampf um das tägliche Brot, und ihre Arbeit hört erst auf, wenn ihre Kräfte ganz erschöpft sind und sie nichts mehr zu leisten vermag. Dann wird sie einfach von ihren Genossinnen aus dem Hause geschafft, und die neue Generation übernimmt ihre Pflichten.

Hat die Königin die Eier — jedes in eine andere Zelle — gelegt, so schlüpft nach drei Tagen die Larve heraus. Sie wird von den Arbeitsbienen, wie bereits gesagt, verschieden gefüttert. Die Arbeitsbiene lebt sechs Tage als Larve, dann ist sie erwachsen und füllt ihre Zelle aus, die nun mit einem etwas porösen Deckel aus Wachs und Blumenstaub verschlossen wird. Die Larve spinnt sich ein und kommt nach etwa vierzehn Tagen als Biene heraus. Jetzt hat sie zwölf Stunden für sich. In dieser kurzen Zeit wächst das noch schwächliche Geschöpf aus und beginnt dann seine Arbeit.



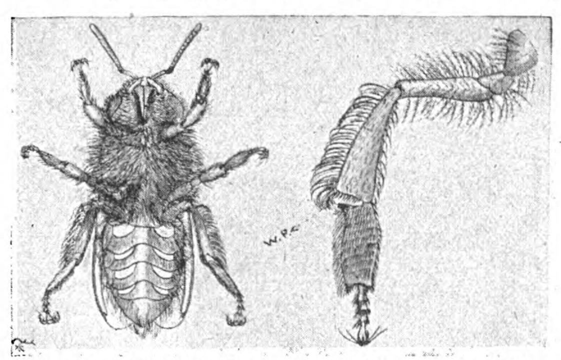
Zwei Arbeitsbienen bringen eine Drohne aus dem Stock heraus.

In den ersten vierzehn Tagen wird die Arbeitsbiene im Stock mit der Ernährung und Pflege der Larven beschäftigt. Dann lernt sie das ganze Innere des Stocks kennen und sieht, wie die andern Tiere beim Wabenbau verfahren. Diese ziehen mit den Hinterfüßen sich selbst und anderen Arbeitern die Wachsblättchen aus den Bauchringen, zerkauen und bespeicheln sie und bringen sie dort an, wo eine neue Wabe begonnen oder eine alte weitergeführt wird. Der Wabenbau geschieht von oben, und besteht aus einer Mittelwand, an der auf beiden Seiten horizontal liegende Zellen aufgeführt sind. Die kleinen

Zellen dienen zur Erbrütung der Arbeitsbienen, die großen zur Erbrütung der Drohnen.

Nachdem die junge Arbeitsbiene dieses Vorstudium beendigt hat, fliegt sie mit den anderen ins Freie hinaus, um draußen die Nektar tragenden Blumen zu besuchen und Honig und Blumenstaub mit nach Hause zu bringen.

Diese Besuche wiederholt sie dann täglich. Tief in die Kelche eindringend holt sie mit ihrem langen Saugapparat den Blumensaft heraus, den sie in ihren Körper aufnimmt, wo er den merkwürdigen Prozeß durchmacht, der ihn in Honig ver-



Untere Seite einer Arbeitsbiene. Drittes Bein einer Arbeitsbiene, mit den Wachsbehältern.

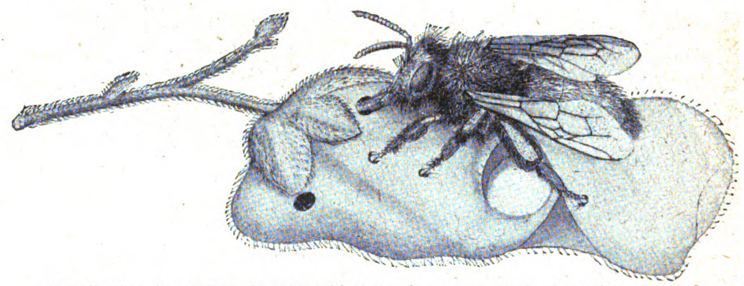
wandelt, während sie gleichzeitig in ihrem Chylusmagen aus Honig und Blumenstaub Chylus erzeugt, den sie ins Blut übergehen läßt und in den sogenannten Spiegeln als Wachs abscheidet.

Bei der Berührung der Blumen verrichtet sie oft noch eine unter Umständen sehr wichtige Arbeit, indem sie mit dem an ihrem behaarten Körper hängenden Blumenstaub die Blume befruchtet, der sie den Honigsaft aussaugt. Hat sie dann Honig genug in sich aufgespeichert und den ganzen Körper derartig mit Blütenstaub behangen, daß sie einer großen, gelben Erbse gleicht, so kehrt sie nach Hause zurück.

Hier schüttelt sie den Blumenstaub von den Flügeln und den mit Haaren bedeckten Beinen und verwahrt ihn als Larvenfutter. Eine weitere Aufgabe der Arbeiterin ist es, „Propolis“,

eine dicke, klebrige Substanz, herbeizuschaffen, die sie von den Knospen der Blätter holt und die zum Dichten und Befestigen des Stocks gebraucht werden. —

Blickt man an einem warmen Sommertage vorsichtig in den Eingang eines Bienenkorbes, so wird man Bienen bemerken, die eine ganz eigenartige Arbeit, bestehend in fortwährendem Heben und Senken der Flügel, verrichten. Diese Thätigkeit hat den Zweck, den Bienenkorb zu ventilieren. Das Gleiche geschieht im Innern, und genaue Beobachtungen haben ergeben, daß die Tierchen auf diese Weise in ihrem Hause eine vorzügliche Luftcirkulation schaffen. Wie wichtig dies aber ist, davon macht man sich erst ein Bild, wenn man in Erwägung zieht, wie



Arbeitsbiene durchsticht ein Blütenblatt, um bequemer zur Honigquelle zu dringen.

viele tausende Tierchen auf einen so engen Raum zusammengedrängt sind.

Die Biene ist ein vorzüglicher Architekt, doch irrt man sich, wenn man glaubt, daß sie in praktischer Berücksichtigung der Platzersparung die Zellen sechseckig baut. Sie macht sie rund, und erst der Druck bringt die Kanten hervor, während die äußeren Zellen sämtlich rund sind.

Eine eigentümliche Erscheinung im Leben der Biene ist ihr „Schwärmen". Im Hochsommer, wenn der Bienenkorb ganz fertig ist, legt die Königin eine gewisse Anzahl Eier, welche die Arbeiter in besonders gebaute Zellen bringen, um sie dort zu neuen Königinnen heranzufüttern. Ist diese Arbeit gethan, so bricht die alte Bienenkönigin aus ihrem Heim, oft von den meisten des alten Stammes, nicht selten von 60000

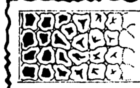
Bienen begleitet, auf. Nur eine genügende Anzahl zur Pflege des Nachwuchses bleibt zurück. Die davonziehenden Bienen verlassen aber ihr Heim nicht ohne Proviant. Jeder Arbeiter führt für fünf bis sechs Tage Honig mit sich. Gewöhnlich bleiben sie in der Nähe, oft auf einem Ast oder auch in einem hohlen Baumstamm.

Ein Teil, wahrscheinlich die klügsten und angesehensten Mitglieder des Volkes, kundschaften die Gegend aus, bis sie sich über einen passenden Ort für eine neue Niederlassung einigen. Sind sie sich hierüber schlüssig geworden, so beginnen sie sofort mit dem Bau des neuen Stocks, damit er noch vor den herbstlichen Stürmen beendigt ist, die ja die letzten honigtragenden Blumen beseitigen.

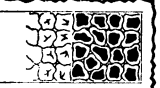
Arbeitsbiene, Honig einsammelnd und gleichzeitig die Blüte befruchtend.

Der Bienenzüchter, der seine Stöcke und ihre Bewohner genau kennt, und weiß, wann die Zeit ihrer Wanderung da ist, will natürlich den Schwarm nicht ziehen lassen. Er hat schon längst einen anderen Korb bei der Hand, in dem er die Wanderlustigen fängt, und fast immer gelingt es ihm, den Schwarm aufzuhalten und zum Bleiben zu bewegen.

Nicht nur für den wissenschaftlich interessierten Entomologen, sondern auch für jeden denkenden Menschen ist die Biene ein Geschöpf, dessen Studium im höchsten Grade lohnend ist. Unter den Insekten giebt es mit Ausnahme der Ameisen kein einziges, das sich im Besitz eines so wunderbaren, vielseitigen Instinkts befindet.



Deutsche Dichtergrüße.



Mutterglück.

Von A. Stöber.

Am Herde sitzt in stummen Schmerzen
Der Vater hier, die Mutter dort,
Entfremdet hatten sich die Herzen,
Sie tauschten lang kein liebend Wort.

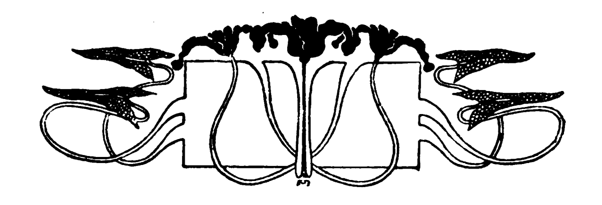
Da kommt ihr Kind hereingesprungen,
Und „Vater!" ruft's mit weichem Laut;
Es hat sich auf sein Knie geschwungen
Und traurig ihm ins Aug geschaut.

An seinen unschuldhellen Blicken
Ist bald das Vaterherz erwarmt:
Er kann die Thränen kaum ersticken
Und hält den Kleinen fest umarmt.

Hinüber nun zur Mutter springt es
Und schmiegt das Köpfchen an ihr Knie;
Ihr halberkaltet Herz bezwingt es,
Und nassen Auges lächelt sie.

Wie nun das Kind hüpft auf und nieder,
Begegnet sich ihr Blick voll Harm,
Und sieh, die Lieb' entflammt sich wieder,
Sie liegen sich versöhnt im Arm.





Liebe und Ehe im Leben der Völker.

Von A. Freiherr von Schweiger-Lerchenfeld.



Wie kaum eine andere kulturgeschichtliche Erfahrung tritt der alte Spruch: „Ein Volk sinkt und steigt mit dem Weibe" demjenigen vor Augen, der die Beziehungen der Geschlechter im Werden und Vergehen des Völkerlebens einer selbst nur oberflächlichen Prüfung unterzieht. Dies gilt ganz besonders von den alten Kulturländern des Ostens, sodann von jenen Völkern, welche sich aus jahrhundertelangen barbarischen Verhältnissen zu einem menschenwürdigen Dasein emporgearbeitet haben. Dort der augenfällige Niedergang, hier die allmähliche Loslösung aus den Fesseln sittlicher Inferiorität. In beiden Fällen steht das Weib an der Spitze der ab- oder aufsteigenden Bewegung und bestimmt den Grad der kulturellen Zustände seines Volkes. — Man muß in den prickelnden Reiz des arabischen Frauenlebens früherer Jahrhunderte eingedrungen sein, um den ungeheuren Unterschied von Einst und Jetzt zu begreifen und jene Kluft zu erkennen, welche mit dem Erlöschen einer einst glanzreichen Kultur, mit dem Fortschreiten tiefgreifender Entsittlichung sich zwischen dem Frauenzauber der Kalifenzeit und der erbärmlichen Gegenwart aufthat.

Aehnlich verhält es sich in Indien. Auch hier macht man die Wahrnehmung, daß in altvedischer Zeit, also damals, als die

Inder litterarische Glanzepochen durchlebten und eine eigenartige Kultur zu blütenreicher Entfaltung gelangte, die Stellung des Weibes eine wesentlich freiere, würdigere war, als von dem Zeitpunkte ab, da das Brahmanentum mit seiner Kastenabsonderung zum Durchbruche gelangte. Wir brauchen hier nur an Kalidasas herrliche Dichtung „Sakuntala" zu erinnern, um den berührten Sachverhalt klar zu machen. Welche Wärme und Zartheit des Gefühls, welche Naturinnigkeit und edle Empfindsamkeit! Beim heutigen Hindu greift der Geist der Kaste in alle Lebensverhältnisse bestimmend ein; er ist viel mächtiger als die Familienbande. Zwar zeigt der Mann gegenüber seinem Weibe und seinen Kindern Zuneigung, doch ist zu berücksichtigen, daß diese Haltung von den Kastengeboten vorgezeichnet ist, somit jedes sittlichen Wertes entbehrt.

Die meisten kennen Indien nur durch den duftigen Schleier der uralten Poesien; sie kennen nur jene lyrische Färbung, in welcher sich die tanzende Dewadaschi (fälschlich Bajadere genannt) mit ihren Knöchelspangen und der Mangoblüte im schwarzblauen Haar zeigt; sie sehen die bizarren Tempel — Märchenburgen, in Licht und blaue Luft aufgelöst, zu Stein gewordene Poesien dichtender Baumeister. Nichts widerstrebt unserer Einbildungskraft mehr, als die Vorstellung, wie sich in den phantastischen Zauber dieses Landes die bleichen Geister des Entsetzens hineindrängen: hier der große Maskensaal mit seinen Marmorhallen und den götzenhaft aufgeputzten Mädchen, juwelenglänzenden Maharadjas und Blumenträumen — dort die verzückten Fanatiker unter den Rädern des ungeheuerlichen Götzenwagens von Dschagernauth, die wegelagernden „Taghs" („die Würger im Herrn"), die scheußlichen Khands mit ihren Schlachtopfern, die Kindermörder, die Scheiterhaufen der sich opfernden Witwen, die Schlangen- und Feuerfresser — das alte Wunderland eine große Gauklerbühne! Und noch mehr: eine Opferstätte des Elends! —

Auf dem ungeheuren Gebiet von Asien, jenem Erdteile, in welchem die alten Civilisationen ihren Ausgang nahmen und Weltreiche bestanden, die erst in der modernen Staatengeschichte passende Vergleichsmomente fanden, hier tritt uns am überzeugendsten das Verhältnis zwischen Mann und Frau als Grad-

messer der Kulturzustände vor Augen. Beginnen wir mit jenem Reiche, dem zur Zeit die größte Aktualität zukommt, mit China. Ein chinesisches Sprichwort sagt: „Die Frau ist ein Schatten, ein Widerhall.“ Mit diesen wenigen Worten ist mehr gesagt, als bogenlange Abhandlungen zu sagen vermöchten; denn auch im Leben der Chinesen gilt der Kardinalsatz von der Weisheit im Sprichworte. Der schlitzäugige Anhänger des Fooismus behauptet, der Geist der Frauen sei Quecksilber, ihr Herz aber Wachs; er sagt ferner: die Tugend üben, sei die Wissenschaft der Männer, und auf diese Wissenschaft verzichten, sei die Tugend der Frauen.

Bemerkenswert ist, daß auch in China die ältere und älteste Volkspoesie Töne anschlägt, welche uns einen tiefen Blick in die Wertschätzung des Weibes in früherer Zeit gestatten. Es darf aber nicht übersehen werden, daß, wie überall in der Welt, es auch in China zweierlei ist, ob man das Weib aus dem Volke oder das der höheren Stände vor Augen hat. Das erstere teilt des Lebens tägliche Sorge und Mühe mit seinem Gatten, wird von der Arbeit niedergedrückt und hat wenig Lichtblicke in seinem kümmerlichen Dasein. Kindersegen ist niemals willkommen und das Regulativ dagegen ist der landesübliche Kindermord. In den höheren Ständen aber gilt der Grundsatz: „Weiber haben keine Seele“, und danach werden die bedauernswerten Geschöpfe behandelt. Kein orientalischer Harem kennt eine strengere Klausur, als das Heim eines vornehmen Chinesen. Der chinesische Salon ist eine Stätte gräßlicher Oede, der Schauplatz eines beispiellos langweiligen und komplizierten Ceremonienwesens. Die weiblichen Mitglieder der Familie sind von jeder Geselligkeit ausgeschlossen. Wie Schatten schleichen sie durch die Frauengemächer, in Seide gehüllt, dem Putze lebend und mit tausend Dingen tändelnd, mit denen Geist und Gemüt nichts zu schaffen haben.

Wenn die Orientalen, die Araber, Türken und Perser, ihre Frauen einsperren und ihnen jeden Verkehr mit der Außenwelt untersagen, geschieht es ebenso kraft der bestehenden Vorschriften, als aus persönlichem Egoismus, der jedem Fremden oder Unberufenen den Anblick eines schönen Gesichtes verwehren möchte.

In China geschieht die Absperrung lediglich auf Grund einer uralten, konventionellen Einrichtung, denn niemand wird

behaupten können, daß die Chinesinnen schön seien. — Der Hochzeitstag ist der einzige Tag im Leben der Chinesin, an welchem ihr in aller Form gehuldigt wird. Ist diese Huldigung vorüber, dann beginnt für die Frau eine Kette lebenslanger Demütigungen und Zurücksetzungen, ein Dasein voll Unterwürfigkeit und Selbstlosigkeit. Die Frau ist nicht die ebenbürtige Genossin, sondern die gehorsame Dienerin des Gatten. An seinen Mahlzeiten hat sie keinen Anteil. Stirbt der Gatte, dann übt der älteste Sohn die Rechte des Hausvaters aus, und die Mutter muß sich seinen Anordnungen fügen. Nur selten wird ihr gestattet, Besuche zu empfangen, noch seltener, welche zu machen. Jeder Ausgang erfolgt mittelst einer Sänfte, in welche die Frau, wie ein Vogel in einem goldenen Käfig, eingesperrt ist. Man sieht in China freilich genug Frauen auf den Gassen und überhaupt im Freien umhergehen; aber das sind keine vornehmen Damen, die sich nie öffentlich zeigen dürfen.

Es wäre ein großer Irrtum, wollte man annehmen, daß diese traurigen Verhältnisse im ganzen Bereiche der hochasiatischen Rasse herrschen. Ganz im Gegenteil. Die Mädchen und Frauen in Birma beispielsweise bewegen sich vollkommen frei und unabhängig. Sie sind den Männern somit ganz gleich gestellt. Es bestehen bestimmte Gesetze, denen die ehelichen Verbindungen unterliegen, und zwar sind es nicht kirchliche, sondern weltliche Gesetze. Der Verheiratung geht ein lebhafter gesellschaftlicher Verkehr zwischen den jungen Leuten voraus. Wenn es auf Erden ein Paradies für Courmacher giebt, dann liegt dasselbe in Birma. Die Hofmacherei ist hier eine alteingewurzelte, zur Sitte gewordene Gewohnheit. Niemand setzt derselben Hindernisse in den Weg, am allerwenigsten die Eltern. Ein heiratsfähiges Mädchen, das sich mehrerer Verehrer erfreut, hält förmlich Cercle. Hat das Mädchen seine Wahl getroffen, so verlaufen Verlobungs- und Trauungsakt ebenso ungezwungen, wie der vorangegangene Verkehr. Ein Familienfest beschließt die Hochzeitsfeier und dann beginnt — wenigstens in den meisten Fällen — das Regiment der Frau und nicht dasjenige des Mannes, wie bei den meisten übrigen asiatischen Völkern.

In Siam ist der Verkehr zwischen den beiden Geschlechtern ein viel beschränkterer als in Birma. Das Freien ist sehr um-

ständlich und erfolgt seitens des heiratslustigen jungen Mannes bei den Eltern des begehrten Mädchens, wobei alle möglichen Einzelheiten bezüglich der künftigen Lebensführung festgesetzt werden. Eigentümlich ist, daß zum Hochzeitsfeste die Einladung seitens der Braut erfolgt. Die Braut, von geschmückten Mädchen, ihren Verwandten und Freundinnen, umgeben, erscheint später als ihr Erwählter. Zu Beginn der Feier sind die beiden Räume, welche den Männern und Frauen zum Versammlungsorte dienen, durch einen Vorhang getrennt. Nach beendeter Trauungsceremonie findet ein Familienmahl statt, worauf der Bräutigam allein in sein Heim einzieht. Erst am darauffolgenden Tag, und zwar spät abends, wird die Braut durch deren Eltern dem Bräutigam zugeführt. Es ist übrigens noch für ein Nachspiel gesorgt, das nach der Geburt des ersten Kindes stattfindet. Die Gattin tritt nämlich erst mit diesem freudigen Ereignis in den Besitz der Aussteuer.

Schlimme Urteile hört man über die Frauen Annams. Sie sollen verkommene Geschöpfe, abschreckend häßlich und über alle Beschreibung unsauber sein. Mit diesen physischen Merkmalen gehen die moralischen Hand in Hand. Welch grellen Gegensatz hierzu bildet die Japanerin! Die Anmut scheint ihr angeboren und das offene kindliche Gesicht der Spiegel ihres ganzen Wesens zu sein. Die Stellung der Mädchen, welche in Japan eine freiere ist, als irgendwo in Asien, bringt es mit sich, daß die Braut dem Bräutigam keine Rechenschaft über ihr Vorleben schuldig ist. Um aber gleichwohl etwaigen Rückfällen einen Riegel vorzuschieben, oder frische Neigungen hintanzuhalten, muß die verehelichte Frau eine ihr Aeußeres verunstaltende Metamorphose vornehmen. Sie hat die Zähne mittelst einer Mischung von Eisenfeilspänen und Saki schwarz zu färben, die Augenbrauen zu rasieren und schwarze Kleider anzuziehen.

In der japanischen Ehe herrschte bislang die Einrichtung, daß die Frau ohne Erlaubnis des Mannes sich nicht von demselben trennen durfte, selbst wenn gewichtige Gründe die Lösung des Ehebundes erheischten, wo hingegen der Mann sich seiner Gefährtin ohne jede Schwierigkeit dadurch entledigen konnte, daß er sie durch den Heiratsvermittler unter Angabe nichtiger und unerwiesener Anklagen ihren Eltern zurückschickte. So ge-

schah es vordem denn auch häufig, daß eine auf diese Weise verstoßene Frau, die im elterlichen Hause keine Zuflucht fand, unrettbar dem größten Elende entgegenging. Diese Uebelstände, sowie andere Härten, welche den altjapanischen Sittengesetzen nichts weniger als zur Ehre gereichten, wurden seit der großen Reformbewegung größtenteils ausgemerzt. Der erste dieser Erlasse reformatorischer Natur zwingt jeden Heiratenden zu der Verpflichtung, die Erlaubnis der Obrigkeit zur Eingehung der Ehe anzusuchen und sich der betreffenden Entscheidung zu fügen. Allerdings werden die bisherigen Ceremonien durch diese Verfügung nicht aufgehoben, da der Staat, als Anwalt des Ehebundes, denselben juristisch regelt.

Während früher alle Japaner dem Brauche huldigten, im öffentlichen Leben niemals in Gesellschaft ihrer Frauen zu erscheinen, hat man in neuester Zeit, wenigstens in den höheren Ständen, mit dieser Gepflogenheit endgültig gebrochen. Mädchenschulen sind förmlich aus dem Boden gewachsen, und die Kaiserin selbst bezeichnete in einer Rede, daß die Frauenerziehung eine hervorragende Aufgabe des Staates sei. Gleichwohl würde man fehlgehen, wollte man mit diesen erfreulichen Thatsachen die Vorstellung von der völligen Modernisierung der japanischen Gesellschaft verbinden. Die Familie ist noch ganz so wie vordem geartet; die Japanerin hängt an zahlreichen Aeußerlichkeiten mit der ganzen Zähigkeit uralter Gewohnheiten; die Macht der Aufklärung hat zwar zur geistigen Hebung des weiblichen Geschlechtes viel beigetragen, die sittlichen Zustände aber so gut wie gar nicht berührt.

Es ist ein weiter Sprung, den wir von Ostasien zu den mohammedanischen Völkern des mittleren und westlichen Asiens vollführen, und ebenso tiefgreifend sind die Gegensätze, die uns das Verhältnis zwischen Mann und Frau auf diesem ungeheuren Gebiete von der Küste des Mittelmeeres bis zu den Schneegipfeln des Hindukusch vor Augen führt. Nichts beleuchtet diesen Sachverhalt besser, als eine Gegenüberstellung der Türkin und der mohammedanischen Kurdin. Von einer großartigen Natur umgeben, häufig aufgewachsen in wilder Stammesfehde, oft monatelang auf entlegenen Weidegründen gänzlich sich selbst überlassen, oder als Gebieterin in einer alten Felsburg hausend,

weiß die Kurdin nichts von der Haremsherrlichkeit der Osmanin. Sie genießt allenthalben den Ruf großer Sittsamkeit, heiteren Sinnes und besonderer Fertigkeit in der ihr zugewiesenen häuslichen Thätigkeit. Von früh bis abends macht sie sich innerhalb und außerhalb des Zeltes zu schaffen; sie wartet die Kinder, bereitet die Speisen, putzt wohl auch die Waffen oder das Lieblingspferd ihres Gebieters, und wenn dieser zur Jagd oder Fehde ausreitet, flicht sie farbige Bänder in die Mähne des Schlachtrosses.

Noch mehr konserviert haben sich altväterische Sitte und Romantik bei den arabischen Beduinen Vorderasiens. Es wird behauptet, daß bei diesen Nomaden die Liebe sich in einer ursprünglichen Reinheit erhalten hat, wie bei keinem andern Volke des Orients. Dies geht auch aus der Wüstenpoesie hervor, welche von seltener Glut durchhaucht ist und einen Idealismus zeigt, der in den Städten, wo alle edleren Regungen mit der Zeit in dem Sumpfe roher Leidenschaften erstickten, unbekannt ist. Wenn der Araber zur Fehde auszieht, sagt er zu der Erwählten seines Herzens: „Ich gehe deinen Augen zu Liebe in Kampf und Tod!“ Wir müssen sofort bemerken, daß der poetische Furor der Beduinen sich lediglich auf das unverheiratete Mädchen, nicht aber auf die Frau erstreckt. Der Nomade zeigt in der Regel weit mehr Liebe für sein — Pferd, als für seine legitime Gattin. Der Heirat geht die etwas romantische Komödie voraus, daß die Braut von ihrem Freier gewaltsam aus ihrem Zelte entführt wird. Das Entlaufen aus dem Hause des Bräutigams gehört zum guten Tone, desgleichen das jungfräuliche Sträuben der Neuvermählten im Zelte ihres Gebieters. Im übrigen ist dem Beduinenmädchen der freie Entschluß nach erfolgter Werbung seitens ihres Anbeters mehr gewahrt, als den arabischen Städterinnen. Spröde Zurückhaltung oder Mangel an Neigung hat schon manchem feurigen Nomaden-Jüngling schweren Kummer bereitet.

Des Beduinen höchste Auszeichnung, die er einem Mädchen zukommen lassen kann, ist die, daß er es bei einem Kriegszuge zur „Hadijah“ erwählt. Die Hadijah ist das Palladium des Stammes, und es begleitet denselben, auf bunt aufgeputztem Kamele reitend, auf allen Kriegspfaden. Obwohl diese Aus-

zeichnung, wie man sieht, nicht ganz ungefährlich ist, würde ein Mädchen gleichwohl die sie getroffene Wahl als Hadijah niemals ausschlagen. Mit stolzem Siegeslächeln geht sie in den Tod. Gewöhnlich wird die schönste Tochter des Scheikhs erwählt. Eine an Vergötterung hinanreichende Verehrung hebt die Hadijah hoch über alle Mitglieder des Tribu; wo der Beduine den Knauf des Palankins seiner Hadijah sieht, wird aus dem zaghaften Streiter ein Heros. Ihr Verlust durch feindliches Geschoß oder ihre Gefangennahme verursacht stets Verwirrung und Panik unter den Kämpfenden. So manche Schlacht am „Strome der Araber" oder in den Dattellandschaften des mittleren Euphrat ging für den einen oder anderen Großstamm verloren, wenn die Flammenaugen der schönen Scheikhstochter brachen, oder wilde Arnauten sie ins Lager des türkischen Pascha schleppten.

Ganz andere Verhältnisse treffen wir in Persien. Hier legen die Mädchen schon vom neunten Jahre ab den Schleier an, d. h. sie dürfen sich von da ab außer dem Hause nicht mehr mit freiem Gesicht zeigen. Der Mann bekommt seine zukünftige Gattin für gewöhnlich nicht zu sehen, und er muß sich daher einer Unterhändlerin (Delalah) bedienen, der es obliegt, die Vorzüge des in Frage kommenden Mädchens möglichst anzupreisen. Daß dieses Lob hinterher, wenn der Gatte seine Angetraute zu Gesicht bekommen hat, sich zuweilen als der Wahrheit keineswegs entsprechend erweist, gehört nun einmal mit zu dem gewagten Glücksspiel, daß mit solchen Verbindungen verknüpft ist. Natürlich macht sich der Perser aus solchen Enttäuschungen nicht viel, denn Ehen werden ebenso leicht gelöst, wie sie geschlossen werden. Uebrigens behandeln die Perser ihre Frauen im allgemeinen ziemlich gut, soweit dies bei den unerquicklichen islamitischen Ehegesetzen überhaupt möglich ist. In den persischen Familien spielt die Poesie noch immer eine große Rolle. Die Bekanntschaft mit den hervorragenden nationalen Dichtern (Hafiz, Saadi, Firdusi, Dschami) ist unbedingt notwendig zu einer nur halbwegs besseren Bildung. Der gute persische Briefstil ist daher voller Zitate, und je überladener er ist, für umso geistreicher gilt sein Autor.



Zu spät geliebt.

Novelle von **A. Trinius.**

(Mit 2 Illustrationen.)

(Nachdruck verboten.)

Noch deutlich steht mir das Bild der alten Ullrich vor den Augen, just so, wie ich sie das erste Mal schaute, als ich am Abend einer Tageswanderung in das stille Werradorf Einkehr hielt. Sie saß unweit des Flusses auf einer Anhöhe, von wo man die Straße auf und ab im Thale sehr gut überschauen konnte. Mit den zitterigen Fingern der Rechten schrieb sie allerlei Zeichen in die Luft und nickte dazu mit dem gebückten Kopf, dessen graues Haar von einem dunkeln Tuch nach Sitte des Dorfes umwunden war. Zuweilen hielt sie in ihrer seltsamen Beschäftigung inne, warf einen forschenden Blick auf die Straße hinab, dann nickte sie wieder und strich eine widerspenstige Haarsträhne aus dem Gesicht, die aber gleich darauf ihr wieder schräg über das eine Auge fiel.

Die alte Frau mußte ehedem hübsch gewesen sein. Bei den Kindern ihres jüngsten Bruders, in dessen Hütte sie seit langem einen Unterschlupf gefunden hatte, hieß sie zwar die Großmutter, im Dorfe selbst aber nannte man sie nur die „ewige Braut“.

„Es war eine merkwürdige Geschichte mit diesem armen Wesen,“ versicherte mir der Förster, der an diesem Abend mit mir die Füße unter denselben Tisch des Wirtshauses behaglich streckte, „eine merkwürdige Geschichte! Man könnte sagen, sie habe ihr trauriges Los verdient, aber schließlich dauert einen das arme Weib doch.“

Am Nebentisch saßen noch der Schneider und der Kantor des Dorfes. Bei unserm Gespräch begann das ihrige zu stocken.

Man sah, wie sie aufhorchten, und wie es sie drängte, daran teilzunehmen.

Nun fuhr das dünnwangige Schneiderlein mit dem Rockärmel auftrocknend über eine Bierpfütze auf dem gescheuerten Fichtentisch, wandte sich dabei halb gegen uns und warf ein: „Jeder Mensch hat sein Schicksal." Hierauf stieß er erst eine Tabakswolke aus der kurzen Pfeife zur Balkendecke, dann fuhr er fort: „Ich mein' aber, die hat's ganz besonders bekommen. Ihr Lebtag auf ihn warten zu müssen, mit Runzeln und wackelnden Zähnen, das ist nicht jedermanns Sache. Das ist ja zum Verstand verlieren!"

„Aber den hat sie ja auch längst verloren," entgegnete jetzt der Kantor. „Schon damals — nu, 's können an die dreiunddreißig Jahre wohl her sein — damals, als er nicht wiederkam. Ich kann mich noch ganz genau darauf besinnen."

„Nu ja; sagen wir, sie hat fixe Ideen. Sie ist etwas närrisch. Es kommen aber auch Stunden, wo sie ganz licht sein soll. Sonst thut sie keinem etwas, trotz ihrer Narrheit. Die geht still ihre Wege und wird noch lange so hingehen, bis es immer weniger mit ihr wird — und dann geht 's Licht aus."

„Jedenfalls," bemerkte der Kantor noch, indem sein Gesicht einen ernstern Zug annahm, „ist sie für manche hochfahrende Dirne seitdem ein warnendes Beispiel gewesen." —

Ich habe mir diesen Abend den Lebensgang der „ewigen Braut" erzählen lassen und bin am andern Tage mit ganz besonderm Gruß — sie saß wieder am Flußufer — an ihr vorübergegangen. Als ich von ihr schied, da sah sie mich fest an, ihre Lippen bewegten sich, als wollte sie mir eine Bestellung mit auf den Weg geben; dann machte sie einige Zeichen mit den Fingern in der Luft und nickte mir mehrmals zu. Nach Jahr und Tag empfing ich eines Tages die Mitteilung von ihrem Ende. Das Schneiderlein hatte recht behalten. Es war mit ihr immer weniger geworden und schließlich ihr Traumleben sacht ausgelöscht wie ein nur noch schwach zuckendes Lichtstümpfchen. —

Des Dorfschreiners Lotte war einmal die beweglichste, übermütigste Dirne des Dorfes gewesen. War sie auch eigentlich nicht gerade schön zu nennen, so besaßen ihr schlagfertiges Wesen, die Keckheit ihrer Sprache, das sprechende Spiel ihrer Augen doch etwas ungemein Anziehendes. Wenn sie ihr Stumpfnäschen in die Höhe richtete und die Wimpern ein wenig dabei

senkte, daß nur ein schmaler Streifen ihres blitzenden Auges durchschimmerte, dann wußte man, daß es irgend eine Abweisung



gab. Man knuffte sich heimlich in die Seiten und lachte bereits im voraus still auf.

Dabei besaß Lotte Ullrich ein gutes Herz. Aber aller Ernst, jede Kopfhängerei war ihr in der Seele verhaßt. So

zierlich ihr Körper auch war, so war doch alles Straffheit, Thatenlust, Energie an ihr. Mit offenen Augen hatte sie wohl nie in ihren Mädchenjahren geträumt. Als einmal der Ortslehrer vertraulich dem Schreiner auf die Schulter klopfte und lächelnd meinte: „Die Lotte hätte ein Junge werden müssen!" da hatte er den Nagel auf den Kopf getroffen.

Kein Baum war ihr als Kind zu hoch, kein Schnee zu tief gewesen. Je toller, je besser. Das war ihre Losung. Wenn am Nikolaustag abends die närrisch und unheimlich vermummten Gestalten von Haus zu Haus durch das Dorf huschten, so durfte man annehmen, die ausgelassenste dieser Schreckensgestalten war sicherlich Lotte Ullrich.

Nur in einem offenbarte sich ihre Mädchennatur: im Tanzen. Tanzen! Allein das Wort ließ ihre gesunden Wangen sich höher färben; ein Leuchten ging ihr aus den Augen, es kribbelte ihr in den flinken Füßen, und oft mitten in der Arbeit sprang sie auf und wiegte sich im Tanze, sei es in der Stube, auf der Wiese oder droben im Wald, der die Höhen, die das Flußthal einsäumten, dicht bedeckte.

Ja, das Tanzen! Niemand hatte es sie gelehrt, und doch konnte sie es schon, als sie noch mit den braunstruppigen Jungen zusammen die Schule besuchte. Der Rhythmus war ihr wie angeboren. Jeder Leierkasten, der sich 'mal in das einsame Dorf verirrte, wurde von der tollen Lotte mit Jubel begrüßt. Sie lief mit ihm von Haus zu Haus und vergaß dabei Essen und Trinken, Haus und Schule. Und ward sie dann ausgescholten, nahm sie es schweigend hin, um, sobald sie allein war, sich noch einmal im seligen Reigen zu wiegen, als töne die Melodie noch immer in ihr fort.

Einmal hatten „Künstler" im Dorf Vorstellungen gegeben. Ein buntangezogener Affe hatte Groß und Klein mit seinen possierlichen Einfällen und seiner eingebläuten Kunstfertigkeit ergötzt, dann hatte der Direktor der Truppe verblüffende Taschenspielerkunststücke zum besten gegeben. Zum Schluß war ein verschossener Teppich auf der Dorfstraße ausgebreitet worden, der Direktor hatte die Fiedel ergriffen, sein abgehärmtes Weib ein Tamburin, und bei den ersten Tönen war aus dem Wagen ein ungefähr zehnjähriges Mädchen herausgeklettert, im grellroten, goldverbrämten, kurzen Röckchen, um nun auf dem Teppich nach den Klängen der Musik einen zierlichen Tanz aufzuführen, wobei es am Schluß einen um die Hüften geschlungenen Shawl löste, ihn wie eine Wolke um ihr dunkelkrauses Köpfchen warf,

einen Luftsprung machte, um dann mit einstudiertem Lächeln halbknieend niederzusinken.

Diese Bühne war unter der Dorflinde gegenüber dem Hause aufgeschlagen, in dem Meister Ullrich sein Handwerk fleißig übte. Und da geschah etwas Merkwürdiges. Mit offenen Augen hatte Lotte vom Fenster aus dem Thun der Kleinen zugeschaut. Ein brennendes Rot hatte sich auf ihr Gesicht gelegt, dann und wann sah man sie mit Händen und Kopf die Bewegungen der graziösen Tänzerin nachahmen. Als nun nach zwei Stunden noch eine Vorstellung auf besonderen Wunsch des hochgeehrten Publikums stattfand und die Schlußnummer beginnen sollte, tauchte plötzlich Lotte am Hofthor auf, ein buntes Tuch über ihr Kleid geschlagen, in den Händen ein Stück grauen Sacktuchs tragend, das sie jetzt auf die Erde vor dem Thor niederlegte, worauf sie, wie bezaubert von den Tönen, mit flammenden Augen und Seligkeit im Blick in ihrer Art den Tanz der Fremden drüben wiederholte.

Da gab's Augen, und mancher Zuruf der Bewunderung traf ihr Ohr. Erst durch die Dorfbewohnerschaft aufmerksam gemacht, blickte nun auch der Direktor hinüber. Erstaunen malte sich in seinen Zügen. Er lächelte zwar, als zum Schluß Lotte den Luftsprung nachzuahmen suchte; doch noch an demselben Abend erschien er bei dem Schreiner und fragte an, ob er sein so hoch beanlagtes Töchterlein seinem „Kunstinstitut" anvertrauen wollte, ein Ansinnen, das freilich der biedere Meister mit ehrlichem Schauder von sich wies.

Lotte aber war stolz und glücklich. Es war ihr erstes Ereignis im Leben gewesen, und der Direktor hatte ihr ja selbst gesagt, daß er erstaunt über ihre Geschicklichkeit sei. Von jetzt an gab sie allabendlich in der Scheune ihres Vaters den Spielgenossen eine „große Vorstellung" zum besten. Einer der begeistertsten Besucher derselben war der ein paar Jahre ältere Heinrich des Sägemüllers. Wenn die lose Dirne längst ihren Tanz beendet hatte, stand er noch immer stumm da und guckte sie steif mit verklärtem Gesicht an, als sähe er eine überirdische Erscheinung. Da unterbrach sie einmal ihren Tanz plötzlich, packte ihn beim Arm und sah ihn mit aufgerecktem Stumpfnäschen herausfordernd an.

„Komm! Tanz' mit, Henner!"

Er wurde blaß und verlegen, während die andern auflachten. Das machte ihn noch unsicherer.

„Na, willst' nicht?"

Er schüttelte den Kopf.

„Ich werd' dir's zeigen. Komm!"

Erneutes Schütteln.

„Du bist dumm und bleibst dumm!" entgegnete sie scharf, zuckte die Achseln, raffte ihren Shawl auf und wandte sich dann ab. —

Ja, das Tanzen! Sie konnte kaum die Zeit erwarten, wo sie zum erstenmal auf den Tanzboden gehen durfte. Fortan ward sie die gefeiertste und gesuchteste Tänzerin weit und breit. In einer solch lustigen Stunde — es war just Tanzpause — rief sie ziemlich laut einer Nachbarin zu:

„Ich werd' nie einen heiraten, der nicht tanzen kann!"

Das wurde jetzt ein geflügeltes Wort im Dorf, sobald 'mal von der tollen Lotte die Rede ging.

Als dies Sägemüllers Henner zum erstenmal vernahm, gab es ihm einen Stich ins Herz. Wie er einstmals mit leuchtenden Augen den „Kunstvorstellungen" der Lotte in der Scheune gefolgt war, so stand er jetzt manchmal draußen am Tanzsaal des Wirtshauses, preßte die heiße Stirn gegen das Fenster und folgte den anmutigen Bewegungen der Lotte, wenn sie sich im Tanze wiegte. Wie beneidete er die Burschen, mit denen sie lachend in ausgelassener Freude durch den Saal flog! Sie durften ihre Hand fassen, von ihrem warmen Atem sich umwehen lassen, Brust an Brust mit ihr im Reigen sich drehen! Und er, dem das Herz zum Ueberlaufen voll war, der wohl sein Bestes, Liebstes für dieses Mädel hingegeben hätte, er mußte abseits stehen, unbeachtet, ungeliebt! Und doch zog es ihn immer wieder hierher, um aufs neue diese Qual durchzukosten! Er wußte es, daß er niemals einen Tanz wagen würde; er hatte das bestimmte Gefühl, daß alles laut auflachen müßte, wenn er es einmal versuchte, was jeder andere doch konnte. Machte sie wahr, was sie einmal voll Uebermut ausgesprochen hatte, so war für ihn alle Hoffnung verloren.

Tanzen, er! Schien Quecksilber in ihren Adern zu rollen, so saß in den seinigen sicherlich zähes Blei. Er war von Kindheit an ein verträumter Bursche gewesen, ein Sterngucker, wie die Leute sagen. Er konnte stundenlang in einer Hecke liegen, dem Leben um sich herum in Busch und Moos lauschen oder dem Zuge der Wolken nachschauen. Vielleicht war auch mit schuld daran, daß er jahrelang gar oft in freien Stunden dem Kuhhirten Gesellschaft geleistet hatte. Droben auf den Waldwiesen, an den Hängen der Berge, da ließ es sich so prächtig träumen, so weit hinaus in die sehnsuchtweckende Welt blicken.

Und wenn der alte Mann dann erzählte, so belebte sich dem andächtig lauschenden Müllersjungen die Natur mit geheimnisvollen Kräften und wunderlichen Gestalten.

Die tolle Lotte hatte es längst gemerkt, was der verträumte Henner für sie im stillen Herzen empfand. Keiner der Burschen konnte sich einer besonderen Gunst des Mädchens erfreuen. Sie blieb sich in ihrer Lustigkeit allen gegenüber gleich. Den Henner aber schien sie geradezu quälen zu wollen, und je geduldiger er ihre Launen, ihre lieblose Behandlung hinnahm, um so mehr regte sich in ihr der bisher ungezügelte Widerspruchsgeist.

Als einmal der alte Schreiner zu ihr sagte: „Du solltest ihn nicht so schlecht behandeln. Keiner meint's so treu und ehrlich — und sein Vater ist ein angesehener Mann, der ihm 'mal die schöne Mühle hinterläßt," da blickte die Lotte den Alten eine Weile wie verblüfft an, als fasse sie gar nicht den Sinn seiner Rede. Dann lachte sie hell auf, warf das Stumpfnäschen in die Höhe und erwiderte:

„Der Duckmäuser, das will ein Mann sein? Nicht 'mal tanzen kann er!" Hinaus war sie.

Ein stiller Mann war der Henner, nicht wie die Burschen des Ortes. Er war gereifter als sie und erschien mit seinem ernsten Gesicht wohl älter, als er eigentlich war. Wenn er aber 'mal lächelte, dann gewann sein Gesicht einen fast kindlich frohen Ausdruck. Dann sah er hübsch aus. Die ganze Gutmütigkeit seiner Natur spiegelte sich in diesem Lächeln.

„Warum lachst du nicht öfter — nicht immer?" fragte ihn eines Abends Lotte, die im Hause des Müllers eine Bestellung gemacht hatte und nun, von Henner begleitet, auf die mondbeschienene Dorfstraße trat. Sie war heute besonders guter Laune, und das hatte dem Henner das Herz noch wärmer gemacht.

„Warum lachst du nicht öfter?" wiederholte sie ihre Frage.

„Warum? Ich weiß es selbst nicht. Aber vielleicht — es könnte wohl sein, daß ich's noch lernte."

„Alt genug bist du!"

„Hast recht, das bin ich; aber —"

„Aber — aber! Ich mein', der Mensch soll lachen! Das Leben ist nicht nur da zur Arbeit, zum Essen und Trinken, nein, auch zum Fröhlichsein. Dann sieht alles ganz anders aus, und das härteste Brot schmeckt weich."

Sie waren ein Stück unter den breitwipfeligen Kastanien entlang geschritten, die die Straße einsäumten. Nun blieb Henner unter einem der alten Bäume stehen, durch dessen Gezweig der

Mond nur vereinzelte Silberfunken niederwarf. Unwillkürlich blieb sie auch stehen. Es schien in ihm zu arbeiten. Es stieg ihm den Hals hinauf und schnürte ihm die Kehle zu. Jetzt aber schüttelte er es ab. Er reckte sich ein wenig auf und ergriff dann plötzlich die eine Hand des Mädchens.

„Lotte," sagte er leise, „ich glaube wohl, ich könnt' auch das Lachen noch lernen. Gewiß, ich könnt's!" fügte er wärmer und beteuernd hinzu.

Die wachsende Wärme seiner Worte schien ihr nicht sonderlich zu behagen. Sie entzog ihm rasch ihre Hand und warf ein wenig kurz hin:

„Wenn du meinst, nun, so lern's!"

„Aber du mußt mir helfen! Du allein kannst's!"

„Ich wüßt' nicht, wie ich's anders machen sollt', als ich's bisher gethan. Ich lache weiter; mach's mir nach, dann kannst du's."

Sein Gesicht hatte wieder den alten Ausdruck angenommen. Ein Schatten aufsteigender Traurigkeit flog darüber hin.

„Ich soll's doch wohl nicht lernen," sprach er halblaut. Dann wandte er sich wieder an sie: „Du willst mich nicht verstehen. Das ist's allein. Du weißt genau, was ich mein'. Nicht umsonst nennen sie dich auch noch die kluge Lotte."

„So?" fragte sie gedehnt. „Thun sie das? Um so besser!"

„Lotte," begann er wieder, „ich weiß, du magst mich nicht recht leiden. Ich bin nicht wie die andern; ich gehe meinen eigenen Weg — und — ich kann nicht tanzen. Ich lache dir auch nicht genug. Und weil ich so bin, glaubst du ein Recht zu haben, mich auszulachen, mich zu verspotten. Ich will aber denken, es kommt doch 'mal eine Stunde, daß du umkehrst, daß die kluge Lotte stärker ist als die tolle — daß du noch einmal erkennen sollst, wie lieb ich dich habe, und daß es keiner so treu und ehrlich mit dir meint wie ich — immer — solange ich zurückdenken kann, und solange ich leben werde."

Sie war einen Schritt zurückgetreten und maß ihn mit großen, verwunderten Augen.

„Das war wohl die längste Rede in deinem Leben? Gelt? Kannst ja reden wie der Pfarrer, daß es einem kalt und heiß über den Rücken läuft!" Sie lachte leise auf und wiegte sich leicht in den Füßen.

„Kannst du tanzen?" fragte sie dann. Stiller Hohn klang durch dieses Wort.

Henner senkte traurig den Kopf.

„Nein, Lotte, werd's auch nimmer lernen. Deshalb kann man aber doch 'nen Menschen von ganzem Herzen lieb haben. Ich werde dich immer lieb behalten. Wenn du 'mal 'nen Freund brauchst, komm' zu mir. Für dich muß ich alles thun, was du willst, so unrecht es vielleicht auch sein mag, und so wenig du mich deshalb auch achten magst. Gute Nacht!"

Er reichte ihr nicht die Hand. Er nickte nur ein wenig und wandte sich dann um. Sie stand etwas betroffen da. So hatte er sie noch nicht entlassen. Sie schien zu schwanken, ob sie ihn doch nicht lieber zurückrufen, ihm wenigstens die Hand zum Nachtgruß reichen sollte. Da aber kam der alte Uebermut wieder über sie. Sie warf den Kopf leicht zurück:

„Er ist und bleibt ein Narr!" lachte sie auf und schlug dann den Heimweg ein. —

Die Ernte war eingebracht. Längst lagen die Wiesen in der Flußniederung abgemäht, und tagsüber gingen die Rinderherden gemächlich im Sonnenschein darüber hin. Es war Herbst geworden. Morgens und abends lagerten weiße Nebel im Thal, die erst mit aufsteigender Sonne sich lösten, zerflatterten und dann über die freudig aufleuchtenden Uferhöhen emporschwebten. Marienfäden zogen durch die Luft und spannten Ketten von Baum zu Baum an der Straße. Rote Ebereschenbüschel glänzten im Gezweig, und darunter schritten zuweilen Wanderer singend dem nahen Gebirge entgegen.

Im Dorfe rüstete man sich zur Kirmes. Schon in diesem Namen liegt dem Thüringer eine Melodie voll Zauber und Seligkeit. Das ganze Jahr freut man sich schon im voraus auf diese Tage, man hofft und spart, das neue Kleid wird dann eingeweiht, Berge von Kuchen werden angehäuft, es wird geschmort und gebraten, und war auch Schmalhans bisher Küchenmeister, zur Kirmes muß es hoch hergehen, und sollte man Bett oder Schrank verkaufen!

Auch die tolle Lotte schwelgte bereits Wochen vorher in einem Rausch von Seligkeit. Kirchgang, Tanz unter der Dorflinde und dann am Abend in der Schenke wieder Tanz bis zum nächsten Morgen, und so Tag für Tag wiegen, schweben, sich bewundern lassen, glänzen — ihr Herz kostete im voraus alle Wonnen durch. Ungefähr eine Woche vorher war ihr von einer alten Pate eine prächtige, feinciselierte Silberkette zur Erinnerung geschenkt worden, ein uraltes Erbstück der Familie. Diese sollte sie nun auf dem Samtmieder zur Kirmes zum erstenmal tragen. Die Pate hatte sie ihr probeweise umgehängt, dann aber noch

einmal mitgenommen, da der Goldschmied in der Stadt erst noch einige kleine Veränderungen daran vorzunehmen hatte. „Ich lass' ihm mitteilen, daß er sie dir bis nächsten Sonnabend wieder zuschicken soll. Dann kommt sie noch recht, und nächsten Tag kannst du mit schön thun. Sie werden Augen machen!“ Lotte hatte gelacht und die Kette zurückgegeben, aber nicht mit völlig leichtem Herzen.

So kam der Sonnabend heran. Lotte hatte ihm mit Spannung entgegengesehen. All die Zeit über war ihr das silberne Schmuckstück nicht mehr aus dem Sinn gekommen. Im Wachen und Traume sah sie es auf ihrer Brust glänzen. Walzerklänge sangen um ihr Ohr, sie flog, vom starken Arm der Burschen gestützt, durch den Saal — wie schön, wie schön! Und draußen, das traurige Gesicht gegen die Fensterscheibe gedrückt, stand der Henner! Wenn er doch nur auch tanzen könnte! Er war ja sonst so uneben nicht! Nach dem Besitz seines Vaters fragte sie ja gar nicht. Der Mann selbst sollte ihr gefallen!

Warum sie nur heute so oft an ihn dachte? Noch immer klangen ihr seine letzten Worte ins Ohr. So hatte noch keiner zu ihr gesprochen, so konnte es auch keiner. Das fühlte sie wohl. Er war den andern allen an Geist überlegen — an Gemüt! Aber dieses ehrbare, abgemessene Wesen, das sie zum Verzweifeln bringen konnte!

„Trallala — trallala!“ Sie wiegte sich leise in den Hüften und tanzte ein paar Walzertakte durch ihr Stübchen.

* * *

Jetzt aber mußte der Postbote doch nahe sein, um ihr die Kette aus der Stadt zu bringen. Sie setzte sich ans Fenster und spähte ab und zu auf die Dorfstraße. Richtig, da kam er mit Brieftasche, Kisten und Paketen schwer beladen. Sie riß das Fenster auf.

„Für Fräulein Charlotte Ullrich etwas dabei?“ rief sie lachend hinaus.

„Nix, nix. Ein andermal!“ Und er trabte vorüber.

Tiefste Enttäuschung malte sich in ihrem hübschen Gesicht. Die ganze Woche hatte sie sich darauf gefreut, morgen war der Tag. — Unmöglich! Sie mußte die Kette haben! Sie sprang auf und schritt unruhig auf und nieder. Dann erhellte sich ihr Gesicht. Warum hatte sie nicht gleich daran gedacht? Heute abend kam die Kette mit der Botenfrau. Natürlich, die alte

Barteln brachte sie mit! Wie ein Stein fiel es ihr vom Gemüt. Dann flog sie hinunter, um der Mutter in der Küche zu helfen.

Gegen sechs Uhr schritt Lotte die Straße ein Stück hinan, die zu der drei Stunden entfernten Stadt führte. Die Erwartung, endlich wieder das herrliche Schmuckstück in ihren Händen zu halten, hatte sie den Nachmittag nicht mehr verlassen.

Sie war oben am Bergrand soeben in den Wald getreten, als die Botenfrau um die Ecke bog. Verwundert blickte diese das Mädchen an, das mit glänzenden Augen auf sie zutrat.

„Na, Mutter Barteln, gieb sie mir nur gleich her! Brauchst dann nicht mehr so schwer zu tragen."

„Wüßte nicht was, Lotte." Als sie das erblassende Gesicht des Mädchens sah, fügte sie hinzu: „Was ist denn, Lotte?"

„Bringst du nichts für mich mit? Nichts? Ein ganz kleines Päckchen?"

Die Alte schüttelte den Kopf.

„Auch für meine Pate nichts?"

„Auch nichts. Aber was ist dir denn?"

Doch die Lotte antwortete nichts. Sie rannte weiter, bis sie den Augen der ihr nachschauenden Frau entschwunden war. Da sank sie am Wegrand auf den Moosboden nieder. Zorn und Schmerz kämpften in ihr, bis ein heißer Thränenstrom aus ihren Augen brach. Nun war ihr die ganze Freude an der Kirmes verdorben! Und wie hatte sie sich darauf gefreut! So sehr! Sie zernagte sich fast die Lippen und bohrte die Nägel in die Handflächen in ohnmächtigem Trotz. Die ganze Welt schien ihr grau und kalt, obgleich es ein Abend war, friedlich und heiter, klar und warm, fast wie zur Sommerzeit.

Sie überhörte ganz, daß seitlich aus dem Walde ein junger Mann trat, der, als er sie dasitzen sah, leicht die Farbe wechselte, dann aber ruhig zu ihr heranschritt. Jetzt erst blickte sie auf, und als sie Henners forschendem, treuem Blick begegnete, da fielen ihr erst ihre verweinten Augen ein. Sie fuhr sich mit der Hand darüber, dann erwiderte sie seinen Abendgruß. Doch die Verlegenheit wich nicht ganz aus ihrem Gesicht.

„Du bist traurig, Lotte?"

Sie zögerte mit der Antwort. Der alte Trotz regte sich in ihr. Was ging das ihn im Grunde an? Dann aber nahm eine versöhnlichere Stimmung in ihrem Herzen Platz.

„Vielleicht hast du mich angesteckt," sagte sie, halb im Scherzton, dem er aber das Gezwungene wohl anmerkte. Sie stand

auf, noch immer das Taschentuch in der Hand. „Wir haben ja einen Weg! Wenn's dir recht ist?“ sagte sie.

Ein leichtes Rot schlich über seine Schläfen. Er blickte seitwärts auf sie, die bereits einen Schritt vorausgegangen war.

„Daß ich nicht die Schuld trage, weiß ich, Lotte. Ich kann dich nicht traurig stimmen — eher, daß ich dir Grund zum Spott geben könnte.“ Da sie nichts darauf erwiderte, fuhr er fort: „Darf ich's nicht wissen? Vielleicht, daß ich dir helfen kann?“

„Damit die Reihe an dir ist, mich auszulachen. Freut mich schon nicht, daß du mich so gesehen hast.“

„Sag' mir's nur!“

„Nun, Weibersache ist's! Der Putzteufel hat mich gefangen! Vielleicht ist's kindisch von mir, möglich; aber ich hab' mich so sehr darauf gefreut. Die ganze Kirmes ist mir verdorben. Das verstehst du nun wieder nicht; denn du kannst nicht lustig sein, daß die ganze Welt rosenrot und himmelblau ausschaut — kannst nicht singen und“ — Sie stockte.

„Und nicht tanzen. Nicht wahr? Das meinst du? Nein, das kann ich alles nicht, aber dir helfen vielleicht, wenn du's mir vertraust.“

Anfangs mit stockender Stimme, dann immer wärmer werdend, vertraute die tolle Lotte dem aufmerksam ihr zuhorchenden Begleiter ihr eitles Herzensgeheimnis an. Als sie geendet hatte, schwieg er einen Augenblick, dann sagte er ruhig:

„Die Kirmes soll dir nicht verdorben werden. Morgen nachmittag ist die Kette in deiner Hand. Ich werde sie morgen selbst aus der Stadt holen.“

Sie blieb stehen. Erstaunen glänzte aus ihren Augen. Es kam ihr ganz unfaßlich vor.

„Das wolltest du thun? du, Henner? für mich?“

„Warum nicht?“

„Und deine Kirmesfeier?“

Er zuckte die Achseln.

„Wenn ich weiß, 's macht dir 'ne Freud' — ich tanz' ja ohnehin nicht.“

Sie waren am Ausgang des Waldes angelangt. Lotte warf einen Blick die Straße hinab. Dann hielt sie ihrem Begleiter ihre Hand hin.

„Henner, verdient hab' ich's nicht — aber — nun ja — Freud' macht mir's!“

Ihre Augen streiften mutwillig die seinen, dann wandte sie sich und stürmte allein die Straße zum Dorfe hinab. —

Henner hatte wirklich am nächsten Morgen den weiten Weg zur Stadt eingeschlagen. Die tolle Lotte stand gerade in ihrem Schlafstübchen und zog den Kamm durch das dunkelbraune, aufgelöste Haar, als der Müllerssohn vorüberschritt. Durch den Spalt der Gardinen sah sie, wie er suchend einmal sein Auge über ihr Fenster gleiten ließ. Da reckte sie den entblößten Arm hervor und winkte ihm einen Gruß zu. Ein aufleuchtender Blick dankte der sich verborgen Haltenden. —

Vom Kirchgang war Lotte mit ihren Eltern heimgekehrt, und nun hatte man sich am reichen Kirmesmahl gütlich gethan. Die Pate wie noch ein paar Verwandte von außerhalb waren heute Gäste im Hause des Schreiners. Denn zur Kirmes gehören auch einige Gäste, das entsprach altem Herkommen; auch konnte man dabei über den Kreis des Altgewohnten hinaus Unterhaltung führen.

Bei Tische bereits hatte man die Wetterfrage mit ins Gespräch gezogen. Denn auffällig war's heute. Man schrieb Ausgang Oktober, in der Luft aber lag es schwül und dick, die Gemüter leicht bedrückend trotz der angebrochenen Kirmesfeier.

„Ich glaub'," sagte Meister Ullrich, „'s giebt heut' noch 'was. 's sieht verdächtig aus, und über den Bergen liegt's wie 'n Sack. 's wär' schade, wenn ihr nicht um die Linde tanzen könntet." Die letzten Worte waren an seine Tochter gerichtet.

Lotte sah vom Teller auf und ließ dann die Augen zum Fenster hinausschweifen.

„'s wird sich schon aufhellen. Im Oktober ein Gewitter, das wär' ja wunderbar!"

„Nun, ich entsinne mich deutlich noch," warf die Pate ein, „wie es vor einigen Jahren im Januar — rundum lag alles weiß — mit Blitz und Donner vom Himmel 'runter kam. Wundern soll's mich nicht. Manchmal steht alles auf dem Kopf in der Welt!"

Nach dem Festmahl, das heute ausnahmsweise lange gewährt hatte, ging Lotte in ihr Schlafstübchen hinauf, um sich ein wenig für das Kommende auszuruhen. Dort oben aber nahm sie am Fenster Platz. Von hier aus konnte man die Straße bis zum Wald verfolgen, dieselbe Straße, die der brave Henner heute früh so glücklich emporgestiegen war, und die er nun bald wieder herabkommen mußte.

Aber was war das? Thal, Berge und Ferne schienen

immer mehr vor ihren Blicken zu versinken. Sie riß erschreckt das Fenster auf. Schwüle hauchte sie an, und mitten hinein schnob es aus dem Thal herauf, von den Höhen nieder, die Bäume tief beugend, mit unheimlichem Atem, vor dem jede Kreatur angstvoll sich flüchten mußte. Und jetzt versank auch der Wald und tauchte in ein furchtbar anzuschauendes, sich heranwälzendes Dunkel hinein. In diesem Augenblick klang ein leises, anschwellendes Donnerrollen vom Wald herüber. Gleich darauf prasselten Schloßen gegen das Fenster, das Lotte bei dem ersten Anzeichen des losbrechenden Gewitters erschreckt geschlossen hatte.

Sie sank auf dem Stuhl zusammen. Vom Walde her stob das Unwetter heran, und dort oben schritt er unter den Bäumen hin, für sie — um eine Laune ihrer Eitelkeit zu befriedigen! Da — ein Blitzstrahl — noch einer — Donner, der die Erde erschüttern läßt. Erst in Schrägstreifen, nun gerade nieder rauscht der Regen herab — kein Regen mehr — der Himmel schüttet in breiten Massen das Wasser zur Erde, das nun gluckernd, rieselnd, Rinnsale, Pfützen und Bäche bildend, von den Höhen stürzt, die Straße überflutet, hinab zum Flusse in der Tiefe drunten, der bereits beginnt, sich gelblich in steigenden Wogen zu färben.

Und mitten durch den furchtbaren Aufruhr der Natur schreitet er, um ihr die Kette zu bringen, daß sie sich schmücke zum Tanz, um andern zu gefallen, während er — hätte sie doch lieber seine Bitte verweigert! Hatten die Leute nicht recht, wenn sie von der „tollen“ Lotte sprachen? Horch! Wieder Blitz und Donnerschlag. Jetzt hat sich das Wetter auch im Thale ausgebreitet. Zwei Gewitter bekämpfen sich. Wenn er doch nur käme — vor ihr stände!

Sie späht hinaus, soweit es die Trübnis zuläßt, mit klopfendem Herzen, mit fiebernden Schläfen. Alles um sie allein! — War das nicht ein Schatten dort drüben unter den Bäumen? Täuschung! Ein Strauch bewegte sich im Sturm. Sie sinkt wieder auf den Stuhl zurück. Sie meint das Schlagen ihres Herzens zu hören. Aber wenn er erst wieder da ist, vor ihr steht, wie wollte sie ihm danken! Er sollte gewiß die tolle Lotte nicht wiedererkennen. Und kann er auch nicht tanzen, Kirmesfreude soll nun auch er genießen, denn im Grunde — wie konnte sie nur so lange im Dunkeln tappen! — blind sein! „Henner!“ sagt sie leise, und eine Verwirrung ihrer Sinne drückt sich in dem erregten Gesicht aus.

Jetzt scheint's aber in der That nachzulassen; schwächer wird der Regen. Sie öffnet abermals das Fenster, um Ausschau zu halten. Deutlich zeichnet sich der Wald wieder vor ihr auf dem noch immer sturmbewegten Firmament. In diesem Augenblick züngelt es bläulich über dem Walde nieder, in demselben Augenblick dröhnt ein markdurchdringender Donnerschlag.

Entsetzt fährt Lotte zurück. Unten geht eine Thür; sie hört die Stimme des Vaters: „Das hat eingeschlagen!" und die Patin bestärkt diese Behauptung.

Eine unerklärliche Angst hat die einsam Wartende überfallen, von der sie sich nicht Rechenschaft abzulegen vermag. Sie sieht nicht, wie es sich mehr und mehr draußen lichtet, blaue Wolken sich Bahn brechen, wie endlich die Sonne sieghaft wieder ihre goldenen Lichter niedersendet. In tiefes Sinnen ist sie gefallen. Erst der Klang einer fröhlichen Musik schreckt sie empor. Die Kapelle zieht zum Wirtshaus. In einer halben Stunde wird der Tanz draußen beginnen.

Und er ist noch nicht zurück — noch immer nicht! Nur der eine Gedanke füllt ihr Denken: ihm entgegen, ihm danken, ihm Abbitte thun — sagen, wie sie gar nicht seiner Treue, seiner Liebe wert sei, daß sie aber wolle eine andere werden — gewißlich — eine andere — —

Heimlich ist sie die Hintertreppe hinabgehuscht und über den Hof hinaus auf die Straße getreten. Noch rinnt und rieselt es rings um sie, und in Busch und Zweig glitzert es von Millionen Perlen und Diamanten. Sie achtet nichts, sie stürmt vorwärts — ihm entgegen!

Nun hält sie hochaufatmend am Waldrand. Dort begegnete ihr gestern die alte Barteln und weiterhin da, an der hohen Fichte, da ließ sie dann ihrem Zorn und ihrem Schmerz in Thränen freien Lauf. Deutlich steht ihr alles wieder vor den Sinnen. Und dann kam er — er — O, du mein Gott, dort ist er ja, an demselben Baum, wo er sie gestern traf, da hat er einen Unterschlupf vor dem niedergehenden Wetter gesucht!

„Henner!" schreit sie in jubelnder Befreiung auf. Freude, Scham, Schmerz und Liebe klingen in diesem Ruf zusammen.

Mit einem Satz ist sie über den schmalen Graben, der die Straße von dem Walde trennt.

„Henner!" ruft sie noch einmal.

Niemand antwortet.

Nun ist sie heran. Sie sieht ihn am Stamm halb niederhockend. Sein Gesicht ist fahl, aber ein Lächeln des Glückes

liegt darüber gebreitet. In seiner starren Hand hält er noch die Kette etwas emporgehoben, als hätte er sie kurz zuvor zu den Lippen geführt. Abgerissene Zweige, zerzaustes Moos liegen herum. Der Baum zeigt die tiefe, offene Wunde, an der des Himmels Strahl niederzuckte.

Mit einem einzigen Blick überschaut Lotte das Trümmerfeld ihrer Hoffnungen.

„Henner!“ schreit sie auf, vom Wahnsinn im Anblick dieses Schreckensbildes erfaßt, dann bricht sie bewußtlos über dem Toten zusammen. —

Kirmesgäste aus dem Nachbarort, die bald darauf die Waldstraße entlang schritten, fanden die beiden. Neben dem vom Blitz Getroffenen lag noch immer besinnungslos die Lotte Ullrich. Man schaffte beide hinab ins Dorf. Drei Tage später begrub der Sägemüller seinen einzigen Jungen. Fast das ganze Dorf gab dem allgemein geachteten Toten das letzte Geleit.

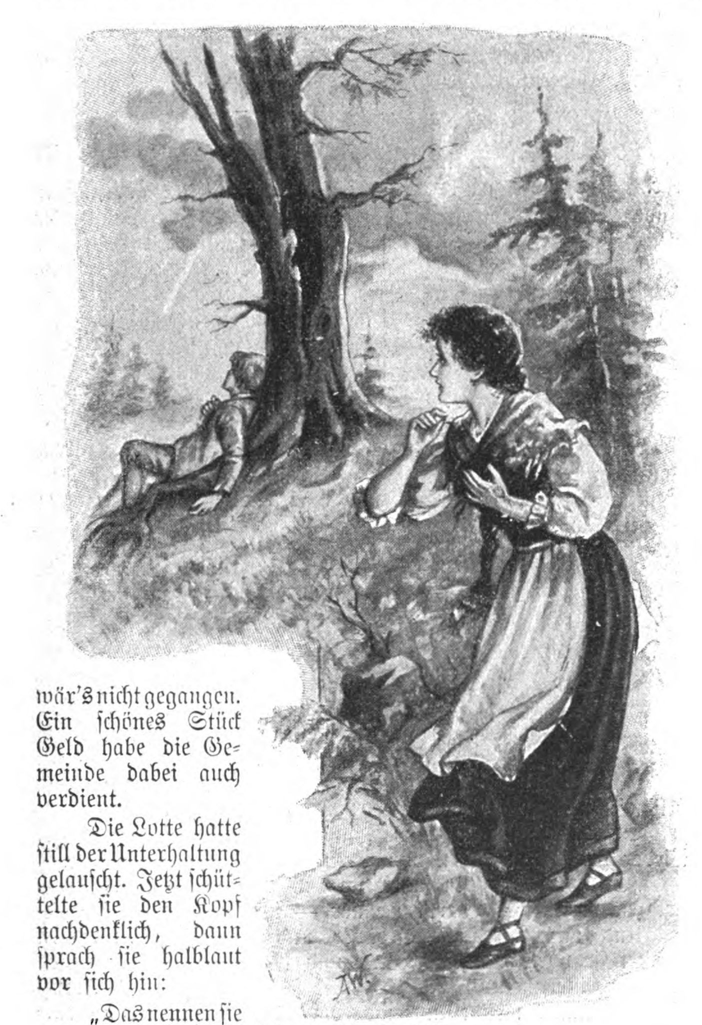
Lotte war in ein hitziges Fieber verfallen. Lange Wochen schwankte ihr Zustand zwischen Tod und Leben, dann bestand das Leben noch einmal auf seinem Recht. Eines Tages schlug die Genesende die Augen auf. Die matten, erloschenen Augensterne gingen in der Stube suchend umher. Sie schien die Anwesenden zu erkennen, aber es war keine besondere Freude in diesem Erkennen; dann plötzlich streckte sie die abgezehrte Hand der Mutter hin. Ihre Lippen bewegten sich. Und als sich die alte Frau zitternd vor freudiger Erregung über die Tochter niederbeugte, da fragte Lotte:

„Ist der Henner schon zurück?“

Aufschluchzend schüttelte die Mutter den Kopf.

„Noch immer nicht — noch immer nicht? Die dumme Kette! Aber er wird noch kommen. Ich muß warten!“ Und sie wandte sich mit dem Kopfe gegen die Wand und schrieb mit der Rechten allerlei Zeichen in die Luft.

„Ich muß warten!“ Treulich hat die Lotte fortan gewartet, daß der Tote wiederkehren sollte. Die Erinnerung an das Schreckliche schien aus ihrem Gedächtnis völlig ausgewischt. Ihr Denken war getrübt, ihr Sinn gestört. Nur ab und zu schien ein Augenblick der Klarheit über sie zu kommen, wie ein lichter Strahl, der durchs Gewölk bricht. So einmal, als drunten in der Stube das Gerede ging, daß nun eine Eisenbahn durch das Thal gebaut werden solle. Da der Raum für diese beim Dorfe zu eng sei, so habe man die eine Hälfte des alten Gottesackers angekauft, wo schon lange niemand mehr begraben würde. Anders



wär's nicht gegangen. Ein schönes Stück Geld habe die Gemeinde dabei auch verdient.

Die Lotte hatte still der Unterhaltung gelauscht. Jetzt schüttelte sie den Kopf nachdenklich, dann sprach sie halblaut vor sich hin:

„Das nennen sie ‚ewige‘ Ruhe! Es giebt wohl keine!“

Für die Aermste gab es wenigstens hienieden keine. Alle Nachmittage schritt sie ein Stück die Straße zum Wald hinan

und schaute still aus, ob ihr Henner nicht komme. Dann wollte sie die Kette umhängen. „Nicht zur Kirmesfeier, denn er tanzt ja nicht," sagte sie, „aber zur Hochzeit mit ihm." — „Ich weiß," meinte sie einmal, „das wird ihn freuen." —

So vergingen die Jahre. Die Eltern starben, Haus und Geschäft gingen in die Hände ihres ältesten Bruders über. Sie selbst zog hinab in das Anwesen, das der jüngste Bruder drunten am Flusse sich erworben hatte. Da fand sie gütige Aufnahme. Sie verrichtete die leichtere Hausarbeit und pflegte mit mütterlichem Empfinden die Kinder ihres Bruders.

Ihr schönes braunes Haar war längst grau geworden, doch noch immer hoffte sie auf die Rückkehr des Jugendfreundes.

„Er wird schon kommen," sagte sie einmal lächelnd. „'s ist auch ein weiter Weg!"

Sie war eine Greisin geworden, aber die Hoffnung grünte ihr frisch im Herzen, nahm all ihr Sinnen und Denken ein.

An einem schönen stillen Herbsttag war sie wieder nach ihrem Platz oberhalb des Flusses gegangen und hatte sich dort niedergekauert, um Ausschau nach ihrem Henner zu halten. Sie fühlte sich heute recht matt, und nicht ohne Mühen hob sie immer wieder den Kopf und blickte die Straße hinauf. Heute machte sie auch keine Zeichen durch die Luft. Müde lagen die Hände in dem Schoß. Die Sonne sank hinter den gegenüberliegenden Höhen, Abendgrüße hauchte das entschlummernde Thal aus. Sie merkte es nicht, wie die Dämmerung leise herangeschritten kam, alles mit ihrem wehenden Mantel einhüllend. Sie war über allem Schauen, Horchen und Hoffen eingeschlafen.

Da weckt schmetternde Musik die Arme auf. Drüben am andern Ufer giebt ein lustiger Hochzeitszug dem Paare das Geleit.

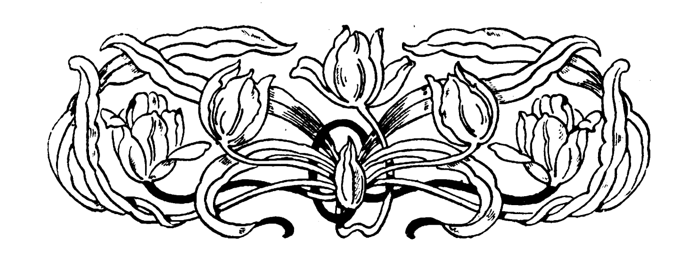
Ihre Augen öffnen sich weit. Ein Strahl voll Seligkeit, Erlösung aus tiefster Qual bricht aus ihnen hervor.

Sie rafft sich mühsam auf, sie horcht in den stillen Abend. Wieder klingt der Schall von Trompete und Fiedel herüber.

„Er ist's, er ist's!" jubelt sie auf. „Er will mich holen — Hochzeit halten! — Wart', Henner — ich komme!"

Und mit feierlicher Gebärde und aufleuchtenden Augen schreitet sie vorwärts über Wiese und Ufersand, hinein in den sacht vorbeimurmelnden Fluß, der sie still aufnimmt und dahinträgt — immer weiter und weiter — dem Jugendfreund entgegen.





Die Mimik des Menschen.

Von Dr. Franz Hart.

(Nachdruck verboten.)



Das Zeitalter der Naturwissenschaften, wie wir das letztverflossene Jahrhundert mit Fug und Recht nennen dürfen, zeichnet sich nicht nur durch eine Fülle von epochemachenden Entdeckungen, von staunenswerten Erfindungen aus, sondern ragt auch vor allen anderen Jahrhunderten durch das Bestreben hervor, die Gesetze des Lebens und seiner Aeußerungen für die gesamte organische Welt zu finden. Weshalb und aus welchen Ursachen das Blatt welken und vom Baume fallen muß, nach welchen Gesetzen sich das Samenkorn zur üppigen Aehre entfaltet, warum der vielgestaltige Bau des unermüdlichen Bienenschwarms entstehen muß, und welches die Ursachen des langen Winterschlafes der Murmeltiere und anderer sind, alle diese Fragen und noch zahllose mehr suchte die Wissenschaft zu lösen und hat sie auch gelöst. Aber vor allem war der Mensch mit seinem Körper und Geist der Gegenstand emsigster Forschung, und auch hier, können wir sagen, hat die verflossene Zeit der Erkenntnis und Klärung so viel gebracht, wie nie zuvor und ist um ein gutes Stück Wegs in der ewigen Frage nach Entstehung

und Wesen der Gattung „Mensch“ vorgerückt. Zwar ist und wird wohl für immer die Forschung nach dem letzten Endzweck aller Dinge dem menschlichen Geiste ein ungelöstes Rätsel bleiben, allein wir müssen uns bescheiden, die Gesetze des Lebens, denen wir unterworfen sind, gefunden, die Erkenntnis, in welchem Zusammenhange alle Erscheinungen unseres Ichs mit der Natur und ihren Grundprinzipien stehen, empfangen zu haben. Und da ist vor allem von packendstem Interesse das Seelenleben des Menschen, eine Frage, an der sich, so lange die Menschheit existiert, die größten Geister ihrer Zeit abgemüht haben, ohne zu mehr als scharfsinnigen Spekulationen und blendenden Theorien zu gelangen. Auch heute ist die Seele des Menschen noch ein Buch mit sieben Siegeln für uns geblieben, auch heute noch ist jenes unfaßbare und doch so unendlich reiche Etwas, das Fühlen und Denken in sich begreift, schier unerklärlich, allein wir haben gelernt, Anhaltspunkte zu finden, wo wir ihm nahe kommen, wo wir in seinen Aeußerungen Erklärungen und Bestätigungen anderer, schon erforschter Gesetze des Lebens wiedersehen. So hat man Sprache und Schrift und ihre Gesetze in mühevollem Studium verfolgt, so ist man auch dazu übergegangen, die Erscheinungen des Gemütslebens, das noch viel feiner und zarter und viel weniger der Erkenntnis zugänglich ist, zu erklären zu suchen. Und wie schwer dies ist, das ersieht man am besten aus den Beziehungen zwischen Kunst und Gefühlsleben. Welche Anstrengung kostet es der Kunst, dieses anschaulich darzustellen; wie haben die Dichter mit aller Macht darnach gerungen, die zarten Regungen des Herzens in Worten wiederzuspiegeln; wie die Schauspieler, das Seelenleben in seinen tausendfachen Aeußerungen darzustellen! In der Plastik, in der Malerei, vor allem auch in der Musik macht sich das gleiche zehrende Verlangen bemerkbar. Und wie selten wird es erfüllt, wie selten stehen wir vor einem Bild, einer schauspielerischen Darstellung und können mit Befriedigung sagen, es entspricht der Natur, entspricht der wahren Bewegung des Gemüts. Wohl hat man, besonders in der Schauspielkunst, von jeher einen großen Wert auf das Mienenspiel, als das Symbol der im Innern sich abspielenden Regungen der Seele, gelegt, allein man hat es eben nur im Laufe der Zeiten durch wiederholte Beobachtungen abzusehen, nie aber seine Ge-

setze zu studieren gesucht. Dies ist der jüngsten Zeit vorbehalten geblieben, die in der Mimik des Menschen mit Recht die schärfste Wiedergabe der Gefühle erkannt und daher ihren Ursprung zu erforschen sich bemüht hat. Die Mimik ist nicht nur wertvoll für die Kunst, ihre hervorragendste Bedeutung offenbart sich im tagtäglichen Leben, im Verkehr mit uns selbst wie mit unseren Mitmenschen, ja, es prägen sich sogar dank der häufigen Wiederholung gleicher Gesichtsbewegungen auf dem Antlitz des Menschen dauernde Züge aus, welche einen Schluß auf die Charaktereigentümlichkeit des Trägers gestatten. Und unsere ganze sogenannte Menschenkenntnis beruht darauf, daß wir aus den Handlungen, aber noch mehr aus den Gebärden und Mienen auf die Gesinnung und den Charakter schließen. Und wie falsch das oft ist, sehen wir an den vielen Enttäuschungen, die uns das Leben bietet, das uns zeigt, daß wir häufig genug auf Grund des Gesichtsausdrucks Vorurteile in uns aufnehmen, die bei näherer Bekanntschaft mit der betreffenden Person hinfällig werden. Wollen wir zielbewußt das Zustandekommen des Mienenspiels und sein Wesen als sichtbare Bilder des Gefühlslebens studieren, so müssen wir vor allem die Gesetze seines Entstehens zu erkennen suchen. Das Antlitz des Menschen ist der Spiegel seiner Seele: hier strömt alles zusammen, was in ihm vorgeht, ihn bewegt; hier sucht er alles zu entfalten oder auch zu unterdrücken. Und in dem Antlitz sind es wiederum die Muskeln, die eine wichtige Rolle spielen, indem sie Bewegungen vollführen, die ihren Anstoß von innen heraus erhalten, und das Gesicht bald nach dieser, bald nach jener Richtung hin verändern. Machen wir uns dies aus einer einfachen Betrachtung klar. Unsere Seele trifft irgend eine Empfindung, z. B. die des Unwillens, — herb klingt die Saite an, und sofort tritt eine Zusammenziehung unserer Stirnhaut und der Augenbrauen ein, es entstehen Falten auf der Stirn, die Brauen rücken näher zusammen, sie krümmen sich vielleicht auch, kurzum, das Bild des seelischen Unbehagens spiegelt sich in voller Deutlichkeit auf dem Gesicht wieder. So dienen die Gesichtsmuskeln dem Zwecke, die einzelnen Empfindungen zu Anschauungen zusammenzuordnen, und immer ist es der von innen heraus stammende Trieb, der den Ausgangspunkt bildet, von dem aus sich die Entwickelung nach zwei Seiten hin vollzieht. So-

bald nämlich unser Bewußtsein die Kenntnis der Vorgänge verliert, entsteht die reine Reflexbewegung, so das Erröten, Erblassen, das Thränenvergießen, das nur allzu oft gegen unsern Willen zustande kommt; erlangt jedoch der Wille die Oberhand, so zeigt sich eine willkürliche Handlung. Zu diesen letzteren gehören die meisten unserer Körper- wie Gesichtsbewegungen; wir ballen die Faust, oder deuten mit den Fingern auf etwas, durch unsern Willen veranlaßt; wir bejahen oder verneinen eine Frage durch die entsprechende Kopfbewegung; wir bewegen in bestimmten Affekten willkürlich unsern Mund, so bei Lachen, Küssen und ähnlichem, vor allem aber benutzen wir unser Auge zu derartigen Bewegungen. Der Blick in Verbindung mit den übrigen Aeußerungen des Affektes — z. B. der feste, ernste Blick, verbunden mit dem Runzeln der Stirn als Zeichen des aufsteigenden Unwillens, oder der milde, freundliche Blick, im Zusammenhang mit einem leichten Lächeln des Mundes als Zeichen des Wohlwollens — offenbart den Eindruck, den irgend ein Gegenstand auf uns macht. So hat sich durch die Hilfe des Blickes die Mimik bei allen unseren Umgangsformen eingebürgert.

Die mimischen Bewegungen stellen keinen unwandelbaren Besitz des Menschen dar; fortwährend verändert sich der Gesichtsausdruck im Laufe des Lebens, und zwar in ganz gesetzmäßiger Weise. Bei Neugeborenen gleicht das Antlitz einem unbeschriebenen Blatt Papier. Im Grunde sind sie nur befähigt, ihre Unzufriedenheit durch Schreien kund zu geben; alle übrigen Gefühlsäußerungen sind ihnen noch unbekannt. Sie vermögen weder Thränen zu vergießen, noch zu lachen oder zu erröten. An den Säuglingen offenbart sich die Entwickelung des geistigen Lebens zunächst durch die Mimik; nach wenigen Wochen beginnt das Kind zu lächeln — der Mutter höchstes Glück. Erst nach einem halben Jahre pflegen beim Schreien auch Zähren die Wangen herab zu fließen, wogegen das Erröten erst später, etwa im dritten Lebensjahre, sich einstellt. In der Kindheit, etwa nach dem zweiten Jahre, bildet sich die Mimik rasch aus, ja sie zeigt eine weit höhere Mannigfaltigkeit als beim Erwachsenen, weil sie nicht durch den Zwang der Sitte im Zaume gehalten wird, Kinder kennen eben keine Verstellung.

Ferner fällt der rasche Wechsel der Gesichtszüge auf, die den jähen Umwandlungen der Stimmung entsprechen. „Sie haben Weinen und Lachen in einem Sack." Der Trieb zur Bewegung, welchen die Antlitzmuskeln der Kinder beständig bekunden, offenbart sich in der Sucht, Gesichter zu schneiden, Grimassen zu machen; zumal bei sehr nervösen Kindern läßt sich diese Unart schwer bekämpfen. Während der Jugend gewinnt das glatte Antlitz mit dem sanften Blick stärkere Züge. Das erwachende Selbstbewußtsein kennzeichnet sich durch höhere Muskelspannung und kräftigere Bewegung, insbesondere durch einen sicheren und lebhaften Blick und durch den festgeschlossenen Mund. In diesem Alter erlangt das Gesicht allmählich sein individuelles Gepräge. In der Periode der Reifheit hat auch das Antlitz ein dauerndes Aussehen erreicht. Die Züge haben feste Konturen gewonnen, die sich kaum mehr verändern; die Falten lassen sich nicht mehr verstreichen, der Mund, sowie der Blick tragen einen energischen Charakter zur Schau. Die Gesichtsbewegungen haben sich auf Akte eingeschränkt, welche zu den Umgangsformen zählen.

Nunmehr beginnen die Sorgen, bisweilen auch die Freuden des Lebens ihre Arbeit. Die Falten schneiden tiefer ein, an der Stirn runzeln sich die Brauen, die äußeren Augenwinkel werden von „Krähenfüßchen" umkränzt. Im Greisenalter erstarren vollends die mimischen Züge. Indessen die Bewegungen zurücktreten, werden die Hautfalten nur um so bemerkbarer. Auf der Stirn zeigen sich tiefe wagrechte nnd senkrechte Streifen, während der Mund Furchen verschiedener Richtung darbietet. Die ganze Wange ist von einer Unzahl sich regellos kreuzender Linien bedeckt. Doch blitzen bei geistig rüstigen Menschen noch im höchsten Alter die feurigen Augen, während sonst die Haltung völlige Erschlaffung zeigt. Außer diesen Altersunterschieden bestimmt auch das Geschlecht und seine Eigenart verschiedene Grundlagen der Mimik. Da ist vor allem der Haarputz, welcher als Bart dem stärkeren Geschlecht zur Zierde gereicht, ja ihm erst den echt männlichen Typus verleiht. Der aufwärts gekräuselte Schnurrbart betont den energischen, kriegerischen Charakter; der lange, wohlgepflegte, ehrwürdige Vollbart deutet auf die priesterliche Funktion. Gleichwie die unbeschnittene Länge des Haupthaares einst den freien Mann kennzeichnete,

so ist heute der üppig wuchernde Haarschmuck der Frau ihr ureigenstes Attribut. Wie der Mund der Männer durch den Bart, so haben auch ihre Augen gegenwärtig oft ein Schutzmittel gefunden in den optischen Gläsern, die Kurz- oder Weitsichtigkeit verlangen. Bart und Brille verdecken und verstecken das Antlitz; wegen der Erschwerung des Anblicks liefern sie von jeher das beste Verstellungs- und Verkleidungsmittel, zugleich verhüllen sie die mimischen Bewegungen der wichtigsten Organe, welche beim weiblichen Geschlecht offen und sichtbar zu Tage treten. Dem Physiognomiker sind diese Aeußerlichkeiten der Sitte jedoch weniger wichtig, als die Gemütsunterschiede. Vermöge ihrer Konstitution sind die Frauen den Gemütsbewegungen leichter unterworfen; Phantasie und Gefühl walten bei ihnen ob, während Verstand und Wille beim Manne vorherrschen. Die Männer bieten demgemäß strengere Gesichtszüge, die frühzeitig zur Faltenbildung führen; der zusammengepreßte Mund, der scharfe, feste Blick drücken Energie aus, indessen die Frauen ein heiteres, zähneweisendes Lächeln, einen sanften, warmen Blick zeigen. Weit stärker als beim ruhigen, gelassenen Manne tritt der Stimmungswechsel bei der empfindsamen, leicht verletzbaren Frau hervor. Das weibliche Geschlecht zeichnet sich durch die Leichtigkeit des Erblassens und zumal des Errötens aus. Und wie oft schlägt die muntere Laune in Weinen um! Gelten doch neben der Zunge die Thränen als die beste Wehr und Waffe des schönen Geschlechts!

Noch eine Reihe weiterer Eigenschaften bestimmt die mimischen Bewegungen und Veränderungen des Antlitzes, so vor allem die Lebensauffassung. Die vier Temperamente, sanguinisch oder leichtblütig, cholerisch oder warmblütig, melancholisch oder schwerblütig und phlegmatisch oder kaltblütig sind von altersher dafür bekannt, daß sie auf den Gesichtsausdruck bestimmend wirken.

Nächst den Temperamenten ist es der Beruf, der dem Antlitz seine Eigentümlichkeiten aufprägt. Schon die tägliche Erfahrung lehrt uns, daß die einzelnen Berufsstände sich untereinander durch ihre Mimik unterscheiden, allein, um sichere Schlüsse zu ziehen, braucht man doch weitere Kennzeichen, wie bei Zimmerleuten z. B. den üblichen Henriquatre-Bart, bei

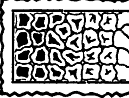
Schiffern und Matrosen den in die Ferne gerichteten Blick, bei Schauspielern, Predigern das ganze Aeußere. Handwerker, welche unter der Hitze leiden, wie Eisengießer, Schmiede, pflegen die Augen zusammenzukneifen, Personen, welche die feinsten Gegenstände in der Nähe zu unterscheiden haben, wie Uhrmacher, Kupferstecher, sie halb zu schließen, den Musikern und Glasbläsern werden aufgeblähte Backen nachgesagt. Interessanter erscheint die Beobachtung, daß große Forscher und Denker senkrechte Stirnfalten infolge anstrengender Geistesarbeit zeigen, während Welt- und Lebemänner ihre Blasiertheit durch schläfrige Augen kundgeben, und Höflinge ihre Nichtigkeit hinter einem süßlichen Lächeln verbergen.

So bauen sich die allgemeinen Gesetze der Mimik auf, und es bestimmen die Charakterarten die feinen Schattierungen derselben. Ein Moment tritt jedoch noch hinzu, das auf unsere mimischen Bewegungen von nachhaltigem Einfluß gewesen ist und weiterwirkend andauert, das ist die Sitte. Sie wirkt als Erzieherin nicht nur auf unsere Umgangsformen, sondern auch auf die Aeußerungen unserer Affekte, indem sie Rücksicht auf unsere Mitmenschen erheischt. Denn nicht nur äußerlich mißfällt der leidenschaftliche Gefühlsausbruch, welcher das Antlitz entstellt und den Schönheitssinn beleidigt, auch innerlich wirkt er verletzend und die gleichen heftigen Affekte in der Brust des Nebenmenschen hervorrufend. Daher muß die Sitte diese überstarken Aeußerungen bändigen und zähmen, und sie gebietet auch auf diesem Lebensgebiete das Maßhalten. So läßt sie uns eigentlich nur zwei Mienen übrig, die Bewegung des Mundes, das Lächeln, welches Wohlwollen ausdrückt, und die Bewegung der Augen, den Blick, welcher Energie kundthut; diese beiden Mienen sind es, die so laut und schwärmerisch von den Dichtern aller Zeiten gefeiert worden. Mund und Auge sind auch die Organe, die für die Mimik von höchster Bedeutung sind, spielt sich doch weitaus die größte Zahl der Empfindungen mit ihrer und ihrer Umgebung Hilfe auf dem Antlitz ab. Mit die wichtigsten Bewegungen der Mimik vollführen z. B. der Brauen-, sowie der Stirnmuskel, die als Schutzwerkzeuge der Augen zu betrachten sind. Es hebt sich die Braue bei Ueberraschung und Verwunderung, wenn es gilt, einen unvermuteten

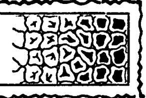
Gegenstand scharf ins Auge zu fassen, sowie überhaupt bei gespannter, anhaltender Aufmerksamkeit. Das Stirnrunzeln dagegen erscheint bei unangenehmen Empfindungen und Vorstellungen der mannigfachsten Art; selbst wenn der Effekt abgeklungen, bleibt die Zusammenziehung des Muskels noch lange bestehen, daher mahnt die alte Lebensklugheit den Bittsteller, seinen Gönner nicht eher anzugehen, als die Furchen auf der Stirn gewichen. Im Gegensatz zur Furchung der Brauen gilt das Stirnglätten als Symbol der Freude und Aufheiterung. Deshalb ruft wohl auch das Streichen der Stirn, das die besorgte Mutter dem kranken Kinde, der Hypnotiseur dem Patienten angedeihen läßt, angenehme Empfindungen wach. Lider und Blick sind die weiteren unentbehrlichen Organe der Mimik. Weit geöffnete Augen sind ein Merkmal geistig bedeutender Menschen. „Offene Augen, offener Sinn, offener Kopf" heißt ein altes Volkswort, und deuten ferner auf Selbstvertrauen, Stolz und Hoheit hin, weil der weite Blick die ganze Umwelt gleichsam als sein Besitztum beherrscht. Freilich bei übertriebenem Aufreißen der Augen verwandelt sich der Stolz in alberne Wichtigthuerei und eingebildeten Dünkel. Den höchsten physiognomischen Wert verleiht der Blick dem Auge, und in allen seinen Graden und Nüancen giebt er eine zuverlässige Kunde von dem, was sich im Innern der Brust abspielt. Starr ist der Blick im Zustande der Wut, starr ist auch der Blick des Entsetzens, während der feste Blick die volle Aufmerksamkeit auf eine Vorstellung darstellt. Deshalb weisen ihn willenskräftige Personen auf, und Kinder werden stets die Augen der Eltern beobachten, ob diese durch ihren festen Blick die Entschlossenheit bekunden, ihren Willen energisch durchzusetzen. Wir kennen außerdem einen schwankenden Blick als Zeichen von Gleichgültigkeit, von Leichtsinn und schwachem Charakter, einen lebhaften Blick, der Erwartung, Neugierde, Ungeduld, aber auch Freude und Liebe ausdrückt, und vieles andere mehr, was die Sprache der Augen so ungeheuer mannigfaltig und seelenvoll gestaltet. Auch der Mund mit seinem saueren und lächelnden, seinem herben und behaglichen Zuge spricht eine beredte Sprache und giebt uns in Verbindung mit Zähnen und Zunge ein Kaleidoskop der verschiedenartigsten mimischen Bewegungen.

So spielt im Leben der Menschen die Mimik eine der bedeutsamsten Rollen, prägt sie doch ihm, der seine Empfindungen in Wort und Gebärde auszudrücken vermag, gerade dadurch die Krone der Schöpfung auf. Unter diesen Ausdrucksbewegungen gebührt unstreitig den Gesichtsveränderungen die Palme; sie haben die weiteste, die feinste Ausbildung erfahren, die Feinheiten der Melodie, zu denen der Körper die Führung und den Takt angiebt, sind ihnen allein eigen!





Deutsche Dichtergrüße.



Nach und nach.

Karl Pfarrius.

Durchs Feld mit zagenden Schritten
Ging jedes gesonderten Pfad;
Erst als wir die Wiese beschritten,
Sind scheu wir einander genaht;

Und als zu größerer Wonne
Der Weg in die Büsche sich wand,
Da spielte durch Zweige die Sonne,
Da gingen wir Hand in Hand;

Und als wir erreicht andächtig
Des Waldes hochschirmendes Haus,
Da war es so still und so prächtig,
Da tauschten Küsse wir aus.

Seitdem sind Jahre verflossen,
Der Wald ist gefällt und verstreut:
Der Bund, den dort wir geschlossen,
Er grünet und blühet noch heut.

Heimkehr.

Gedicht von Johanna Ambrosius.

Mutter, stell' wieder die Ofenbank so,
Wie sie gestanden vor Zeiten;
Setz' dich daneben und laß deine Hand
Wie einst durch die Haare mir gleiten.
Will legen in deinen Schoß mein Haupt,
O einzig beglückendes Rasten.
Wie weit liegst du, Welt, mit deinem Weh,
Mit deinen erstickenden Lasten.
Küsse die Stirne, die brennende, mir,
Sie durfte kein Mägdelein küssen;
Die Stelle, wo dein Mund immer geruht,
Will durch nichts entheiligt ich wissen.
Nun, Mütterchen, singe, sing' mich in Schlaf,
Heil' meinen zerrissenen Glauben!
Sie nahmen mir alles! Nur deine Lieb'
Die konnte die Welt mir nicht rauben!



Wer wird siegen?

Ein Zeitroman in drei Büchern von **Reinhold Ortmann.**

(2. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Alles Uebrige war unberührt: der Teppich, die Vorhänge, die Staffelei und die lebensgroße, mit einem malerisch drapierten, bunten Seidenstoff behängte Gliederpuppe. Auf einem Taburett lag sogar noch die mit eingetrockneten Oelfarbenhäufchen gedeckte Palette, und daneben stand ein großer, flacher, mit zahllosen Pastellstiften angefüllter Kasten. Als hätte der unbarmherzige Würger ihn mitten aus seiner Arbeit abgerufen, hatte der unglückliche junge Künstler sein Handwerksgerät zurückgelassen, und nur die leeren Fächer und Schubladen der wenigen Möbel bewiesen, daß fremde, besitzlüsterne Hände in seiner kärglichen irdischen Habe gewühlt.

Mitten in dem ziemlich großen Raume waren die Koffer und Kisten aufgestapelt, die Erich während der letzten Tage hatte hierher schaffen lassen. Da sich Gabor Sarlo erst am Nachmittag einfinden wollte, gedachte er die Vormittagsstunden zum Auspacken zu benutzen. Und er begann damit, einen der Kästen zu öffnen, in denen er seine bisherigen, mehr oder weniger vollständig ausgeführten künstlerischen Versuche verwahrt hatte. Das erste Blatt, das ihm in die Hände fiel, war jene am Totenbette des Obersten entstandene Porträtskizze, deren Annahme Magda abgelehnt hatte, weil sie wünschte, daß er das Bild als eine stete

Mahnung an seine noch ungesühnte Schuld vor Augen behalte. Er war der wohlverwahrten Zeichnung seit Wochen nicht mehr ansichtig geworden, und in seiner jetzigen Stimmung übte ihr Anblick auf seine gereizten Nerven eine so peinliche Wirkung, daß er sich plötzlich außer stande fühlte, die begonnene Beschäftigung fortzusetzen und daß er den Deckel des Kastens wieder zuwarf, nachdem er das Blatt an seinen vorigen Platz zurückgelegt hatte.

Einige Minuten später hatte er die Thür des Ateliers hinter sich verschlossen und befand sich auf dem über einen der Holzlagerplätze führenden Weg nach der Straße. Ein toller Entschluß war plötzlich in ihm gereift — der Entschluß, unter allen Umständen ein Ende zu machen mit dem gefährlichen Spuk, der ihn um seine Ruhe und um das Gleichgewicht seiner Seele gebracht. Nicht länger wollte er in feiger Furcht vor der eigenen Schwäche der Gefahr auszuweichen suchen, sondern er wollte sie herausfordern, um sie ein für allemal zu besiegen. Wenn er jetzt bei den Vollarts mit Dolly zusammentraf, würde mit einem Schlage alles zu Ende sein, das galt ihm als ganz gewiß, denn nach der tödlichen Beleidigung, die er ihr zugefügt, konnte sie ihn ja nicht anders als mit eisiger Verachtung behandeln. Und sicherer als alle jene mannhaften Vorsätze, die das Spiel seiner begehrlichen Phantasie immer wieder schon in der nächsten Viertelstunde zu Schanden gemacht, würde diese ernüchternde Wiederbegegnung den unheilvollen Zauber zerstören, der so viel Macht über ihn gewonnen.

So wenigstens redete er sich's ein und bemühte sich rechtschaffen, die unbequeme Stimme in seinem Innern zu überhören, die ihm wieder und wieder zuraunte, daß seine plötzliche Entschlossenheit nur ein Vorwand und ein kläglicher Versuch sei, sich selbst zu belügen. Er wurde nicht wankend in seinem Vorsatz und kehrte nicht kurz vor erreichtem Ziele um, sondern stieg die vier Treppen zu Heinrich Vollarts Wohnung empor in der Stimmung eines Patienten, der sich lieber dem grausamen Messer des Operateurs überliefern, als den leise, aber unaufhörlich nagenden Schmerz noch länger ertragen will.

Mit energischem Ruck zog er die Glocke und schämte sich dabei in innerster Seele des Herzklopfens, das ihm fast den

Atem benehmen wollte. Aber als ihm dann das Dienstmädchen auf seine hastige Frage, ob die Herrschaften zu Haus und ob sie allein seien, geantwortet hatte, es sei niemand da außer Herrn Sarlo, fühlte er eine so fatale Enttäuschung, als sei ihm nicht die Aussicht auf eine schmerzhafte Gewaltkur, sondern die Hoffnung auf ein großes Glück zerstört worden.

Er trat in das Wohnzimmer und war einigermaßen überrascht, nicht nur das Brautpaar darin anzutreffen, sondern auch Heinrich Vollart, der sonst ein überaus fleißiger Arbeiter war und sein tägliches Pensum so gewissenhaft absolvierte, wie ein Aktenmensch seine Bureaustunden. Auf den ersten Blick gewahrte er, daß sich seit seinem letzten Hiersein irgend etwas Bedeutsames zugetragen haben müsse; denn diese drei Menschengesichter, die ihm so lieb und sympathisch waren, strahlten in einer Fröhlichkeit, deren Ursache zweifellos allerjüngsten Datums war. Und nicht lange brauchte er auf eine Bestätigung dieser Annahme zu warten; denn es gehörte weder zu Heinrich Vollarts, noch zu Gabor Sarlos Gewohnheit, ihre Freuden wie ihre Kümmernisse ungastlich vor fremden Blicken zu verschließen. Erich war noch kaum mit dem Händeschütteln fertig geworden, als er die große Neuigkeit bereits erfahren hatte. Sarlos „Bacchantin“ war verkauft — naß von der Staffelei weg verkauft wie das Werk irgend eines großen, berühmten Malers. Und wenn auch der Preis nicht ganz so hoch war, wie man ihn einem berühmten Maler zu zahlen pflegt, überstieg er doch jedenfalls bei weitem selbst die kühnsten Erwartungen des jungen Künstlers. Ganz zufällig und völlig unerwartet war das große Glück gekommen. Ein Kunsthändler, mit dem Heinrich Vollart seit langem in geschäftlicher Verbindung stand, hatte den Maler des holländischen Interieurs aufgesucht, weil er just geeignete Verwendung für einen seiner anheimelnden Ofenwinkel zu haben glaubte, und bei der Gelegenheit war sein Auge auf die „Bacchantin“ gefallen, die ihn sogleich den eigentlichen Zweck seines Erscheinens ganz und gar hatte vergessen lassen.

„Es war die größte Dummheit meines Lebens, mich mit diesem jungen Menschen da einzulassen,“ erklärte Heinrich Vollart, während sein Blick voll leuchtenden Stolzes auf dem fröhlichen Knabengesicht des Ungarn ruhte. „Ich habe eine Schlange an

meinem Busen genährt, denn ich mußte es erleben, daß der Mann, der gekommen war, um mir ein Bild abzukaufen, nur noch Augen und Gedanken für den Grünspecht da hatte und für sein Geschäft mit mir überhaupt keine Zeit übrig behielt. Ich glaube, er hätte ihn am liebsten gleich auf Lebenszeit gepachtet, so vernarrt war er in ihn. Und ich würde mich durchaus nicht wundern, wenn er morgen käme, um uns mitzuteilen, daß er eine Aktiengesellschaft zur Ausbeutung seines Talents gegründet habe."

Den Sinn dieser scherzhaften Schlußwendung lernte Erich erst verstehen, als er erfuhr, daß sich der Kunsthändler Wolffram in der That nicht darauf beschränkt hatte, die „Bacchantin" zu kaufen, sondern daß er sogleich ein zweites Bild bei Gabor Sarlo bestellt und in vollem Ernst erklärt hatte, er sei fest entschlossen, ihn binnen längstens Jahresfrist berühmt zu machen.

„Hat man mir wohl jemals etwas Aehnliches angeboten?" fuhr Heinrich Vollart in seinem drolligen Lamento fort. „Der Ruhm muß verteufelt wohlfeil geworden sein in dieser neuen Zeit, daß so ein geriebener Geschäftsmann ihn gewissermaßen im Portefeuille hat wie seine Hundertmarkscheine und daß er mit der Sicherheit eines Astronomen, der die nächste Mondfinsternis voraussagt, erklären kann: ‚An dem und dem Tage, nachmittags drei Uhr zwanzig Minuten werden Sie berühmt sein. Verlassen Sie sich darauf, ich werde es schon einrichten!' Wahrhaftig, es ist ein rechtes Unglück, wenn man um vierzig oder fünfzig Jahre zu früh in diese veränderliche Welt hineingesetzt worden ist!"

„Ach, Meister, es sind nicht die zweifelhaften Prophezeiungen des Herrn Wolffram, die mich so glücklich machen," meinte Sarlo treuherzig. „Aber wissen Sie, Herr von Brunneck: in sechs Monaten machen wir Hochzeit. Es ist alles beschlossen und besiegelt."

„Aber Gabor —" wehrte Fräulein Helene errötend seiner allzu weit gehenden Offenherzigkeit. Und als läge ihr daran, dieses Thema nicht noch weiter erörtert zu sehen, fügte sie hinzu: „Möchtest du nicht vor allem Herrn von Brunneck über die Verschwörung unterrichten, die du mit dem Vater gestern gegen ihn angezettelt hast? Wenn er seine Zustimmung versagt, wie ich es für sehr wahrscheinlich halte, würde es jetzt

immer noch Zeit genug sein, die etwas übereilten Einladungen rückgängig zu machen."

„Eine Verschwörung — gegen mich?" fragte Erich verwundert. „Da bin ich in der That sehr neugierig."

„O, es ist kaum der Rede wert," versetzte Heinrich Vollart, „und wenn es angängig gewesen wäre, hätten wir Sie am liebsten damit überrascht, wie mit einem kleinen Faschingsscherz. Es handelt sich nämlich um das unvermeidliche Einweihungsfest in Ihrem und Gabors neuem Atelier."

Er sagte es, als wäre es wirklich die selbstverständlichste Sache von der Welt. Erich aber blickte zweifelnd von einem zum andern.

„Ein Fest — bei mir? Ja, ist das nun Ernst oder Scherz?"

„Was die Absicht betrifft, ist es unzweifelhaft voller Ernst, die Einladungen sind, wie Sie eben von meiner kleinen Hauselfe gehört haben, bereits ergangen."

„Aber ich verstehe wahrhaftig nicht recht — und außerdem — ich bin leider in Trauer —"

„Ja so, daran hatten wir allerdings nicht gedacht. Und ich muß Ihnen bekennen, daß wir überhaupt nicht viel bedacht und überlegt haben, als wir — oder eigentlich war es Gabor — den Künstlertisch aus dem ‚Schweinchen' in corpore zu dem Einweihungsfeste luden. Er war so glücklich, der gute Junge, daß sein übervolles Herz sich nach irgend einer großartigen Bethätigung aufopfernder Menschenliebe sehnte. Und da ihm die liebenswürdigen Stammgäste eine so rührend aufrichtige Teilnahme zeigten, verfiel er auf dies naheliegende Mittel, ihnen seine Erkenntlichkeit zu beweisen. Es ist eigentlich schade, daß nichts daraus werden soll, denn ich erinnere mich noch aus der Sturm- und Drangzeit meines Lebens, wie lustig solche übermütigen Veranstaltungen zuweilen waren."

Erich war in großer Verlegenheit, denn er sah, daß seine Weigerung einen mit freudigsten Erwartungen betriebenen Plan zerstören würde.

„Sollten denn auch Damen an dem Feste teilnehmen?" fragte er, um Zeit zur Ueberlegung zu gewinnen. Aber es durchzuckte ihn wie ein elektrischer Schlag, als Heinrich Vollart erwiderte:

„Freilich — und zwar in der Zahl der Grazien, wie sich's für ein Künstlerfest ziemt. Meine Tochter, Frau Signe Cederskjöld und Fräulein Dolly."

„Wie? — Auch Fräulein Förster? Das heißt, es war Ihre Absicht, sie einzuladen? Aber sie würde die Einladung nicht angenommen haben, dessen bin ich ganz gewiß."

„Wie kommen Sie denn zu solcher Gewißheit? — Natürlich hat sie angenommen — ohne weiteres, und mit dem aufrichtigsten Vergnügen. Sie mögen sich's von ihr selbst bestätigen lassen, denn ich höre sie kommen."

Nun stand ihm der gefürchtete und doch so heiß ersehnte Augenblick wirklich bevor. Denn auch er hatte den süßen Wohllaut ihrer unvergleichlichen Stimme vernommen, wie sie draußen auf dem Korridor einige Worte mit dem Dienstmädchen wechselte, und er nahm seine ganze Energie zusammen, um die anderen nichts von der Aufregung merken zu lassen, die ihm plötzlich alles Blut zum Herzen trieb.

Nur noch ein paar Sekunden gespanntester, herzschnürender Erwartung, und sie stand auf der Schwelle — in demselben einfachen und doch so reizenden Straßenkostüm, in dem Erich sie zuletzt gesehen, mit glänzenden Augen, und dem bezaubherndsten Lächeln auf den rosigen, feucht schimmernden Lippen. Er war darauf gefaßt, dies Lächeln bei seinem Anblick in einen Ausdruck unmutiger Ueberraschung verwandelt zu sehen. Aber er hatte sich getäuscht. Mit einer gleichmütigen Freundlichkeit, die ebenso weit entfernt war von herzlicher Wärme wie von eisiger Geringschätzung, erwiderte sie seinen Gruß, und seine Gegenwart hielt sie nicht ab, mit schlagfertiger Heiterkeit auf die kleine Neckerei zu antworten, mit der Heinrich Vollart sie begrüßte.

Die Einladung, Platz zu nehmen, lehnte sie aber doch ab.

„Ich bin sehr pressiert," sagte sie, „denn ich stehe im Begriff, einen entscheidungsschweren Gang anzutreten. Ein Kapellmeister der Hofoper will meine Stimme prüfen. Und Sie können sich vorstellen, mit welchem Herzklopfen ich mich auf den Weg mache."

„Nun, ansehen kann man Ihnen das freilich nicht. Aber unsere besten Wünsche werden Sie natürlich begleiten. Uebrigens

halte ich es für ganz selbstverständlich, daß Sie einen zehnjährigen Kontrakt als Primadonna in der Tasche haben, wenn Sie zurückkommen."

„Ach nein, so weit bin ich leider noch nicht. Und ein Engagement steht auch gar nicht in Frage. Aber wenn dem Herrn Kapellmeister meine Stimme gefällt und wenn er einiges Talent zur Bühnenkünstlerin an mir entdeckt, wird man mir von seiten der Intendanz vielleicht zu meiner weiteren Ausbildung behülflich sein. Und das wäre mir allerdings sehr erwünscht. Denn bei dem kostspieligen Berliner Leben nehmen meine Mittel schon recht bedenklich ab."

Daß sie in seinem Beisein so offen über ihre Verhältnisse sprach, gab der beglückenden Hoffnung, die sich bei ihrem freundlichen Gruße in Erichs Herzen geregt hatte, weitere Nahrung. Wären ihr Groll und ihre Verachtung wirklich so groß gewesen, wie er sich's im Bewußtsein seiner schweren Schuld vorgestellt hatte, würde sie sich doch wohl mehr Zurückhaltung auferlegt haben. Und mit verhaltenem Atem wartete er auf ihre Entgegnung, als Heinrich Vollart jetzt von dem geplanten Einweihungsfest zu reden begann und mit einer scherzhaften Wendung des vor ihrem Eintritt von Erich geäußerten Zweifels erwähnte. Dolly drehte ein wenig das Köpfchen gegen ihn hin, und wenn sie ihm auch nicht geradezu ins Gesicht sah, war es doch ohne Zweifel vornehmlich für ihn bestimmt, als sie sagte:

„Weshalb hätte ich eine so liebenswürdige Einladung ablehnen sollen? Es handelt sich doch, wenn ich recht verstanden habe, um eine Veranstaltung des Herrn Sarlo. Und da auch Helene daran teilnimmt, gab es für mich sicherlich keinen Grund zu irgend welchen Bedenken."

„So denke ich auch," meinte Heinrich Vollart. „Aber wir hatten leider nicht in Betracht gezogen, daß Herr von Brunneck —"

„O, ich bitte dringend, meiner vorigen Aeußerung nicht den Sinn einer Weigerung unterzulegen," fiel Erich rasch ein. „Herr Sarlo hat als der Mitinhaber unseres gemeinsam gemieteten Ateliers jederzeit vollkommen freie Verfügung über dasselbe. Und ich werde mich glücklich schätzen, den Herrschaften

auch meinerseits nach Maßgabe der vorhandenen Mittel die Honneurs des Hauses zu erweisen."

„Bravo!" rief Heinrich Vollart. „Ihr seliger Herr Oheim wird Ihnen das nicht verübeln, falls er im Jenseits zufällig Kunde davon erhalten sollte. Es hat mit der Aufrichtigkeit der Trauer um einen Dahingeschiedenen blutwenig zu schaffen, wenn man auch der Lust am Leben gelegentlich einmal für ein paar Stündchen ihr Recht einräumt. Und überdies ist's ein Fest, das sozusagen in der Verborgenheit gefeiert werden wird. Da hinten zwischen den bergehohen Holzstößen sieht und hört uns kein Mensch."

Mit einer so ungestümen Bewegung, als wäre ihr von unsichtbarer Hand ein Ruck gegeben worden, kehrte sich Dolly gegen Gabor.

„Wo befindet sich denn eigentlich Ihr neues Atelier, Herr Sarlo?"

„Wo? — Ja, bei Gott, ich habe den Namen der Straße vergessen. Ich bin nämlich erst einmal dort gewesen und weiß nur, daß es bisher von einem kürzlich verstorbenen Maler namens Stehling benutzt worden war. Aber Herr von Brunneck kann Ihnen — —"

„O, das ist ja am Ende gleichgültig," fiel sie ihm ins Wort, und keinem der Anwesenden konnte es entgehen, einen wie seltsam veränderten, gepreßten Klang ihre sonst so helle und klare Stimme plötzlich angenommen hatte. „Ich frage nur so nebenhin. Und jetzt muß ich wirklich fort. Einen Herrn, von dem so wichtige Entscheidungen abhängen, darf man unmöglich warten lassen."

Erich wäre am liebsten mit kurzem Abschied davongestürzt, um Dolly auf ihrem Wege einzuholen und sich ihrer Verzeihung zu versichern. Denn der Zauber ihrer bestrickenden Persönlichkeit hatte alle seine Gewissensskrupel dahinschmelzen lassen wie Frühlingsschnee im Sonnenschein, und er war in einer Stimmung, die ihn auch vor dem kühnsten Wagnis nicht hätte zurückschrecken lassen. Aber er mußte wohl oder übel seine Freude verbergen, wie er vorhin seine quälende Unruhe hatte verbergen müssen. Schien es ihm doch ohnehin, als ob Heinrich Vollarts scharfe Maleraugen eigentümlich forschend und miß-

trauisch auf ihm ruhten, und fühlte er doch, daß selbst ein harmloses Scherzwort über seine Empfindungen für Dolly ihn aufs neue in verräterische Verlegenheit setzen würde. Es war ihm deshalb sehr lieb, daß von dem beabsichtigten Fest nicht mehr viel die Rede war und daß Heinrich Vollart mit seinem bekannten pfiffigen Augenzwinkern erklärte, wegen des Arrangements brauche er sich weiter kein Kopfzerbrechen zu machen — das werde er im Verein mit Gabor schon zu allgemeiner Zufriedenheit besorgen. Dann wurde noch einiges in Bezug auf Gabors bevorstehende Uebersiedelung in das neue Atelier besprochen, und Erich, der während der letzten Viertelstunde wie auf Kohlen gesessen hatte, konnte sich empfehlen.

Er war eben im Begriff, die Thür der Wohnung hinter sich zu schließen, als er sich halblaut bei seinem Namen rufen hörte und Fräulein Helene hastig über den Korridor daherkommen sah.

„Auf ein Wort, Herr von Brunneck“ — flüsterte sie. „Nicht wahr, Sie werden sich die Idee mit dem Fest noch recht reiflich überlegen, ehe das Ganze zu etwas Unwiderruflichem geworden ist? Das Ganze ist doch am Ende nur ein von der Weinlaune geborener Gedanke. Und ich stehe Ihnen dafür ein, daß weder mein Vater noch Gabor sehr betrübt sein werden, wenn Sie schließlich Ihre Einwilligung versagen.“

„Das klingt ja beinahe, als wäre es Ihnen lieber, wenn nichts daraus würde.“

„O, auf mich und auf meine Wünsche kommt es dabei wohl nicht weiter an. In diesem Augenblick dachte ich vor allem an Sie.“

„Sie halten es also für ein Unrecht, daß ich trotz meiner Familientrauer als Gastgeber an einer lustigen Veranstaltung teilnehmen will?“

„Darüber steht mir natürlich kein Urteil zu. Und ich dachte auch eigentlich an etwas anderes. Aber das kann ich Ihnen nicht sagen.“

„Sie können nicht, Fräulein Helene? Auch wenn ich Ihnen versichere, daß ich es durchaus nicht verrate!“

„Nein — auch dann nicht. Und ich bitte Sie, mich nicht weiter danach zu fragen. Ich habe gethan, was ich für

meine Pflicht hielt. Und nun muß ich wohl in das Wohnzimmer zurück."

Sie reichte ihm zum Abschied die Hand, und in der übermütigen Stimmung, die an die Stelle seines vorigen Mißvergnügens getreten war, gab Erich sie nicht gleich wieder frei.

„Nein, Sie sollen mir erst Rede stehen. Selbst auf die Gefahr hin, daß Ihr Verlobter ein wenig eifersüchtig auf mich werden könnte —"

Da zog sie fast unfreundlich die Hand zurück und sah ihn voll ernsten Vorwurfs an:

„Sie sollen nicht so sprechen, Herr von Brunneck — auch nicht im oberflächlichsten Scherz. Fühlen Sie denn nicht, wie fest ich auf Ihre Ritterlichkeit vertraut habe seit dem Augenblick, da Sie zum ersten Male wieder unsere Schwelle überschritten?"

Er war beschämt; aber sie ließ ihm nicht Zeit, eine Entschuldigung vorzubringen, sondern verschwand mit kurzem Gruß im Dunkel des Ganges. Und das peinliche Gefühl, das die kleine Zurechtweisung in ihm wachgerufen, war nicht von langer Dauer, da alle seine Gedanken schon wieder bei Dolly waren, lange bevor er auch nur die Straße erreicht hatte.

„Sie verachtet mich nicht," jubelte es in ihm, „und es hat nicht einmal den Anschein, daß sie mir ernstlich zürnt. Wie würde sie sich sonst dazu entschlossen haben, jene Einladung anzunehmen! Ich habe sie geküßt, und sie ist mir darum nicht böse. Muß ich mich wirklich einen eitlen, eingebildeten Narren schelten, wenn ich dafür nur eine einzige Deutung habe?" —

„Potztausend, wie vergnügt Sie aussehen! Eigentlich ist es wohl ein großes Unrecht, täppisch in eine so angenehme Gedankenwelt hinein zu fahren, wie es die Ihrige in diesem Augenblick zu sein scheint. Weiß ich doch nicht einmal, ob Sie sich meiner unbedeutenden Person überhaupt noch erinnern!"

Aber Erich hatte sich schon beim ersten Ton der dünnen, krähenden Stimme sehr genau erinnert, wer der schmächtige, bartlose junge Mann mit dem Faunsgesicht und den eckigen Schultern sei. Stärker noch als bei der ersten Begegnung am

Künstlertisch im „Schweinchen“ spürte er eine Empfindung rein körperlichen Unbehagens, als er in die kleinen boshaften Augen blickte, auf deren Grunde immer etwas wie tückische Schadenfreude zu funkeln schien.

„O ja, ich entsinne mich,“ sagte er sehr kühl. „Herr Doktor Roberti — nicht wahr?“

„Zu dienen! Ich bewundere Ihr ausgezeichnetes Gedächtnis. Ich für meine Person merke mir in der Regel nur die Physiognomien von Leuten, über die ich mich aus dem einen oder dem anderen Grunde geärgert habe. Nun, was sagen Sie zu dem außerordentlichen Glück Ihres Freundes Sarlo?“

„Ich sage, daß es mir gar nicht so außerordentlich, sondern wohlverdient scheint, Herr Doktor!“

„Hm! Mag sein! Ich kann es nicht beurteilen; denn ich habe das vielberufene Meisterwerk nicht gesehen. Aber er wird jetzt seinen Weg machen, das ist ganz gewiß. Und er wird ihn mit Eilzugsgeschwindigkeit machen. Denn Herr Wolffram versteht sich auf sein Geschäft. Schade um das arme Mädel!“

„Von welchem Mädel sprechen Sie, wenn es erlaubt ist, zu fragen!“

„Nun, er ist doch mit der Tochter Heinrich Vollarts verlobt, wie er jedem aus der Tafelrunde im ‚Schweinchen‘ unter dem Siegel tiefster Verschwiegenheit vertraute.“

„Ein Siegel, das sehr leicht brüchig wird, wie es scheint. Und weshalb, Herr Doktor Roberti, finden Sie sich veranlaßt, Fräulein Helene Vollart zu bedauern?“

„Weil sie in jedem Fall übel daran ist — schlecht, wenn er sie sitzen läßt, und noch viel schlechter, wenn er sie heiratet. Der gute Vollart, der so meisterlich das naive Künstergemüt vom alten Schlage zu spielen versteht — von einem Schlage, der selbstverständlich nie und nirgends existiert hat — dürfte sich doch ein wenig verrechnet haben, als er den harmlosen Jungen glücklich für sein Töchterchen eingefangen zu haben meinte. Ein Künstler, den Herr Wolffram als ‚Genie‘ zu lancieren beabsichtigt, darf weder verlobt, noch am Ende gar verheiratet sein. Wie in aller Welt sollte der kluge Herr es denn da anfangen, ihn den kunstsinnigen Damen von Berlin W interessant zu machen? Wie groß auch immer das Talent

Ihres Freundes Sarlo sein mag, ohne seine blanken Magyarenaugen und seinen unbezahlbaren Schnurrbart würde Herr Wolffram sicherlich weder seine Hundertmarkscheine, noch seine kostbare Zeit an ihn gewagt haben. Aber was bedeuten die schönsten Augen und der prächtigste Schnurrbart an einem Manne, der an Händen und Füßen gebunden ist?"

„Ihre Auffassung von der Laufbahn eines Künstlers hat jedenfalls den Vorzug der Originalität. Im übrigen gestatte ich mir, Sie darauf aufmerksam zu machen, daß ich nicht nur Sarlos Freund, sondern auch der des Herrn Vollart und seiner Tochter bin. Sie werden es danach begreiflich finden, wenn ich Gewicht darauf lege, daß in meiner Gegenwart nur mit allem schuldigen Respekt von diesen Herrschaften gesprochen wird."

Um Doktor Robertis schmale Lippen zuckte es spöttisch; aber mit der vollendeten Höflichkeit eines geschmeidigen Weltmannes erwiderte er: „Seien Sie versichert, daß es mir nicht entfernt in den Sinn kommt, diesen Respekt zu verletzen. Wer so viel sinnige und gemütvolle Darstellungen aus dem holländischen Fischerleben gemalt hat, ist ja ohne allen Zweifel ein sehr guter Mensch. Es war, bei meiner Ehre, die reinste menschliche Teilnahme, die ich zum Ausdruck bringen wollte!"

„Sehen wir es so an, Herr Doktor — und betrachten wir damit das Thema als abgethan."

„Mit Vergnügen! Es giebt ja auch sonst noch des Erfreulichen genug, um darüber zu plaudern. Interessierten Sie sich nicht an dem Abend, da ich zum erstenmal die Ehre hatte, Sie zu sehen, besonders lebhaft für unseren Nordlandsrecken Olaf Tryggvason? Nun, dann wird es Ihnen Vergnügen machen zu hören, daß sein Schauspiel ‚Der Schatten' vom Goethe-Theater angenommen ist und sich sogar schon in Vorbereitung befindet. Wenn alles gut geht, erleben wir in vierzehn Tagen die Première."

Das war eine Neuigkeit, die Erich wirklich interessierte.

„Und Frau Cederskjöld?" fragte er. „Wird sie nun in dem Drama ihres Gatten spielen?"

„Natürlich — das ist ja die Hauptsache, wenn auch nicht für uns litterarische Menschen, denen nur an der Dichtung ge-

legen ist, so doch für den Direktor Halm, der sich von dem Debut der schwedischen Schauspielerin eine besondere Sensation verspricht. Das heißt: eigentlich habe ich ihm das eingeredet, um ihn für die Sache zu erwärmen. In des Herzens Stille habe ich so meine gelinden Zweifel an dem Erfolg des schauspielerischen Experiments."

„So wären Sie es gewesen, der dem Stück zur Annahme verholfen hat — Sie, Herr Doktor?"

„Setzt Sie das so sehr in Erstaunen? Ich habe eine große Meinung von Olaf Tryggvasons Talent. Und in schwachen Augenblicken bin ich uneigennütziger, als Sie es vielleicht für möglich halten."

„Und Ihre Prophezeiung, daß man das Stück auslachen würde? Sind Sie darüber inzwischen anderer Meinung geworden?"

„Nicht eigentlich. Aber für einen unbekannten, jungen Autor ist es immer noch unendlich viel vorteilhafter, durchzufallen, als gar nicht aufgeführt zu werden. Und überdies bin ich nicht unfehlbar. Vielleicht hat ‚Der Schatten' trotz meiner Prophezeiung einen großen Erfolg. Man hat beim Theater am Ende schon größere Ueberraschungen erlebt, als dies eine wäre."

„Ich möchte es Herrn Arvid Cederskjöld und seiner liebenswürdigen Gattin jedenfalls von ganzem Herzen wünschen. In vierzehn Tagen — sagen Sie?"

„Ja, die Proben sollen morgen ihren Anfang nehmen. Vielleicht sehen Sie sich 'mal eine an. Wenn Sie sich auf den Autor oder auf mich berufen, wird man Ihnen den Eintritt nicht verwehren."

„Ich danke — aber ich spare mir das Vergnügen lieber für die erste Aufführung. Der künstlerische Genuß dürfte dann doch ein größerer sein."

„Wahrscheinlich! Auf Wiedersehen denn bei der Première!"

Er grüßte höflich, aber wie jemand, der es sehr eilig hat, und ging auf die andere Seite der Straße hinüber. Zweifelnd, ob er dem sonderbaren Menschen um seiner spitzigen Zunge willen nicht doch vielleicht Unrecht thue mit seiner Abneigung, blickte ihm Erich nach. Und er sah, daß die auffallend rasche

Verabschiedung offenbar ihre besondere und triftige Ursache gehabt hatte; denn drüben zog Doktor Roberti seinen Hut vor einer kleinen, mädchenhaft zierlich gewachsenen Dame, die ihm gleich darauf mit einem hell herüberklingenden Auflachen die Hand reichte, um dann leichtfüßig an seiner Seite weiter zu gehen. Einmal wandte sie, vielleicht durch eine Bemerkung ihres Begleiters veranlaßt, das Köpfchen zurück. Und jetzt hatte Erich trotz des großen, beschattenden Hutes und des hellgrauen Schleiers ihr Gesicht erkannt.

Es war Frau Signe Cederskjöld.

Elftes Kapitel.

„Die ganze Scene noch einmal! Sie müssen schon entschuldigen, Frau Cederskjöld, daß ich Sie damit bemühe; aber so geht es wahrhaftig nicht! Wenn Sie die dämonische Gewalt, die Sie über die junge Frau besitzen, nicht besser herausbringen, Herr Schumann, ruinieren Sie ja die Pointe des ganzen Stückes. Das ist doch auch Ihre Meinung, Herr Cederskjöld?“

Der Regisseur, der breitspurig neben seinem kleinen Tischchen auf einem beständig wippenden Rohrstuhl hart an der Rampe saß, hatte, ohne den Oberkörper umzudrehen, die letzte Frage mit einer leichten Kopfwendung über die Schulter weg in den Zuschauerraum geworfen. Und aus der dämmerigen Tiefe dieses in mystische Dunkelheit gehüllten, leeren Halbrunds klang es sehr ruhig und sehr höflich zurück:

„Ich glaube nicht, daß Herr Schumann sollte noch mehr herausbringen diese dämonische Gewalt. Denn sie existiert ja nur in der Einbildung von der jungen Frau. Und es ist mehr in *ihrem* Spiel, als in dem *seinigen*, daß sie sich müßte offenbaren.“

„Unsinn!“ brummte der Regisseur verdrießlich vor sich hin. Und dann, indem er ein paar Seiten in seinem Buche zurückblätterte, fügte er laut hinzu:

„Also — wenn es den Herrschaften gefällig ist — wir fangen noch 'mal bei Ihrem Auftreten an, Herr Schumann! Sehen Sie, das machen Sie schon verkehrt. Sie müssen

mindestens zwei Sekunden lang in der offenen Thür stehen bleiben und Thyra mit Ihrem Blick gleichsam hypnotisieren. Das Publikum muß die Empfindung haben, daß Sie sie dadurch gleich wieder ganz und gar in Ihre Gewalt bringen."

„Aber entschuldigen Sie, Herr Möring," wandte der zurechtgewiesene Schauspieler in geärgertem Tone ein, „davon steht doch nicht eine Silbe in meiner Rolle. Und es paßt auch gar nicht zu den konventionellen Worten, mit denen ich Thyra dann zu begrüßen habe. Die Auffassung des Autors scheint mir da doch die bei weitem richtigere zu sein."

„Wenn Herr Cederskjöld die Regie übernehmen will, können Sie sich natürlich ganz nach seiner Auffassung richten. Aber so lange ich die Verantwortung zu tragen habe, muß ich Sie schon bitten, meine Ratschläge zu befolgen."

Der Darsteller zögerte einen Augenblick, wie wenn er aus der dunklen Tiefe des Parketts einen Widerspruch erwarte, da derselbe aber nicht erfolgte, kehrte er zu der Thür im Hintergrunde zurück und nahm die von dem Regisseur gewünschte Haltung an, in absichtlicher Uebertreibung die Augen aufreißend wie der Bösewicht in einem Ritterschauspiel.

„So ist's besser! Und es wird die Situation noch eindrucksvoller machen, wenn Sie dabei die Arme über der Brust verschränken."

„Soll ich nicht vielleicht auch noch hörbar mit den Zähnen knirschen? Oder mit dem Fuße aufstampfen? Ich werde mit Vergnügen so dämonisch sein, wie Sie nur wollen."

Hinter den Kulissen wurde sehr vernehmlich gelacht, dem nervösen Herrn Möring aber stieg das Blut ins Gesicht.

„Ich muß mir alle Sarkasmen nachdrücklichst verbitten. Die Inscenierung dieses Stückes ist wahrhaftig ohnehin schon ein mehr als zweifelhaftes Vergnügen. Und ich sitze nicht hier, um mich von Ihnen hänseln zu lassen."

Frau Signe Cederskjöld, die gleich den übrigen Mitwirkenden auf der zugigen Bühne im vollen Straßenkostüm, mit Hut und Jackett, geblieben war, machte eine bittende Geste gegen ihren Partner hin, um eine Fortsetzung des unerquicklichen Wortwechsels zu verhindern. Und Herr Schumann begnügte sich denn auch mit einem vielsagenden Achselzucken und einem sehr

ironischen Lächeln, so daß der gereizte Regisseur während der ersten Hälfte der Scene keinen Anlaß mehr fand, das Spiel zu unterbrechen.

Dann aber kam die Unterbrechung von einer anderen Seite her, nämlich aus dem gähnenden Dunkel des Zuschauerraumes, wo Arvid Cederskjöld ganz allein in einer der mittleren Parkettreihen saß.

„Verzeihung, wenn ich störe! Aber ich meine, es ist nicht gut so. Bei solcher Auffassung wird das Publikum das psychologische Problem gar nicht verstehen.“

Mit einem hörbaren Knall warf Herr Möring das Regiebuch, in welchem er nachgelesen hatte, auf den Tisch. Ohne sich nach dem Sprechenden umzuwenden, sagte er giftig:

„Ja, glauben Sie etwa, mein verehrter Herr Cederskjöld, daß überhaupt irgend ein Mensch es verstehen wird? Henrik Ibsen ist ja ein Muster an Klarheit und Verständlichkeit im Vergleich mit Ihnen. Es hat mich schlaflose Nächte gekostet, um wenigstens die paar äußerlichen Effekte herauszuarbeiten, die die Sache vielleicht noch retten können. Wenn Sie sich aber auf Bühnenwirkungen so viel besser verstehen als ich, überlasse ich Ihnen mit dem größten Vergnügen die Regie.“

Noch ehe Arvid Cederskjöld hatte antworten können, war Signe an die Rampe getreten und hatte an ihren Gatten in schwedischer Sprache einige Worte gerichtet, die wohl eine sehr eindringliche Bitte enthalten haben mochten, sich der Autorität des Bühnengewaltigen zu fügen. Dann, nach einem kleinen Schweigen, sagte der Dichter in seiner gleichmäßig höflichen Weise:

„Nein, es scheint, daß ich mich nicht verstehe auf diese Dinge. Und ich werde mir nicht erlauben, noch einmal zu widersprechen Ihren Anordnungen.“

„Na — also weiter, meine Herrschaften! Wir können doch schließlich nicht bis zum Beginn der Abendvorstellung hier probieren.“

Der jugendliche Liebhaber führte seine Scene mit augenfälliger Unlust zu Ende. Signe aber war mit Leib und Seele bei ihrer Aufgabe. Und wenn auch die mangelhaft beleuchtete Bühne, die unvollständige Dekoration und ihr der Situation sehr

wenig angemessenes Kostüm so illusionsfeindlich wie nur immer möglich wirkten, war ihr Spiel doch voll Temperament und Leben, so daß es auf naivere Zuhörer, als es die plaudernden Herren und Damen hinter den Kulissen waren, sicherlich trotz der ungünstigen Umstände starken Eindruck gemacht haben würde.

Sie hatte eine jung verheiratete Frau darzustellen, die vor ihrer Vermählung die heimlich verlobte Braut eines anderen, plötzlich verschollenen Mannes gewesen war und deren eheliches Glück trotz der aufrichtigen Zuneigung zu ihrem Gatten durch die beständige Furcht vor einer Rückkehr des ehemaligen Geliebten getrübt wurde. Düster und drohend wie ein ungreifbares, aber darum nicht minder entsetzliches Gespenst sollte der Schatten dieses Verschollenen unaufhörlich über ihrem Haupte schweben, bis dann eines Tages seine wirklich erfolgende Wiederkehr die mit der Beharrlichkeit einer fixen Idee schon so lange gefürchtete Katastrophe brachte. Die Scene dieser Wiederbegegnung bildete naturgemäß den Höhepunkt des Stückes, und ihr Erfolg oder Mißerfolg mußten entscheidend sein für das Schicksal des ganzen Dramas. Aber die Aufgabe, die die Schauspielerin in dieser Scene zu lösen hatte, stellte die höchsten Anforderungen an ihre Kunst. Denn während die furchtbare Angst, daß ihr Gatte das bisher gehütete Geheimnis entdecken könnte, ihre Nerven bis zum Wahnsinn marterte, hatte sie alle kleinen Listen weiblicher Verschlagenheit, alle Künste der Verstellung und der Koketterie aufzubieten, um das Verhängnis abzuwenden. Und es war kein Zweifel, daß Signe Cederskjöld dem schwierigen schauspielerischen Problem mit starkem Talent gerecht zu werden wußte. Sie lachte und scherzte und kokettierte, während die Zuschauer doch nicht einen Augenblick über die Qualen ihrer Seele im Ungewissen bleiben konnten. Ihre eidechsenhaft anmutige Beweglichkeit verlieh dem kleinen, zierlichen Figürchen immer neuen Reiz; ihr unschönes Gesicht gewann hier und da etwas geradezu Bezauberndes durch die wunderbare Beredsamkeit ihres Mienenspiels, und ihr helles Lachen klang verführerisch wie das Kichern einer Elfe. In ihren ausdrucksvollen Augen aber stand bei alledem leserlich genug die namenlose Angst ihres Herzens geschrieben, und die

Art, wie sie zuweilen anscheinend unwillkürlich mit der Hand an die Stirn oder nach dem Herzen fuhr, wirkte hundertmal ergreifender als ein lauter Aufschrei der Verzweiflung.

Sie war sehr bleich geworden, und ihre Brust hob sich in stürmischen Atemzügen, als sie nach Beendigung der großen Scene in die Kulisse abtrat. Ihre von dem grellen Licht der beiden Beleuchtungskästen an der Rampe halb geblendeten Augen fanden sich in dem Halbdunkel da hinten nicht sogleich zurecht, und sie stieß einen kleinen Schrei der Ueberraschung aus, als sie sich von einer hohen, krähenden Männerstimme halblaut angeredet hörte:

„Guten Morgen, Frau Signe! Ich mache Ihnen aus aufrichtigem Herzen mein Kompliment!“

„Doktor Roberti — Sie hier! Und Sie haben zugehört?“

„Seit dem Beginn des letzten Aufzuges. Ohne alle Redensarten — Sie waren einfach entzückend.“

„Ach, ich wage gar nicht, es Ihnen zu glauben. Arvid ist mit meinem Spiel in der großen Scene keineswegs zufrieden. Er hat mir überhaupt noch kein einziges freundliches Wort über meine Darstellung als Thyra gesagt.“

„Hm! Es ist ja möglich, daß er sich die ganze Gestalt etwas anders vorgestellt hat. Aber das macht nichts. Bleiben Sie nur bei Ihrer Auffassung, wenn Ihnen daran gelegen ist, einen schauspielerischen Erfolg davon zu tragen, der litterarische ist ohnedies nicht mehr zu retten.“

„Wie? Sie prophezeien dem Stück ein Fiasko? Aber das wäre ja abscheulich!“

„Die blödsinnige Regie des Herrn Möring richtet es hoffnungslos zu Grunde. Aber dieser Idiot hat vielleicht so unrecht nicht, wenn er meint, daß man die eigentlichen Absichten des Herrn Cederskjöld so wie so nicht verstanden hätte. Und die Hauptsache ist doch am Ende, daß Sie dem Publikum gefallen.“

„O nein, das ist gar nicht die Hauptsache. Wenn das Stück durchfällt, werde ich todunglücklich sein!“

„Ei, weshalb denn? Haben Sie vielleicht schon über die hunderttausend Mark disponiert, die es an Tantiemen einbringen sollte?“

„Nein, das ist es nicht, obwohl ich nicht böse gewesen wäre, wenn wir sie verdient hätten. Aber auf den Erfolg des Stückes hatte ich meine letzte Hoffnung gesetzt, Arvid zum Hierbleiben zu bewegen. Seit einigen Tagen ist er fest entschlossen, nach Schweden zurückzukehren. Und ich bin überzeugt, daß nur ein großer Triumph ihn hier festhalten könnte."

„Dann werden wir uns wohl mit dem Gedanken vertraut machen müssen, ihn zu verlieren. Wir — ich meine damit natürlich mich und Sie, Frau Signe."

„Mich? — Ach, Sie sind nicht gescheit! Soll ich Arvid etwa allein reisen lassen?"

„Ja, das sollen Sie! Würden Sie vielleicht daran sterben?"

„Solche Fragen stellt man nicht, mein Herr! Und es ist ja auch gar nicht daran zu denken. Was sollte ich denn mutterseelenallein hier beginnen?"

„Sie würden nicht einsamer sein, als Sie es vor Ihrer Verheiratung waren. Und ich verspreche Ihnen ein gutes Engagement für die nächste Saison. Lockt es Sie denn gar nicht, eine gefeierte Berliner Bühnengröße zu werden?"

„O, und ob es mich lockt! Aber Sie sind doch nicht allmächtig, Doktor Roberti! Und das Ende vom Liede würde sein, daß ich alles hingegeben hätte für ein Phantom."

„Nicht, wenn Sie sich meinem Schutze anvertrauen," flüsterte er, sich ganz zu ihr neigend. „Sie wissen, ich verspreche niemals, was ich nicht halten kann. Habe ich nicht die Aufführung dieses Stückes durchgesetzt, das von allen Theatern zurückgewiesen war? Habe ich nicht durch meine Artikel Ihren Mann schon zu einer Art von Berühmtheit gemacht, noch ehe man hier einen Pinselstrich von ihm gesehen oder eine Zeile aus seiner Feder gelesen hat? Und ist es nicht viel leichter, eine hübsche, junge Schauspielerin zu lancieren, als einen Künstler vom Schlage Ihres schwerfälligen und eigensinnigen Olaf Tryggvason?"

„Nennen Sie ihn nicht immer bei diesem Spitznamen — ich bitte Sie darum. Ich mag es nicht mehr hören, seitdem — —"

„Nun, seit wann?"

„Ach, Sie wissen wohl, was ich meine. Und ich warne Sie vor ihm, Doktor Roberti! Er hat mir noch niemals etwas

von Eifersucht gezeigt, aber ich glaube, er könnte schrecklich werden, wenn —"

„Ah, jetzt verstehe ich," warf Roberti in cynischer Blasiertheit hin. „Sie denken an Ihres Mannes Anspielung auf den kurzen Prozeß, den jener Olaf angeblich mit den Beleidigern seiner Ehre gemacht? Na, wenn es weiter nichts ist, was Sie beunruhigt, als das — —"

„Still!" raunte sie ihm zu, ihre Hand mit heftigem Druck auf seinen Arm legend. „Arvid ist auf der Bühne — ich höre seine Stimme."

Auch Doktor Roberti hörte sie jetzt, und dazwischen eine andere, phlegmatisch näselnde Stimme, die er ebenfalls kannte. Eine Minute lang lauschte er auf das Gespräch, das irgendwo ganz in ihrer Nähe geführt wurde, dann flüsterte er:

„Ihr widerborstiger Gatte ist im Begriff, sein Stück zurückzuziehen, weil man es nicht nach seinen Intentionen spielen will. Soeben hat er mit seiner gewöhnlichen fischblütigen Gelassenheit dem Direktor diese Absicht kundgegeben. Nun zeigen Sie, daß Sie doch auch einige Gewalt über ihn haben. Machen Sie ihm eine Scene, gleich hier vor dem ganzen Personal. Denn wenn er auf seinem Entschluß beharrt, sind Ihre Aussichten für Berlin unwiderbringlich dahin."

Er wartete nicht ab, ob sie seinen Rat befolgen würde, sondern hielt es aus irgend einem Grunde für besser, sich außer Hörweite zu begeben. Während Signe durch die Leinwandthür der Kulisse wieder auf die Scene hinaustrat, wo sie sogleich der Riesengestalt ihres rotblonden Gatten inmitten einer eifrig gestikulierenden Gruppe ansichtig wurde, vertiefte er sich im entlegenen Hintergrunde der Bühne in die eifrigste Unterhaltung mit einer Schauspielerin, die dort in der Einsamkeit ihre Rolle memoriert hatte. Und erst als nach geraumer Zeit von vornher plötzlich ein gellender Aufschrei aus weiblichem Munde vernehmlich wurde, sagte er, während es ironisch um seine häßlichen Lippen zuckte:

„Man probiert noch immer, wie es scheint. Oder sollte sich's vielleicht gar um eine kleine Improvisation handeln? Lassen Sie uns doch sehen!"

Er wandte sich und luchte durch den Spalt der im Prospekt angebrachten Thür auf die offene Scene hinaus, während

sich die Schauspielerin hinter ihm auf die Fußspitzen stellte, um ihre Neugier ebenfalls zu befriedigen. Er sah, daß Signe anscheinend ohnmächtig mit schlaff herabhängenden Armen und hintenüber gesunkenem Köpfchen auf dem Stuhle des Regisseurs saß, und daß Arvid Cederskjöld und einige Damen vom Schauspielerpersonal um sie beschäftigt waren.

„Es ist nichts," sagte er. „Offenbar nur die Generalprobe zu einem häuslichen Repertoirstück. Aber sie hat Talent, diese kleine Finnländerin, das muß man ihr lassen."

„Pfui, was für ein garstiger Spötter Sie sind!" lachte die Schauspielerin. „Der Himmel bewahre jeden in Gnaden vor Ihrer bösen Zunge!"

Er gab ihr eine scherzende Antwort, und sie setzten ihr Geplauder fort, ohne sich weiter um die Ereignisse da vorn an der Rampe zu kümmern. Nach einer guten Weile erst verabschiedete sich Roberti und schlenderte der Eisenthür zu, die von der Bühne in den Zuschauerraum führte. Noch ehe er sie erreicht hatte, traten Arvid Cederskjöld und seine junge Frau zwischen dem Proscenium und der ersten Kulisse auf denselben Gang hinaus. Signe hing wie ein welkes Blümchen am Arm ihres riesigen Gatten, aber ein mattes, glückliches Lächeln war auf ihrem Gesicht. Sie war also ohne Zweifel Siegerin geblieben in dem Kampf, den sie da mit den wirksamen Waffen weiblicher List gegen seine künstlerische Selbstachtung geführt hatte.

Doktor Roberti trat einen Schritt zurück, um sie vorüber zu lassen, und zog höflich grüßend seinen Hut. Die Schauspielerin neigte dankend das Köpfchen. Aus Arvid Cederskjölds blauen Augen aber traf ihn ein Blick wie das Aufblitzen einer gezückten Degenklinge, und sein Gruß blieb unerwidert.

Klirrend fiel das Eisenpförtchen hinter dem Ehepaar zu. Doktor Roberti aber machte eine spöttische Grimasse und murmelte:

„Also offene Fehde, mein tapferer Tryggvason! Nun wohl, wir werden ja sehen, wer von uns beiden der Stärkere ist!"

Zwölftes Kapitel.

Es war um die sechste Nachmittagsstunde. Und für diese vorgerückte Tageszeit sah es in Fräulein Dollys Zimmer eigentlich noch etwas unordentlicher aus, als man es bei einer wohlerzogenen jungen Dame zu finden erwartet. Nicht nur Bücher und Notenhefte, sondern auch allerlei Kleidungsstücke und andere Toilettengegenstände lagen auf den Möbeln herum, wie wenn die Bewohnerin des Zimmers jedes Ding, das sie aus dem einen oder dem anderen Grunde zur Hand genommen, achtlos wieder fortgeworfen hätte, ohne sich um das wenig harmonische Gesamtbild zu kümmern, das dabei allgemach aus ihrer Umgebung geworden war.

Es schien, daß Fräulein Dolly die Absicht gehabt hatte, sich für den Besuch einer größeren Gesellschaft anzukleiden, daß ihr aber bei den ersten Vorbereitungen die Lust dazu vergangen war. Denn sie saß, von den weichen Falten eines blauen, gürtellosen Schlafrocks umflossen, in dem alten amerikanischen Schaukelstuhl, der sich — Gott weiß, durch welchen wunderbaren Zufall — in Fräulein Petersens „möbliertes Zimmer" verirrt hatte, und blies mit recht nachdenklicher, um nicht zu sagen verdrießlicher Miene in gleichmäßigen Zwischenräumen leichte Rauchwölkchen zur Decke empor.

An einem Pfosten des mit geblümtem Kattunstoff überzogenen Bettschirms, hinter dem sich der intimere Teil der Zimmereinrichtung den Blicken entzog, hingen Rock und Taille eines zierlich gearbeiteten, anscheinend ganz neuen weißen Kaschmirkleides. Und jedesmal, wenn Fräulein Dollys Augen diese Toilette streiften, versetzte die schmale Fußspitze die unter dem Saume des Schlafrockes hervorlugte, den ächzenden Schaukelstuhl in stärkere Bewegung.

„Nein, ich gehe nicht," sagte sie plötzlich, die halb gerauchte Cigarrette mit einer energischen Armbewegung mitten auf den verschlissenen Teppich werfend. „Vielleicht ist es wirklich ein Wink des Schicksals, daß er gerade dort sein Heim aufschlagen mußte."

Sie richtete sich elastisch auf und stand in all ihrer Schönheit mitten im Zimmer, als an die Thür geklopft wurde und

auf ihr kurzes „Herein!“ das magere, ältliche, von einem blütenweißen Häubchen ehrbar umrahmte Antlitz des Fräulein Petersen hereinlugte.

„Da ist ein Herr, der nach Ihnen fragt, Fräulein Förster! Er nennt sich Gregor oder so ähnlich. Aber Sie können ihn doch wohl nicht empfangen?“

Es war ohne Zweifel der allzu häusliche Anzug der jungen Sängerin, der diese letzte Bemerkung veranlaßt hatte, und ein ganz unzweideutiger Ausdruck mißbilligenden Erstaunens erschien auf dem Gesicht des alten Fräuleins, als ihre Mieterin nicht nur ohne alles Besinnen, sondern sogar mit auffälliger Hast erwiderte:

„O, lassen Sie ihn nur herein kommen! Es ist ein Herr, vor dem ich mich nicht zu genieren brauche.“

Aber während der wenigen Sekunden, die dann bis zum Eintritt des Besuchers vergingen, klemmte Dolly wie in höchster nervöser Ungeduld die rosige Unterlippe zwischen die weißen Zähnchen, und die schlanken Finger ihrer Rechten wühlten sich in den vorderen Spitzenbesatz des Schlafrocks, als wollten sie das duftige Gewebe in kleine Fetzen zerpflücken.

Nun stand der Gemeldete auf der Schwelle, ein riesenhaft gebauter Mann mit schwarzem Vollbart und beinahe unheimlich lebhaften, dunklen Augen. Er zögerte einen Moment; dann trat er ein paar Schritte auf Dolly zu und schlug die Pelerine seines Mantels zurück, um ihr die Hand entgegen zu strecken.

„Es ist gegen die Abrede, Dora,“ sagte er halblaut und mit stark ausgeprägtem, slawischem Accent, „aber — der Himmel weiß es — ich konnte dir's nicht ersparen.“

„Möchtest du nicht vor allem die Thür hinter dir zumachen?“ erwiderte sie, ohne ihre Stellung zu ändern und ohne die dargebotene Hand zu beachten, mit eisiger Kälte. „Es ist gerade genug, daß du mich durch deinen Besuch kompromittierst, und man braucht nicht noch obendrein zu hören, was wir miteinander reden.“

Er gehorchte, aber der Ausdruck seines jugendlichen und keineswegs unschönen Gesichts war um vieles finsterer geworden, als er sich ihr dann wieder zukehrte:

„Also mein bloßes Erscheinen reicht hin, dich zu kompromittieren? Ich gestehe, daß ich etwas Derartiges nicht mehr befürchtet hatte, seitdem ich weiß, daß du dich als Bacchantin malen und öffentlich ausstellen läßt."

Verächtlich schürzte Dolly die Oberlippe.

„Ist es vielleicht diese Entdeckung gewesen, die dich hergeführt hat — trotz deines feierlichen Versprechens?"

„Sie hat wenigstens den Ausschlag gegeben — ich leugne es nicht. Aber möchtest du mir nicht wenigstens deine Hand reichen, Dora?"

Wie ein trotziges Kind versteckte sie beide Hände hinter dem Rücken und warf mit einer stolz abweisenden Gebärde den Kopf zurück.

„Hast du vergessen, was bei unserer letzten Begegnung geschah? Soll ich die Hand berühren, die nur durch das Dazwischentreten eines andern verhindert wurde, mich zu mißhandeln?"

Der riesige Mann, der sie um mehr als Hauptеslänge überragte, wurde rot vor Beschämung, und seine Augen suchten den Boden.

„Du weißt, daß ich nicht fähig gewesen wäre, es wirklich zu thun. Und dann — habe ich dich nicht in meinem Briefe demütig genug um Verzeihung gebeten?"

„Es giebt Beleidigungen, die eine Frau niemals verzeihen kann. Und ich habe deinen Brief verbrannt, ohne ihn zu lesen."

Sie war offenbar zu weit gegangen; denn es ging wie ein Ruck durch seine Gestalt, und die Befangenheit, die er soeben gezeigt hatte, war mit einem Schlage wieder aus seinem Wesen verschwunden.

„Um so besser also, daß ich mich entschlossen habe, mir in eigener Person deine Antwort zu holen."

„Meine Antwort — worauf?"

„Auf die Frage, ob du bereit bist, mich zu begleiten. Denn ich kann hier nicht länger bleiben. Man hat angefangen, mich zu beobachten. Und ich muß stündlich darauf gefaßt sein, daß man mich verhaftet."

„So eile doch, dich der Gefahr zu entziehen! Wenn ich irgend etwas thun kann, dir dabei behilflich zu sein, werde ich es dir nicht verweigern."

Es war immer derselbe eiskalte, verächtliche Ton in ihren Worten und derselbe abweisende, geringschätzige Ausdruck auf ihrem schönen Gesicht. Nicht für einen Moment senkte sie unter dem funkelnden Blick ihres Besuchers die Lider.

„Was du thun sollst, habe ich dir bereits gesagt, Dora! Ich gehe in die Schweiz, und du wirst mir dahin folgen, wie es deine Pflicht ist."

Ein kurzes, spöttisches Auflachen klang von ihren Lippen.

„Meine Pflicht? Entschuldige, wenn ich darüber lache! Aber solche Phrasen haben aus deinem Munde wirklich etwas sehr Komisches."

„Schade nur, daß ich in deine liebenswürdige Heiterkeit nicht einstimmen kann! Denn ich war niemals weniger zum Scherzen aufgelegt, als in diesem Augenblick. Wenn dir das Wort nicht angemessen scheint, das ich da gebraucht habe, so sieh' es meinetwegen als eine Gnade an, als eine Handlung der Barmherzigkeit oder als was immer du willst — nur treibe mich nicht zum Aeußersten, indem du es mir weigerst!"

„Aber das ist doch offenbare Narrheit. Du konntest doch nicht erwarten, daß ich eine so wahnwitzige Aufforderung ernsthaft nehmen würde! Ich bin nicht gemacht, das Leben eines Flüchtlings zu teilen und mich von Land zu Land hetzen zu lassen wie eine Verbrecherin. Hundertmal lieber würde ich sterben, als daß ich mich dazu entschlösse!"

„Das sagst du mir ins Gesicht, du, die nach göttlichem und nach menschlichem Gesetz — —"

„Verschone mich mit solchen Tiraden — ich bitte dich!" fiel sie unmutig ein. „Denn ich möchte dir sonst eine Antwort geben, die dir noch weniger zusagt als mein einfaches Nein. Wir wollen hier keine Schauspielscene aufführen wie neulich auf der Straße. Die Wände meines Zimmers sind zu dünn, und es ist so widerwärtig, das oft Gesagte immer aufs neue zu wiederholen. Du weißt, daß der Betrug, den du gegen mich verübtest, dir jedes Recht auf meine Person entzogen hat. Und du solltest darum endlich aufhören, mich mit Forderungen zu quälen, die ich nie — niemals erfüllen werde."

Sie wollte in Haltung und Rede ohne Zweifel nur die Hoheitsvolle und Unnahbare hervorkehren; aber die Natur hatte

das Füllhorn weiblichen Liebreizes so verschwenderisch über sie ausgeschüttet, daß sie auch in dieser Situation den Augen des Mannes, der sie mit seinen Blicken fast verschlang, nur hinreißend schön und begehrenswert schien. Mit einem Aufschrei der Entrüstung wich sie zurück, als er sich plötzlich vor ihr auf die Kniee niederwarf nnd flehend die Hände zu ihr erhob.

„Bringe mich nicht zur Verzweiflung, Dora! Ich kann ja nicht leben ohne dich! Es macht mich wahnsinnig, zu denken, daß du eines Tages einem andern gewähren könntest, was mir, mir allein zusteht! Es ist unmöglich, daß du alles vergessen haben solltest — alles, was doch damals deine Seligkeit nicht weniger ausmachte als meine!“

Sie hatte sich so weit von ihm entfernt, als der beschränkte Raum des Zimmers es ihr gestattete: Und weniger hart als zuvor, aber mit nicht geringerer Bestimmtheit sagte sie: „Ich habe nichts vergessen, Gregor! Doch ich schwöre, daß ich dir nicht mehr antworten, sondern nach meiner Wirtin rufen werde, wenn du nicht aufstehst und einen vernünftigen Ton anschlägst. Noch einmal: wir sind hier nicht auf dem Theater!“

Schwer atmend stand er auf.

„Für eine Komödie also hältst du den Verzweiflungsschrei meines Herzens? Und der Anblick der Qualen, die mich dir gegenüber zum elendesten aller Schwächlinge machen, entlockt dir nichts anderes als eine Aeußerung grausamen Hohnes? Es gewährt dir vielleicht sogar einen köstlichen Triumph, mich so vor dir im Staube zu sehen? Aber du solltest deine Macht nicht mißbrauchen, Dora! Es könnte dich eines Tages bitter gereuen.“

„So wären wir denn glücklich wieder bei den Drohungen angelangt. Es ist also immer dasselbe Programm! Wann endlich wirst du begreifen, daß das eine so wenig Eindruck auf mich macht wie das andere, und daß du mit alledem dir und mir nur zwecklose Aufregungen bereitest?“

„Es macht keinen Eindruck auf dich, das sehe ich wohl. Da ich bisher keine meiner Drohungen zur Wahrheit gemacht habe, hältst du eben alles für leeres Gerede. Aber wenn du

in mein Inneres blicken könntest, Dora — wenn du wüßtest, wie nahe, wie furchtbar nahe das Unheil zuweilen bereits über dir und mir geschwebt hat —"

„Gewiß — ich weiß es! Du hattest ja im Uebermaß der Zärtlichkeit vor kurzem bereits deine Hand gegen mich erhoben."

„Erinnere mich nicht daran!" wehrte er finster ab. „Es ist nicht das, was ich meine. Und in jenem Augenblick hattest du kaum etwas von mir zu fürchten. Aber dann, als ich dich am Arm jenes andern wieder auf die Straße hinaustreten sah, als ich beobachtete, wie vertraulich er sich mit dir unterhielt, um zuletzt gar zu dir in den Wagen zu steigen, da — so wahr ich hier vor dir stehe, Dora! — da hat nur ein Wunder mich davor behütet, zum Mörder zu werden."

„Ein Wunder, für das du dich bei mir bedanken magst. Denn bis zu dem Augenblick, wo ich dich wie den Bösewicht aus einem Ritterschauspiel auf der Straße lauern sah, war weder meinem Beschützer noch mir der Gedanke gekommen, daß er mich weiter als bis an den Wagenschlag begleiten könnte. Nur um dich vor einer verhängnisvollen Thorheit zu bewahren, bat ich ihn dann, sich zu mir zu setzen. Und ein paar Straßen weiter, als er sicher sein konnte, dir nicht mehr in die Hände zu laufen, schickte ich ihn nach Hause."

Er hatte hoch aufgehorcht, und für einen Moment erhellten sich seine düsteren Züge.

„Ist das Wahrheit, Dora? Und das nächtliche Abenteuer wäre damit zu Ende gewesen? Ich habe keinen Grund, jenen Menschen zu hassen?"

„Auf Fragen, die mich beschimpfen, antworte ich nicht, das müßtest du nachgerade wissen."

„Vergieb! Ich glaube dir ja — glaube dir ohne Beteuerungen und Beweise. Aber das Bild — das abscheuliche Bild, dessen Anblick mich heute fast um den Verstand gebracht hat! — Wer ist dieser Sarlo, dem du gestattet hast, dich so zu malen?"

„Darauf könnte ich dir mit gutem Recht jede Auskunft verweigern. Aber es macht mir zufällig Vergnügen, offenherzig zu sein. Also dieser Sarlo ist ein ausnehmend hübscher, junger

Mann von sehr großem Talent, der nur eben eines leidlich ansehnlichen Modells bedurfte, um von sich reden zu machen."

„Dora!"

„Nun — was weiter? Möchtest du mich nicht gefälligst ausreden lassen? — Da wir außerdem bis vor kurzem gewissermaßen Nachbarn waren, ergab sich alles auf die einfachste und natürlichste Weise von der Welt. Ich brauchte zu den Sitzungen nicht einmal über die Straße zu gehen. Und es wäre wirklich sehr unliebenswürdig gewesen, ihm die kleine Gefälligkeit zu verweigern."

„Der also ist's, der dich hier festhält? — Nun wohl, ich werde noch heute ein Wörtchen mit ihm reden."

„Bist du von Sinnen oder deiner Freiheit so überdrüssig, daß du dich auf solche Art selbst ins Verderben bringen willst? Du wirst mit niemandem über mich reden — hörst du? — mit Herrn Sarlo so wenig wie mit irgend einem andern, wenn du nicht willst, daß es zwischen dir und mir für immer und unwiderruflich zu Ende sei."

„Aber muß ich denn nicht glauben, daß es schon jetzt zu Ende ist?" brach er leidenschaftlich aus. „Nach diesem Geständnis, das du mir soeben gemacht hast?"

„Was für ein Thor du doch bist in deiner unsinnigen Eifersucht! Glaubst du wirklich, daß ich dir das alles erzählt hätte, wenn deine Vermutungen zuträfen? Ja, Herr Gabor Sarlo ist jung und hübsch und talentvoll; aber er ist zugleich der Verlobte meiner Freundin, die mit ihrem Vater hier neben mir in demselben Stockwerk wohnt. Und so lange ich ihn kenne, bin ich noch nicht fünf Minuten lang allein mit ihm gewesen."

„Du bist eine Teufelin, Dora! Aber du magst mich immerhin peinigen, so viel es dir gefällt, wenn ich nur nicht fürchten muß, dich zu verlieren. Und da es nach deiner Versicherung so wenig dieser Maler wie jener andere ist, der dich hier zurückhält, so laß dich endlich erbitten und geh' mit mir. Was du vorhin von dem ruhelosen Flüchtlingsdasein sagtest, trifft ja gar nicht zu. In der Schweiz werden wir vollkommen sicher und unbehelligt leben, und ich werde Sorge tragen, daß es dir an nichts mangelt, wonach dein Herz verlangt. Eine

wirkliche Gefahr bedroht mich nur in meinem Vaterlande und hier, wo man immer bereit ist, dem mächtigen Nachbarn Schergendienste zu leisten. Du weißt, daß nur die Sehnsucht nach dir mich bestimmt hat, dieser Gefahr zu trotzen. Und was du mir auch immer zum Vorwurf machen magst, an der Stärke und dem Opfermut meiner Liebe darfst du nach solchen Beweisen wahrlich nicht mehr zweifeln."

„Du hättest sie mir vielleicht besser auf eine andere Art an den Tag gelegt, als auf diese. Aber wir wollen nicht die ganze Erörterung noch einmal von vorn beginnen. Das Ende würde ja doch immer bleiben, daß nicht sein kann, was du von mir verlangst. Ich bin im Begriffe, mir mein Leben hier aus eigener Kraft und nach eigenem Gefallen zu gestalten. Und ich will nicht zum zweitenmal alles aufgeben und fortwerfen um eines sehr ungewissen Liebesglückes willen. Denn es würde ja doch diesmal ebensowenig von Dauer sein wie das erste Mal."

„Ich schwöre dir, Dora —"

„Nicht doch! Was könntest du mir denn schwören? Daß es dich nach mir verlangt und daß du den heiligsten Willen hast, mich auf deinen Händen durch das Leben zu tragen? Aber das glaube ich dir auch ohne Schwur. Schlimm nur für dich und für mich, daß auch die besten Vorsätze weder das Gegensätzliche in unseren Neigungen und Lebensansprüchen, noch die Verschiedenheit unseres Temperaments auszugleichen vermögen. Um ein halbwegs erträgliches Einvernehmen herzustellen, müßte jedes von uns viel mehr opfern, als selbst die glühendste Liebe des andern ihm für die Dauer ersetzen kann. Und ich denke, wir hätten diese Erkenntnis das erste Mal beide teuer genug bezahlt."

„Du würdest mich also fortgehen lassen — ohne Bedauern und ohne ein Wort der Hoffnung?"

Sie zuckte mit den Achseln und schwieg. Wohl eine Minute lang standen sie einander stumm gegenüber. Dann sagte er mit trotziger Bestimmtheit:

„Gut denn — so werde ich dir Zeit lassen, deinen Sinn zu ändern. — Sagen wir: noch eine Woche oder zwei, sofern die hohe Obrigkeit mir gestattet, so lange zu warten."

„Du bist von Sinnen, Gregor! Dies thörichte Beharren auf etwas Unmöglichem stürzt dich ins Verderben.“

„Vielleicht! Aber ich kann nicht anders. Wenn ich jetzt ohne dich fortgehe, bist du mir auf immer verloren. Und lieber das Schlimmste, als das!“

Es war, als hätte sie einen kurzen Kampf mit sich selbst zu bestehen, ein letztes inneres Widerstreben zu überwinden gehabt, ehe sie sich zu dem entschloß, was sie jetzt that, indem sie dicht vor ihn hintrat und ihre beiden kleinen Hände auf seine Schultern legte.

„Wenn du mich liebst, kannst du es dann übers Herz bringen, mich unglücklich zu machen? Und ich würde Zeit meines Lebens unglücklich sein, wenn jenes Schreckliche geschähe.“

„Welches Schreckliche, Dora?“

„Sagtest du nicht, daß man angefangen hat, dich zu beobachten — daß du in Gefahr bist, verhaftet und ausgeliefert zu werden? Und weiß ich denn nicht, was dich drüben in Rußland erwartet?“

Er sah ihr in die Augen, als solle sein Blick bis auf den Grund ihrer Seele dringen.

„Ich habe mich schlecht ausgedrückt. Man wird mich nicht verhaften und nicht ausliefern. Ich habe ein sicheres Mittel, es zu verhindern.“

Ihre rechte Hand glitt von seiner Schulter tastend über seine Brust herab, dann riß sie, bevor er ihre Absicht erraten konnte, mit einer ungestümen Bewegung seinen Mantel auf und warf den Revolver, den sie ihm aus der Tasche gezogen hatte, auf den Tisch.

„Das also ist es, was mich über dein Schicksal beruhigen soll? Und ich traue dir zu, daß du fähig wärst, es zu thun — ohne Rücksicht auf mich, deren Leben du damit vergiften würdest.“

„Ich verstehe dich nicht, Dora! Ist es denn nicht dein sehnlicher Wunsch, von mir befreit zu werden — ein für allemal?“

„Nicht auf solche Art! Und ich will nicht, daß es geschieht —“

„Das Mittel, es zu hindern, ist in deiner Hand.“

„So laß uns einen Vertrag schließen, Gregor! Gönne mir noch eine kurze Zeit der Freiheit, so viel nur, als ich

brauche, um meine Ausbildung zu vollenden. Dann, wenn du mir irgendwo eine sichere Stätte bieten kannst — dann mag es in Gottesnamen sein."

Er erfaßte voll Leidenschaft ihre Hände, und sie machte diesmal keinen Versuch, sie ihm zu entziehen.

„Wenn es dir ernst damit wäre — wenn ich glauben dürfte, daß du mir Wort hältst — und wenn ich auf deine Treue bauen dürfte bis zu jenem Tag — —"

„Ach, welche Zweifel sind das? Du weißt, daß ich nicht lüge."

„Und wie lange noch sollte die Marter dieser Prüfung währen?"

„Gieb mir ein halbes Jahr — es ist wahrhaftig wenig genug für das, was ich mir zu erreichen vorgenommen."

„Und weshalb mußt du's erreichen, Dora? Wird nicht deine Künstlerschaft nachher vielmehr als ein neues Hindernis zwischen uns stehen?"

„Es wäre Thorheit, auf halbem Wege inne zu halten. Und ich werde es unter keinen Umständen thun. Was ich dir jetzt vorgeschlagen habe, ist das Aeußerste, was ich zu gewähren vermag. Und ich versichere dich, daß ich von dem Vertrage zurücktreten werde, wenn du mir nicht dein Ehrenwort giebst, dich unverzüglich in Sicherheit zu bringen."

„Wohl, ich gebe es! Du wirst mich nicht hintergehen. Denn der Tag, an dem ich die Gewißheit erhielte, daß dies deine Absicht gewesen, er würde unfehlbar dein Schicksal wie das meinige besiegeln."

Sie hielt es nicht für nötig, ihm auf diese letzte Drohung zu antworten; aber sie erhob lauschend den Kopf, denn sie hatte gehört, daß sich Fräulein Petersen draußen mit jemandem unterhielt. Und nun erkannte sie auch den Klang jener anderen Stimme.

„Du mußt fort," drängte sie, „auf der Stelle! Denn meine Freundin kommt, mich zu besuchen. Du kannst ihr nicht mehr ausweichen; aber ich werde irgend eine Notlüge ersinnen, die ihr den Besuch eines fremden Mannes erklärt."

„Und so soll ich mich von dir trennen? Dies soll unser Abschied sein für unendlich lange sechs Monate?"

„Du siehst doch, daß es nicht anders sein kann! Geh', ich bitte dich! Die Leute hier sind so neugierig. Und wenn meine Freundin irgend etwas Auffälliges entdeckte, würde sie sicherlich sogleich ihre Schlüsse daraus ziehen."

Sie schob den Zaudernden fast gewaltsam zur Thür, an die eben mit leisem Finger geklopft wurde, und rief: „Herein!"

Mit einem Stirnrunzeln trat er zurück und griff nach seinem Hute. In der offenen Thür aber erschien Helene Vollart, die wie zum Besuch einer Gesellschaft gekleidet war.

„Vergieb, liebste Dolly, wenn ich dich störe! Aber wir gedachten uns eben zum Aufbruch fertig zu machen."

„Du störst mich nicht im mindesten. Bitte, gedulde dich nur einen Augenblick!"

Und indem sie sich gegen den Besucher wendete, fügte sie in liebenswürdig unbefangenem Tone hinzu:

„Ich danke Ihnen für die freundliche Bemühung, mein Herr, und bitte Sie, dem Kapellmeister zu sagen, daß es also bei unserer Verabredung bleiben soll."

Er verbeugte sich gegen die beiden Damen und verließ mit einem bedeutsamen Blick auf Dolly unter halb gemurmeltem Gruße das Zimmer. Sobald sie mit der Freundin allein war, sagte Helene in vorwurfsvollem Tone:

„Du hast noch gar nicht damit begonnen, dich anzukleiden. Deine Zusage ist dir doch nicht etwa inzwischen wieder leid geworden?"

„Offen gestanden — ich war nahe daran, sie zurückzunehmen. Nun aber habe ich mich endgültig entschlossen, euch zu begleiten."

Helene erbot sich, ihr bei der Toilette behilflich zu sein, und Dolly nahm dies freundliche Erbieten mit der scherzenden Bemerkung an, daß ihr ohnedies etwas bange sei, wie sie vor so viel Künstleraugen mit Ehren bestehen solle.

„O, du könntest in jedem Anzuge hingehen und würdest sie doch alle bezaubern," sagte Helene. „Außerdem hast du heute keine Rivalin zu fürchten, denn wir beide werden die einzigen weiblichen Wesen in der Gesellschaft sein."

„Und die schwedische Schauspielerin, auf die ich so neugierig war? Ist sie nicht von der Partie?"

„Nein. Ihr Gatte hat sich und sie brieflich bei Gabor entschuldigt. Und das war am Ende nicht anders zu erwarten nach dem schlimmen Mißerfolg der gestrigen Première."

Dolly hatte ihren Schlafrock abgeworfen und war vor den Spiegel getreten, um ihr Haar ein wenig zu ordnen.

„Ach ja," sagte sie leichthin, „ich erinnnere mich, daß ihr vorhin davon spracht. Der arme Dichter! Aber war es denn wirklich gar so arg?"

„Es war abscheulich! Ich habe noch nie etwas Aehnliches im Theater erlebt. Während der beiden letzten Akte bereitete es dem Publikum offenbar ein köstliches Vergnügen, den Autor wie die Darsteller mit spöttischem Gelächter und ironischen Zwischenrufen zu mißhandeln. Ich saß wie auf glühenden Kohlen, und wenn Gabor nicht darauf bestanden hätte, zu bleiben, weil er bis zum letzten Fallen des Vorhanges mit mutiger Aufopferung durch seinen Applaus und seine energischen Ruhegebote gegen die Skandalmacher kämpfen wollte, so hätte ich ganz gewiß lange vor Beendigung der Aufführung die Flucht ergriffen."

„Und die arme junge Frau des Verfassers spielte die Hauptrolle? Welche Martern muß sie erduldet haben!"

„Nicht wahr? — Ich kann nicht sagen, daß ihre allzu kokette Art mir sonderlich sympathisch wäre; aber ich habe trotzdem Thränen des Mitleids vergossen und wäre am liebsten in jedem Zwischenakt auf die Bühne gelaufen, um sie zu trösten."

„Schade, daß du diesen menschenfreundlichen Vorsatz nicht ausgeführt hast! Ich an deiner Stelle hätte es sicherlich gethan."

„Gabor, der während einer Pause hinter den Kulissen war, hielt mich davon zurück. Er sagte, daß Arvid Cederskjöld sein Mißgeschick mit bewundernswürdigem Gleichmut trüge, und daß seine beinahe heitere Ruhe doch wohl der beste Trost für die arme Frau Signe sei. Außerdem erwies ihr das Publikum immerhin gewisse Rücksichten. Man spendete ihrem Spiel wiederholt einen ganz ehrlich gemeinten Beifall, und Gabor sagt, daß ihre Darstellung heute auch von den Zeitungen durchweg mit warmer Anerkennung besprochen wird."

„Eine wunderliche Fügung!“ lachte Dolly. „Wahrhaftig, es liegt etwas Tragikomisches in der Vorstellung von dem Zwiespalt, in den sie da mit ihren Empfindungen geraten sein muß. Es würde mich gar nicht wundern, wenn diese ungleiche Verteilung der Volksgunst einen fatalen Mißton in die eheliche Harmonie gebracht hätte.“

„Ich weiß es nicht. Aber ich zweifle, daß eine Frau von dem Temperament und dem Wesen dieser Schauspielerin überhaupt danach angethan ist, einen Mann auf die Dauer glücklich zu machen.“

„Ei sieh doch, was für eine feine Menschenkennerin ich da mit einem Male in meiner kleinen Helene entdecke! Da werde ich am Ende künftig auf meiner Hut sein müssen, denn wer weiß, ob du nicht in der Stille deines Herzens von mir eine ganz ähnliche Meinung hast.“

Das war ohne allen Zweifel scherzhaft gemeint; aber es klang gar nicht scherzhaft, sondern merkwürdig ernst und eindringlich, als Helene erwiderte:

„Nein, nein! Ich glaube an dich, Dolly — fest und unerschütterlich. Du wirst niemals aus bloßer Gefallsucht oder um einer flüchtigen Laune willen mit den heiligsten Empfindungen und dem Lebensglück eines Mannes spielen.“

Dollys Nixenaugen öffneten sich weit in wirklichem oder erheucheltem Erstaunen.

„Ich bin dir außerordentlich dankbar für diese gute Meinung, und ich werde mir Mühe geben, sie zu verdienen. — Uebrigens, möchtest du mir nicht aus der Schale dort eine Sicherheitsnadel reichen? Danke! Jetzt bin ich fertig. Findest du mich hübsch genug für deinen Freund Brunneck?“

Bis über die Stirn hinauf brannte Helenens Antlitz plötzlich in flammendem Rot.

„Warum gerade für ihn? Und weshalb nennst du ihn meinen Freund?“

„Vergieb! Ich habe mir natürlich nichts Böses dabei gedacht. Als der Freund deines Verlobten muß er doch wohl ein wenig auch der deinige sein. Und ich glaubte, ihr wäret alte, vertraute Bekannte.“

Mit einer langen Nadel befestigte sie vor dem Spiegel den Hut auf ihrem üppigen, goldroten Haar, und Helene ahnte wahrscheinlich kaum, wie aufmerksam die Augen der Freundin in dem verräterischen Glase ihr halb zur Seite gewandtes Antlitz studierten.

Ein paar Sekunden lang war es so still, daß man deutlich das leise Krachen der Nähte hörte, die durch Dollys emporgereckte Arme gedehnt wurden. Aber als sie die Hände wieder sinken ließ, klang es eigentümlich gepreßt an ihr Ohr:

„Herr von Brunneck also ist es, für den du dich so schön gemacht hast?“

Dolly lachte hell auf.

„O du Närrchen! Wäre dir's denn vielleicht lieber gewesen, wenn ich's für deinen Verlobten gethan hätte? Im übrigen magst du ganz unbesorgt sein! Ich denke vorläufig noch nicht daran, mit den heiligsten Empfindungen oder gar mit dem Lebensglück deines Schützlings ein frevelhaftes Spiel zu treiben. Und nun, wenn dir's recht ist, wollen wir gehen.“

Ohne daß sie auch nur den kleinsten Versuch gemacht hätte, vor ihrem Aufbruch die durch das hastige Umkleiden wahrlich nicht geringer gewordene Unordnung im Zimmer zu beseitigen, nahm sie den Arm der andern und zog sie zur Thür. Aber auf halbem Wege drehte sich Helene um und deutete zum Tische hinüber.

„Willst du nicht wenigstens das da erst fortschließen, Dolly? Es mag thöricht sein, aber ich kann so ein schreckliches Instrument nicht sehen, ohne ein Unheil zu befürchten.“

Jetzt erst wurde Dolly gewahr, daß der Revolver während der ganzen Zeit auf dem Tische gelegen hatte. Und ihre Brauen waren unmutig zusammengezogen, während sie rasch danach griff und ihn in einem Fach des Schrankes verwahrte.

„Er fiel mir vorhin zufällig in die Hände, als ich unter meinen Sachen noch etwas suchte. Aber er hätte am Ende auch hier liegen bleiben dürfen; denn er ist selbstverständlich nicht geladen.“

Helene erwiderte nichts; aber Dolly wußte trotzdem, daß von dieser Stunde an das Mißtrauen wie ein Schatten zwischen ihnen stand und daß sie vor den hellen Augen ihrer klugen Freundin fortan in der That würde auf der Hut sein müssen.

Dreizehntes Kapitel.

Die festlichen Vorbereitungen, die Gabor Sarlo und Erich von Brunneck für den Empfang ihrer Gäste getroffen hatten, hielten sich, was den Kostenpunkt anlangte, in ziemlich bescheidenen Grenzen. Aber die wackere Frau Schulze hatte nichtsdestoweniger mehr als einmal bedenklich den Kopf geschüttelt über die leichtfertige Verschwendungssucht der jungen Herren, die innerhalb der letzten vierundzwanzig Stunden das bescheidene Atelier in einen nach ihrer Auffassung geradezu fürstlichen Prunkraum umgeschaffen hatten.

Bunt und phantastisch genug sah es bei der „feenhaften“ Beleuchtung, die zwei Lampen und mehrere mit Kerzen besteckte Kandelaber verbreiteten, in der ehedem so kahlen Künstlerwerkstatt allerdings aus. Denn Gabor Sarlo hatte unermüdlich herangeschleppt, was ihm an passenden oder unpassenden Dekorationsgegenständen nur immer in die Hände gefallen war. Und nicht nur sein künftiger Schwiegervater, sondern auch die besser Situierten unter seinen Bekannten hatten freigebig zur angemessenen Ausstattung des Festlokales beisteuern müssen, so daß es weder an Sesseln, Stühlen und Tischen, noch an Teppichen, Vorhängen, Waffentrophäen und geschickt verteilten gipsernen Bildwerken mangelte. Die schlecht getünchten, fleckigen Wände waren dem Auge des Beschauers fast ganz entzogen; und selbst jener äußerst prosaische Winkel, wo sich neben dem Ausgußbecken der Wasserleitung eine Ofenmißgeburt von wahrhaft abschreckender Häßlichkeit befand, war durch Sarlos erfindungsreiche Kunst auf höchst wirkungsvolle Weise veredelt worden. Ein mit genialen Pinselstrichen aus einem Stück alter Sackleinwand hervorgezauberter „echter Gobelin“ verhüllte würdevoll die ominöse Wasserleitungsnische. Das eiserne Ofenungeheuer aber war mit bunten Stoffen so malerisch drapiert, daß selbst sein Erzeuger es schwerlich wiedererkannt haben würde.

Und eine auf seiner Höhe thronende Fächerpalme, deren leihweise Beschaffung aus einer benachbarten Pflanzenhandlung einzig der Wirkung von Gabor Sarlos schönen Augen auf die verwitwete Geschäftsinhaberin zu danken war, verlieh seinem Dasein eine gewisse innere Berechtigung, die ohne weiteres jedem einleuchten mußte. Das stolzeste Prunkstück aber war ohne Zweifel ein aus dem Verkaufsmagazin des Hauswirts stammendes Klavier, das der Ungar angesichts der zu erwartenden musikalischen Genüsse von vornherein für ganz unentbehrlich erklärt hatte und das nach seiner Versicherung dem Ganzen erst das Gepräge wahrer Vornehmheit verlieh.

Zwar war die von allen Ecken und Enden zusammengeborgte Herrlichkeit nicht ganz nach Erichs Geschmack; aber da er Gabor als den eigentlichen Festgeber betrachtete, hatte er sich darauf beschränkt, einige allzu ausschweifende Pläne seines unternehmenden Freundes durch gütliche Vorstellungen unschädlich zu machen und sein zum Empfangsraum bestimmtes Wohnzimmer mit sanfter Entschiedenheit gegen alle Verschönerungsgelüste zu verteidigen.

Auch die für einen Junggesellenhaushalt besonders gefährliche Klippe der Bewirtung war — dank dem hausmütterlich-praktischen Sinn Fräulein Helenens — glücklich umschifft worden. Sie hatte die hochfliegenden Soupertäume ihres Verlobten auf das Maß des Möglichen und Erreichbaren zurückgeführt, indem sie kategorisch erklärte, daß man über eine Weinbowle und belegte Butterbrote unter keinen Umständen hinausgehen dürfe. Und nun harrte der von Erich auf Grund seiner Kasino-Erfahrungen angesetzte duftige Trank in einem ungeheuren, bauchigen Glasgefäß zwischen zwei gewaltigen Butterbrotpyramiden hinter einem bergenden Vorhang seiner Bestimmung.

„Wenn wir diese Gardine im gegebenen Augenblick mit der nötigen Feierlichkeit zurückziehen," sagte Gabor, „wird es ungefähr denselben Eindruck machen, als öffneten wir die Flügelthüren eines prächtig ausgestatteten Speisesaales. Wenn man eine Gesellschaft von Künstlern einladet, darf man wohl auch ein wenig mit ihrer Einbildungskraft rechnen."

Schon eine Stunde vor der Zeit, auf welche die Einladung lautete, waren mit dem Anzünden der fünf japanischen Papier-

laternen, die den „Garten“ magisch erhellten, alle Vorbereitungen beendet, und Gabor Sarlo lief in Zwischenräumen von zwei Minuten hinaus, um nach Heinrich Vollart und den beiden Damen auszuspähen, die mit ihm kommen sollten. In Ermangelung einer Hausfrau mußte ja Fräulein Helene die Rolle der Wirtin übernehmen, und es war verabredet, daß sie deshalb noch vor dem Eintreffen des ersten Besuchers zur Stelle sei.

Aber die Minuten verrannen, und Gabors Ungeduld steigerte sich zu einem richtigen Fieber.

„An dieser Verspätung kann nur Fräulein Dolly schuld sein,“ erklärte er. „Denn Helene ist die Pünktlichkeit selbst. Wer weiß, ob sie nicht noch im letzten Augenblick überhaupt anderen Sinnes geworden ist! Denn so reizend sie ist, so launenhaft ist sie auch.“

„In Kleinigkeiten vielleicht,“ wandte Erich ein. „Denn ich glaube, in ernsten Dingen ist sie sich ihrer Ziele und Absichten sehr wohl bewußt.“

„Wohl möglich! Aber ich bin sicher, daß sie mich während der Sitzungen mehr als einmal zur Verzweiflung gebracht haben würde, wenn — nun, wenn sie eben nicht bei alledem so allerliebst wäre. — Gott sei Dank, da kommt jemand! Das müssen sie sein.“

Er rannte zur Thür, um ziemlich unsanft gegen die Riesengestalt der wackeren Frau Schulze zu prallen, die statt der Erwarteten eingetreten war.

„Herrjott, wat habe ick mir erschrocken! — Ick wollte ja man bloß fragen, ob es hier noch was für mich zu thun jiebt. — Du meine Jüte — wie jroßartig! Nich wieder zu kennen! Wenn der selige Stehling sehen könnte, wat Sie aus sein Atelier jemacht haben, er würde sich in'n Jrabe umdrehen.“

„Um's Himmelswillen, liebste Frau Schulze, verschonen Sie uns wenigstens heute mit Ihren Erinnerungen an den armen Stehling!“ wehrte Erich ab. „Sein Geist spukt wahrhaftig schon mehr als zur Genüge um uns herum. — Ob es hier noch etwas für Sie zu thun giebt? Nein, ich glaube nicht. Sie sehen ja, unsere Arrangements sind fix und fertig.“

„Na — und die Bedienung? Bei dem seligen Stehling mußte ich immer bedienen, wenn er Besuch hatte. Und 'ne

jroße weiße Schürze habe ick mir schon für alle Fälle ausjeplättet."

Gabor machte hinter dem Rücken der Aufwärterin eine Grimasse des Entsetzens, und auch Erich verspürte ein gelindes Gruseln bei der Vorstellung, die ungeschlachte Gestalt der braven Frau zwischen seinen Gästen umherwandeln zu sehen und ihre rauhe Männerstimme zu hören, wie sie in unverfälschtem Berlinisch die Besucher zum Zugreifen nötigte. In seiner weltmännisch-liebenswürdigen Weise fand er die geeignete Form, ihr Anerbieten abzulehnen, ohne sie zugleich in ihren Empfindungen zu verletzen. Und Gabor atmete auf, als sich die Thür des Ateliers wieder hinter ihr geschlossen hatte.

„Ich bewundere dich," sagte er, „denn ich für meine Person würde niemals den Mut aufgebracht haben, sie zurückzuweisen —"

Er unterbrach sich, denn er hatte ein helles, perlendes Lachen gehört — ein Lachen, wie es aus keiner anderen als aus Fräulein Dollys Kehle kommen konnte.

„Da sind sie!" jubelte er, „dem Himmel sei Dank, sie kommen noch zur rechten Zeit!"

Er eilte hinaus, die Ankömmlinge draußen auf dem kleinen Vorplatz zu empfangen. Erich aber atmete tief auf wie einer, der sich bereit macht, einer heiß ersehnten Seligkeit oder einer großen Gefahr entgegen zu gehen. Und seine Augen hingen an der Thür, durch die sie eintreten mußte, als wäre er gewiß, etwas Wunderbares und Herrliches durch diese schmale Pforte kommen zu sehen.

Noch ein paar Minuten lang mußte er warten; denn es schien, als hätte das Brautpaar sich draußen eine Menge wichtiger Mitteilungen zu machen, die durchaus keinen Aufschub duldeten. Dann aber that die kleine Thür sich endlich auf, und am Arme Heinrich Vollarts, der nicht wenig stolz schien auf diese Auszeichnung, trat Dolly in ihrem weißen Kleide über die Schwelle.

Noch immer, wenn er sie wiedergesehen, war Erich der Ueberzeugung gewesen, daß sie diesmal schöner sei als bei den voraufgegangenen Begegnungen. Heute aber mochte dieser Glaube wirklich nicht ohne eine gewisse Berechtigung sein. Denn wie ein

neuer, bisher verborgen gebliebener Reiz lag über ihrer Erscheinung ein Hauch süßer Unschuld und holder mädchenhafter Befangenheit, der ihrer Lieblichkeit etwas ungemein Zartes und Poetisches verlieh.

Auch bei der Begrüßung noch zeigte sie eine anmutige Verlegenheit, die mehr etwas Demütig-Schüchternes, als etwas Abweisendes hatte. Und erst nach geraumer Zeit, bei Heinrich Vollarts humoristischen Erläuterungen zu der märchenhaft prächtigen Ausschmückung des Ateliers, schien sie wenigstens Gabor Sarlo gegenüber ihre gewöhnliche heitere Unbefangenheit zurückzugewinnen.

Dann kamen die ersten Gäste: der symbolistische Dichter mit den müden Augen, und ein junger Arzt, der eine heiße, aber leider unerwiderte Liebe für die spröde Muse der Dichtkunst im verschwiegenen Busen hegte, und der einzig seinem beträchtlichen Vermögen wie seiner allzeit offenen Hand die Ehre der Aufnahme in die erlesene Künstlerrunde des „Schweinchens" zu danken hatte. Während der Lyriker, von dem man sich erzählte, daß er die Sorge für seines Leibes Notdurft und Nahrung seit langem ganz der Vorsehung anheimgestellt habe, nach kurzer Rekognoszierung des Terrains mit über der Brust verschränkten Armen und schwermütig gesenktem Haupte in unmittelbarer Nähe des Vorhanges Aufstellung nahm, hinter dem sich die Bowle und die Butterbrote verbargen, gesellte sich der junge Arzt alsbald zu Dolly, um ihr mit einem Eifer, der in hohem Maße Erichs Mißfallen erregte, den Hof zu machen.

Darüber, daß sie die Königin des kleinen Festes bleiben würde, konnte er nach den Wahrnehmungen, die er während der nächsten halben Stunde machen mußte, wohl nicht im Zweifel sein. Denn sobald sich einzeln oder zu zweien und dreien neue Gäste einfanden, gehörte ihre Aufmerksamkeit von vornherein so ausschließlich der jungen Sängerin, daß es durchaus nicht verwunderlich gewesen wäre, wenn sich Helene durch diese Bevorzugung empfindlich gekränkt gefühlt hätte. Auch Doktor Roberti, der als einer der letzten erschien, blasiert und spöttisch dreinschauend wie immer, ließ das Feuerwerk seiner witzigen oder paradoxen Bemerkungen ganz offenkundig nur in

der Absicht spielen, um damit einen vorteilhaften Eindruck auf Dolly zu machen.

Sie selbst hatte ihre muntere Laune jetzt vollständig wiedergefunden, und die Gesellschaft schien ganz nach ihrem Geschmack. Denn sie ging unbedenklich auf den leichten, zuweilen sogar etwas freien Ton der Unterhaltung ein, und ihr köstliches Lachen spornte den Kreis von Verehrern, der sich wie um ein leuchtendes Gestirn um sie geschart hatte, zu immer eifrigeren Bemühungen an, durch geistreiche Scherze ihr Wohlgefallen zu erregen.

Eine kleine Veränderung in ihrem Benehmen zeigte sich jedesmal nur dann, wenn sie durch eine Frage oder eine Bemerkung, die Erich direkt an sie gerichtet hatte, genötigt war, sich ihm zuzuwenden.

Dann legte sich regelmäßig für einen Moment wieder jener Ausdruck reizender Befangenheit, der ihn vorhin so sehr entzückt hatte, über ihre Züge, das Lächeln verschwand von ihren Lippen, und ihre eben noch so schelmisch funkelnden Augen suchten den Boden. Ihre Stimme aber schien einen noch süßeren und weicheren Klang anzunehmen als zuvor. Und hundertfach entschädigten ihn solche Augenblicke für das Unbehagen, das er beim Anblick der ihr so aufdringlich dargebrachten Huldigung empfunden.

Daß die Stimmung von Anfang an eine sehr angeregte war, kam ohne allen Zweifel zumeist auf Dollys Rechnung, daß sie sich aber im Verlauf der Viertelstunden bis zum Gipfel wirklichen Uebermuts erhob, war ein Verdienst der vortrefflichen Maibowle, die bald nach Doktor Robertis Ankunft ihren Beruf zu erfüllen begonnen hatte. Auf Gabors Bitte hatte Dolly das Amt der Schenkin übernommen, während Helene mit der liebenswürdigen Anmut eines echten Hausmütterchens die Butterbrote präsentierte. Und beide hatten für geraume Zeit alle Hände voll zu thun, um den Ansprüchen zu genügen, die das im Punkte des Essens und Trinkens keineswegs zimperliche Künstlervölkchen an sie stellte.

Namentlich der symbolistische Dichter leistete Erstaunliches in diesem allgemeinen Vernichtungskampf gegen die glücklicherweise in genügender Fülle vorhandenen Erfrischungen, obwohl

er seine Bowle mit einer Miene schlürfte, wie wenn es der Schierlingsbecher des Sokrates wäre, den er da an die Lippen setzte, und obwohl er die zehnte Brotschnitte noch mit demselben elegischen, sterbensmüden Blick verzehrte, wie die erste.

„Um des Himmels willen, fordern Sie ihn endlich auf, etwas zu deklamieren!“ flüsterte Doktor Roberti Gabor zu. „Es ist das einzige Mittel, um zu verhindern, daß er uns den ganzen Rest dieses wunderbaren Nektars vor der Nase wegtrinkt.“

Lächelnd befolgte der junge Maler den ihm erteilten Rat, und mit einem entsagungsschweren Seufzer setzte der Lyriker Glas und Teller beiseite, strich mit einer matten Handbewegung über seine Stirn und begann:

„Die Willis — eine Phantasie.“

Außer Erich und den beiden Damen gab es niemanden in der Gesellschaft, dem diese ebenso tiefsinnige wie dunkle Phantasie etwas Neues gewesen wäre. Aber man war in großmütiger Laune und spendete dem Verfasser nach Beendigung seines langen Vortrages so lauten und lebhaften Beifall, als hätte man heute wirklich die Lösung der unergründlichen Rätsel gefunden, die er den Hörern in seiner geheimnisvollen Dichtung aufgegeben.

Einzig Doktor Roberti konnte sich's nicht versagen, eine seiner unvermeidlichen boshaften Bemerkungen zu machen:

„Schade, daß man die Gedankenstriche nicht mit deklamieren kann,“ sagte er mit erheucheltem Ernst. „Ich gestehe, daß bei der Lektüre des Gedichtes gerade diese hier und da eingestreuten Ketten von Gedankenstrichen den tiefsten Eindruck auf mich gemacht haben.“

Der Lyriker antwortete ihm nur durch einen ersterbenden, schmerzlich vorwurfsvollen Blick, den Roberti schon früher einmal mit dem letzten Augenaufschlag eines unter dem Beil des Henkers verscheidenden Kalbes verglichen hatte, und zugleich ließ ein bedeutsames Räuspern vermuten, daß er sich zu neuen recitatorischen Thaten bereite. Aber Heinrich Vollart machte seine Hoffnung auf weitere Lorbeeren zu nichte, indem er sich an das Klavier setzte und ein paar kräftige Akkorde griff.

„Silentium für Fräulein Dolly Förster!“ rief er. „Nach dem Geistergesang der Willis, den unser genialer junger Dichter

uns leider nur schildern, aber nicht in natura vorführen konnte, verlangt es uns jetzt umsomehr, einen wirklichen, mit unseren eigenen Sinnen wahrnehmbaren Gesang zu hören."

Von allen Seiten wurden Rufe freudigster Zustimmung laut; aber Dolly schien trotzdem nicht geneigt, dem an sie gerichteten Verlangen zu willfahren.

„Ich bin nicht darauf vorbereitet," sagte sie. „Ich habe keine Noten mitgebracht, und ich bin nicht imstande, mich selbst zu begleiten."

Als ob er auf diesen Einwand gefaßt gewesen wäre, kam Gabor in diesem Augenblick mit einem Arm voll Noten aus Erichs Wohnzimmer.

„Darunter ist sicherlich einiges aus Ihrem Repertoir, Fräulein Dolly," erklärte er, „und ich nehme die Begleitung auf mich. Zur Not wird es ja wohl gehen!"

Sie zögerte noch; aber als Erich, der an ihrer Seite stand, ihr mit gedämpfter Stimme zuraunte:

„Sagen Sie nicht Nein — ich bitte Sie darum recht von Herzen!" — machte sie eine kleine zustimmende Kopfbewegung und trat ohne weiteren Widerspruch an das Instrument.

Wenige Minuten später erfüllte der sinnbestrickende Wohllaut ihrer süßen Stimme das Atelier, und selbst die gefeiertste Künstlerin hätte ihr andächtig lauschendes Publikum nicht vollständiger bezaubern und hinreißen können. Auf allen Gesichtern — das des gekränkten Poeten vielleicht einzig ausgenommen — malte sich das aufrichtigste Entzücken. Und selbst Doktor Roberti schien mit einem Male sein spöttisches Lächeln ganz und gar verlernt zu haben, während seine kleinen verschmitzten Augen unverwandt an dem Antlitz der Sängerin hingen. Begeisterte Beifallsrufe erklangen im lärmenden Chorus, als sie geendet, so daß in der Freude über den stürmischen Erfolg ihre Wangen sich höher zu röten und ihre Augen noch heller zu leuchten schienen. Aber diese leuchtenden Augen suchten in dem Kreise, der sie huldigend umdrängte, nur ein einziges Gesicht. Und als sie es gefunden, gab sie einem anderen verzückten Augenpaar selig lächelnde Antwort auf die inbrünstig heiße Frage, die sie in ihm gelesen.

In allen Tonarten schmeichelnder Beredsamkeit bedrängte

man die Sängerin um eine weitere Gabe. Aber noch ehe sie sich entschlossen hatte, diesem Andringen nachzugeben, tönte so hell und scharf der Klang der Wohnungsglocke in das Stimmengeschwirr hinein, als wäre sie von einer sehr ungestümen Hand in Bewegung gesetzt worden.

„Was ist das?" fragte Gabor, indem er erstaunt zu Erich hinüber sah. „Wir erwarten doch niemand mehr — und es ist zehn Uhr vorüber, für einen ungemeldeten Besuch jedenfalls eine recht späte Stunde."

Da ihm der Freund nur durch ein Achselzucken antworten konnte, ging er hinaus, um zu öffnen. Zwei Minuten später wurde die Thür, auf die erwartungsvoll alle Blicke gerichtet geblieben waren, wieder aufgethan, und mit dem Ausdruck lebhafter Ueberraschung klang es der an Gabor Sarlos Arme Eintretenden entgegen:

„Frau Signe! — Also dennoch! — Eine prächtig gelungene Ueberrumpelung! — Und wo ist Arvid Cederskjöld, der Gemahl?"

Man umringte die zierliche junge Schauspielerin und überschüttete sie mit scherzhaft gemeinten Fragen, auf die sie bei dem Durcheinander der begrüßenden Stimmen nicht hätte antworten können, auch wenn sie für jede von ihnen eine Antwort bereit gehabt hätte.

Aber es war, als hätte Signe Cederskjöld heute die muntere Schlagfertigkeit, an die ihre Freunde gewöhnt waren, ganz und gar eingebüßt. Sie sah sehr blaß und abgespannt aus. Und ohne den Ausdruck liebenswürdiger Schelmerei, der ihr sonst einen so eigenen, pikanten Reiz verlieh, wirkte das magere Gesichtchen mit den dunkel umschatteten Augen und den nervös vibrierenden, durchscheinenden Nasenflügeln, heute unschön und verblüht, als wäre es plötzlich um mehr als ein Jahrzehnt gealtert.

Daß das einfache dunkle Straßenkostüm der Schauspielerin selbst bei nachsichtiger Beurteilung unmöglich für eine Gesellschaftstoilette passieren konnte, wurde ja wahrscheinlich nur von den beiden anwesenden Damen bemerkt. Aber auch die anderen hatten die unbestimmte Empfindung, daß es sich bei diesem verspäteten Erscheinen der jungen Frau doch wohl um etwas anderes als um die Absicht einer heiteren Ueberraschung handeln müsse.

„Unser Freund Cederskjöld war leider durch eine leichte Unpäßlichkeit verhindert, seine Gattin zu begleiten,“ wiederholte Gabor die Erklärung, die sie ihm draußen hastig und leise gegeben. „Um so größer muß unsere Dankbarkeit für das Opfer sein, das Frau Signe uns durch ihr Kommen gebracht hat. Aber sie mußte freilich wissen, wie schmerzlich wir sie vermißten.“

Es gab eine kurze Vorstellung zwischen ihr und Dolly, deren Liebenswürdigkeit gegen die Schauspielerin jedenfalls um so aufrichtiger war, je weniger das Aeußere dieses unscheinbaren, mageren Persönchens der Vorstellung entsprach, die sie sich nach Heinrich Vollarts und Gabors Schilderungen von ihr gemacht hatte. Dann aber ging die Gesellschaft über den kleinen Zwischenfall, den man eigentlich nur als eine unerwünschte Störung empfunden hatte, wieder zur Tagesordnung über, indem man Dolly von allen Seiten um einen weiteren Vortrag bestürmte.

Alles drängte sich um das Klavier, wo die Sängerin mit Erichs Hilfe unter den durcheinander geworfenen Noten nach einem bestimmten Liede suchte, um das er sie gebeten hatte, und nur einer der Anwesenden hielt sich zurück. Es war Doktor Roberti, der auf die Schwelle der in den „Garten“ hinaus führenden offenen Thür getreten war und angelegentlich die Sterne am wolkenlosen Nachthimmel zu studieren schien. Schon in dem Augenblick, da er Signe Cederskjöld eintreten sah, hatte er sich dahin zurückgezogen, als wollte er damit der Notwendigkeit ausweichen, sie gleich den anderen zu begrüßen. Und seine Züge nahmen den widerwärtigsten, abstoßendsten Ausdruck an, dessen dies häßliche Gesicht fähig sein mochte, als das Geräusch eines leichten Schrittes und das Knistern von Frauengewändern ihm jetzt ihre Annäherung verriet.

Er rührte sich nicht und starrte auch dann noch unverwandt zum gestirnten Himmel empor, als sie bereits hart an seiner Seite stand.

„Guten Abend, Doktor Roberti!“ sagte sie leise und mit gepreßter Stimme. „Was habe ich Ihnen gethan, daß Sie mich nicht einmal eines Grußes wert halten?“

„Guten Abend!“ erwiderte er kalt. „Ich glaubte nicht, daß Sie besonderes Gewicht darauf legen würden. Und außerdem

wollte ich in Ihrem Interesse alles vermeiden, was den anderen vielleicht Veranlassung zu müßigem Gerede geben könnte."

„Deshalb? Und welches Gerede war es, das Sie in meinem Interesse fürchteten?"

„Ich wollte Sie nicht dem Verdacht aussetzen, daß Sie etwa meinetwegen hierher gekommen wären — zu einer so ungewöhnlichen Stunde und ohne Ihren Mann."

„Das ist sehr zartfühlend, und ich müßte mich dafür wohl eigentlich bei Ihnen bedanken. Aber mir ist, als wären Sie in diesem Punkte nicht immer so ängstlich gewesen."

„Um so triftiger würde die Veranlassung sein, jetzt die äußerste Vorsicht zu beobachten. Wenn es Ihnen genehm ist, Frau Cederskjöld, gesellen wir uns darum nun auch lieber zu den anderen, statt hier in auffälliger Weise miteinander zu flüstern."

Er hatte sie noch nicht ein einziges Mal angesehen, und nun machte er eine Bewegung, als ob er in das Atelier zurücktreten wollte. Aber sie stellte sich ihm geradezu in den Weg.

„Nein!" sagte sie mit mühsam unterdrückter Leidenschaftlichkeit. „Es ist mir vollkommen gleichgültig, was jene dort von mir denken. Denn Sie haben es erraten: ich bin in keiner anderen Absicht hierher gekommen, als um mit Ihnen zu reden."

„Welch toller Einfall! Und ohne Vorwissen Ihres Mannes?"

„Sie müssen schon meinem Anzuge angesehen haben, daß es ohne sein Vorwissen geschah. So wie ich eben ging und stand, bin ich ihm entflohen."

Er hörte an dem Beben ihrer Stimme, in wie aufgeregtem Zustande sie sich befand, und bei ihrem impulsiven Temperament mußte er fürchten, einen Skandal heraufzubeschwören, wenn er sich weigerte, ihrem Verlangen zu willfahren. Da Gabor Sarlo eben jetzt auf dem Klavier das Vorspiel zu einem Schumannschen Liede intonierte, raunte er ihr zu:

„So lassen Sie uns für einen Augenblick hier ins Freie hinaustreten. Aber ich wiederhole Ihnen, daß ich mich unschuldig fühle an allem, was an übler Nachrede daraus entstehen mag."

Einige Sekunden später standen sie auf dem feuchtkalten Sandboden des „Gartens", dessen Luft zwar nicht von Blumendüften, aber desto ausgiebiger von dem kräftigen, würzigen Harz-

geruch des ringsumher aufgestapelten, frisch geschlagenen Holzes gesättigt war. Die vom Abendwinde leise bewegten fünf japanischen Papierlaternen warfen ihr ungewisses Licht über das vom ersten Frühlingsgrün umsponnene, verwilderte Strauchwerk und über die beinahe kindlich zarte Gestalt der jungen Schauspielerin, die heftig atmend vor dem Journalisten stand.

„Ja, ich bin meinem Manne entflohen,“ wiederholte sie. „Er war ausgegangen, um noch einige Anordnungen für unsere auf morgen festgesetzte Abreise zu treffen, und wenn er nach Hause kommt, wird er nur den Abschiedsbrief vorfinden, den ich ihm zurückgelassen.“

„Und was ist geschehen, Sie zu einem so abenteuerlichen Schritt zu bestimmen?“ fragte er kalt.

„Was geschehen ist? Und das können Sie mich fragen — Sie, der mir dazu geraten?“

„Ich? — Verzeihen Sie, Frau Cederskjöld, aber ich kann mich wahrhaftig nicht erinnern. Und ich müßte ja auch geradezu verrückt gewesen sein, Ihnen einen solchen Rat zu erteilen.“

„So haben Sie vergessen, was Sie mir damals im Theater sagten, bei der Probe zu Arvids Schauspiel: ‚Lassen Sie ihn allein reisen — Sie werden nicht daran sterben!‘ — Oder wollen Sie jetzt Ihre eigenen Worte verleugnen?“

„O nein, durchaus nicht! Aber ich bin nicht dafür verantwortlich, daß Sie ihnen einen Sinn unterlegt haben, den sie gewiß nicht haben sollten. Ich dachte natürlich an eine gütliche Verständigung zwischen Ihnen und Ihrem Mann, nicht an eine abenteuerliche Flucht.“

Mit einem bitteren Auflachen fiel Signe ihm in die Rede.

„Eine gütliche Verständigung! Bei einem Manne von Arvids Charakter! Aber weshalb sollen wir darüber reden! Ob Sie eine Verantwortung übernehmen oder nicht, jedenfalls handelt es sich jetzt für Sie und für mich nur noch um eine vollendete Thatsache, an der nichts mehr zu ändern ist.“

„Auch für mich, Frau Cederskjöld? — Ich verstehe nicht recht, wie das gemeint ist.“

„So will ich es Ihnen sagen. Ich habe alles aufgeboten, was ich vermochte, um Arvid zum Hierbleiben zu bewegen. Aber meine Bitten und Thränen waren ebenso vergeblich wie mein

Trotzen und Schmollen. Er will überhaupt nicht, daß ich wieder zum Theater gehe. Es ist seine Absicht, nichts mehr zu schreiben und sich ganz der Malerei zu widmen — in irgend einem weltentlegenen schwedischen Neste, wo er daheim ist.“

„Das ist schlimm! Aber ich glaubte wirklich nicht, daß Sie so wenig Macht über ihn besäßen. Und am Ende — wenn man sich recht von Herzen lieb hat, ist so ein nordisches Idyll den Aufregungen und Enttäuschungen des Bühnenlebens vielleicht sogar vorzuziehen. Ich würde an Ihrer Stelle doch wenigstens einen Versuch damit machen. Davonlaufen können Sie ja noch immer.“

Der unverhehlt cynische Ton seiner letzten Worte mußte sie getroffen haben wie ein Peitschenhieb; denn ihre zierliche Gestalt schnellte förmlich empor, und sie bemühte sich kaum noch, ihre Stimme zu dämpfen, als sie ihm zurief:

„Was Sie mir da zu sagen wagen, ist eine Erbärmlichkeit und eine Feigheit. Mögen alle anderen mich wie eine Verworfene behandeln wegen des Schrittes, den ich heute gethan habe — Sie haben kein Recht dazu, Sie nicht — denn auf Sie allein fällt alle Schuld!“

„Aber das ist heller Wahnsinn! Ich wiederhole Ihnen —“

„Schweigen Sie!“ zischte sie. „Nichts mehr von diesen jämmerlichen Ausflüchten, an die Sie ja selbst nicht glauben. Nicht mit dürren Worten haben Sie mich aufgefordert zu thun, was ich in meiner Verzweiflung heute gewagt habe. Aber nicht einmal, sondern hundertmal in diesen letzten Wochen haben Sie mich in Umschreibungen, die keine andere Deutung zuließen, dazu aufgestachelt. Denn Sie wußten, daß es für mich keinen anderen Weg in die Freiheit gab, als diesen. Und Sie konnten nicht im Zweifel sein über den Preis, mit dem ich meine Willfährigkeit gegen Ihre Wünsche würde bezahlen müssen.“

„Aber ich gebe Ihnen die Versicherung, daß Sie mich mißverstanden haben. Ich habe Ihnen meinen Beistand und meine Fürsprache angeboten für den Fall, daß Sie sich mit Ihrem Manne über eine zeitweilige Trennung einigen sollten — und davon nehme ich nichts zurück. Setzen Sie sich mit Herrn Cederskjöld auf vernünftige Weise auseinander, und Sie werden jederzeit einen ergebenen, dienstwilligen Freund an mir finden.“

„Ein sehr großmütiges Anerbieten,“ sagte sie voll Bitterkeit. „Schade nur, daß es an eine so unmögliche Voraussetzung geknüpft ist! Denn für das, was Sie eine vernünftige Auseinandersetzung mit meinem Manne nennen, ist es nun ein für allemal zu spät.“

Eine kleine Weile schwiegen sie beide, während Dollys glockenhelle Stimme, die ein jubelndes Liebeslied sang, zu ihnen heraustönte. Dann fragte Doktor Roberti etwas unsicher:

„Und was gedenken Sie zunächst zu beginnen? Wo wollen Sie eine Zuflucht suchen?“

„Ich habe noch nicht darüber nachgedacht. Ich hatte bis jetzt keine Zeit dazu. Denn darauf, daß unsere Abreise schon so bald erfolgen sollte, war ich nicht gefaßt. Und als es mir heute abend zur Gewißheit wurde, hatte ich keinen anderen Gedanken als den einen: Lieber das Aeußerste als das. — Aber ich bin nicht ohne Mittel — wenigstens nicht für die nächste Zukunft, und irgend ein Unterkommen wird sich doch wohl finden.“

„Gewiß! Und wenn ich Ihnen einen Rat geben darf, ist es der, sich Herrn Vollart oder vielmehr seiner Tochter anzuvertrauen. Sie werden dadurch am ehesten allen Mißdeutungen entgehen. Das Beste freilich wäre nach meiner Ansicht noch immer, daß Sie sich entschlössen, zu Ihrem Manne zurückzukehren. Vielleicht hat er den Abschiedsbrief, von dem Sie sprachen, noch gar nicht gelesen. Und wäre es auch der Fall gewesen, wenn Sie ihm nur ein klein wenig Reue zeigen, wird er Ihnen gewiß verzeihen. Denn ich bin überzeugt, daß er Sie aufrichtig lieb hat, und am Ende kann er Ihnen doch auch nichts anderes vorwerfen als ein bißchen romantische Uebereilung.“

Signe hatte ihn sprechen lassen, ohne ihn zu unterbrechen; aber ihre Augen, die in der Dunkelheit grünlich zu schillern schienen wie die Lichter einer Katze, hingen unverwandt an seinem Gesicht. Und als er geendet, neigte sie den geschmeidigen Oberkörper gegen ihn vor und raunte ihm zu:

„Doch, Doktor Roberti! — Arvid wird mir noch etwas anderes vorwerfen als das. Denn ich bin nicht feige wie Sie — und gerade, weil er mich aufrichtig lieb hat, wollte ich ihn nicht mit einer Lüge verlassen. Er weiß, daß ich von ihm gegangen bin, um mich unter Ihren Schutz zu stellen. Ich habe es ihm

mit klaren, unzweideutigen Worten geschrieben. Begreifen Sie es nun, daß ich nicht mehr zu ihm zurückkehren kann und daß Sie Ihre freundlichen Ratschläge nutzlos verschwenden?“

„Sie müssen von Sinnen gewesen sein!“ stieß er hervor. „Wie soll ich es anfangen, Sie und mich selbst zu schützen, wenn es ihm etwa in den Sinn kommt, nach der Façon des seligen Tryggvason den Rächer seiner Ehre zu spielen? Bei Gott, ich hätte Sie für klüger gehalten, Frau Signe — und auch für etwas weniger undankbar. Denn der Gebrauch, den Sie da von meinem Namen gemacht haben, ist doch ein verteufelt schlechter Lohn für mein Interesse an Ihrem Talent und an Ihrer schauspielerischen Karriere.“

Er war sehr aufgeregt. Seine ironische Ueberlegenheit hatte ihn gänzlich verlassen und nur die unverhüllte Angst eines um seine persönliche Sicherheit zitternden, selbstsüchtigen Schwächlings klang aus seiner Rede. Er fing an, mit unruhigen Schritten zwischen dem verwilderten Strauchwerk auf und nieder zu gehen, ohne nur einen Blick auf das Gesicht der jungen Schauspielerin zu werfen. Und ihr beharrliches Schweigen hielt ihn nicht ab, sie mit weiteren Vorwürfen zu überschütten.

„Wenn Sie mich wenigstens zuvor um meine Meinung gefragt, oder mich von Ihrer romanhaften Absicht unterrichtet hätten! — Natürlich wird Ihr Mann jetzt das Allerschlimmste denken. Aber Sie müssen ihm einen zweiten Brief schreiben — noch in dieser Stunde müssen Sie es thun, um ihn darüber aufzuklären, daß — —“

Eine kleine, eiskalte Hand legte sich plötzlich mit heftigem Druck auf die seine, so daß er erschrocken innehielt, und zwei in jähem Entsetzen erblaßte Lippen flüsterten ihm zu:

„Still! — Kein Wort mehr! — Er ist da.“

Vierzehntes Kapitel.

Ob Gabor Sarlo vorhin in seiner Ueberraschung bei Frau Signes unvermutetem Erscheinen versäumt hatte, die Entreethür wieder zu schließen, oder ob Arvid Cederskjöld sie ohne weiteres geöffnet hatte, ohne nach dem Gebot der guten Sitte zuvor die

Glocke zu ziehen — jedenfalls stand er plötzlich in der ganzen imponierenden Größe seiner nordischen Reckengestalt auf der Schwelle des Ateliers, den Hut in der linken Hand und mit einem so verstörten Gesichtsausdruck, wie ihn noch keiner seiner Bekannten auf diesem sonst so unbeweglich ruhigen Männerantlitz gesehen.

Sein Blick, in dem es wieder wie von stählernen Klingen blitzte, überflog den geschmückten Raum und die um das Klavier gescharte, heitere Gesellschaft, die eben wieder, nachdem der letzte Ton des Nachspiels verklungen, Fräulein Dolly die überschwänglichsten Huldigungen darbrachte. Und als er im nächsten Moment ein Dutzend erstaunter Gesichter auf sich gerichtet sah, rang es sich dumpf und wie mit schwerer Anstrengung aus seiner Brust:

„Verzeihen Sie die Störung! — Aber ich suche meine Frau. — Sie ist hier — nicht wahr?“

Schneller als die Uebrigen hatte schon in dem Augenblick, da er seiner ansichtig wurde, Heinrich Vollart die Situation begriffen. Und ohne lange zu bedenken, ob es recht oder klug war, was er da that, lediglich seiner ersten, halb instinktiven Eingebung folgend, rief er, jeder bejahenden Erwiderung aus einem anderen Munde eilig zuvorkommend:

„Nein, mein lieber Herr Cederskjöld, sie ist nicht hier. Aber wir freuen uns von ganzem Herzen, Sie nun doch noch in unserem Kreise — —“

Mitten in der gezwungen fröhlichen Begrüßung machte ihn der spähende Blick des Schweden verstummen. Und eine tiefe Stille, eine wahre Stille des Todes erfüllte den Raum, als Arvid Cederskjöld sagte:

„Wer wagt mir zu lügen? Ich habe gesehen ihr Mantel und Hut auf dem Vorplatz. Und ich frage noch einmal: wo ist meine Frau?“

„Hier bin ich, Arvid!“ klang es klar und fest von der Gartenthür her zurück, in der bei seinen letzten Worten die Gestalt der jungen Schauspielerin erschienen war. „Thu' mit mir, was dir gefällt! Töte mich, wenn du willst. Ich wünsche mir nichts anderes, und ich habe nichts anderes verdient!“

Zum Tode erschrocken hatten Dolly und Helene sich in

den Winkel hinter dem Klavier geflüchtet, wo sich sogleich der symbolistische Lyriker, am ganzen Leibe zitternd, zu ihnen gesellte. Die anderen aber schoben sich als eine lebendige Schutzmauer zwischen Arvid Cederskjöld und seine Gattin, um die drohende Katastrophe zu hindern. Und Erich erfaßte die Hand des Schweden, um ihn mit sich fort nach dem Nebenzimmer zu ziehen.

„Kein Aufsehen und keine Scene, mein lieber Herr Cederskjöld — ich bitte Sie dringend darum. Sie sehen wohl, daß sich auch Damen in unserer Gesellschaft befinden."

Er glaubte, den Arm des Skandinaviers sehr fest ergriffen zu haben; aber mit einer kleinen Bewegung, die ihn nicht einmal irgend welche Anstrengung zu kosten schien, schüttelte Cederskjöld seine Rechte von sich ab.

„Fürchten Sie nichts," sagte er, ohne seine Stimme zu erheben. „Ich werde sie nicht töten."

Die Gewißheit, daß er Signe wirklich gefunden, schien ihn in der That vollständig beruhigt zu haben. Aber man zögerte noch immer, ihm Raum zu geben, als er Miene machte, sich ihr zu nähern. Da schob sie selbst die wohlmeinenden Beschützer zur Seite, die sich zwischen sie und ihn gestellt hatten, und trat dicht vor ihn hin.

„Sprich mir mein Urteil, Arvid — hier vor diesen allen! Sage ihnen, daß ich deine Großmut mißbraucht habe!"

Er antwortete ihr nicht. Seine blauen Augen flogen über sie hinweg und hefteten sich auf die Thüröffnung, in der sie erschienen war. Wie Glühwürmchen leuchteten da draußen die Papierlaternen, ohne doch die nächtliche Finsternis zu erhellen, in die man durch jene Oeffnung hinausblickte.

Niemand aus der Gesellschaft dachte in diesem Moment an Doktor Roberti, wie in dem allgemeinen Begeisterungsrausch vorhin niemand sein und Signes Verschwinden beachtet hatte. Und darum begriff vorerst auch keiner, was die Augen des Schweden da draußen in der Dunkelheit suchten. Eine bange, erwartungsschwere Stille war der verzweifelten Selbstanklage der jungen Frau gefolgt; denn jeder fühlte, daß hier von einer Einmischung nicht die Rede sein dürfe, und es hätte auch wohl schwerlich einer das rechte Wort dazu gefunden.

—

„Arvid!“ rief Signe noch einmal mit bittend erhobenen Händen, „ich flehe dich an — sprich ein Wort zu mir — was es auch sei — nur ein einziges Wort!“

„Komödiantin!“ sagte er. Und dann, ehe von allen denen, die ihn umstanden, auch nur einer begriffen hatte, was er beabsichtigte, stürzte er mit drei langen Schritten zu der Waffentrophäe, die Gabor Sarlo als wirksames Dekorationsstück an der Wand befestigt hatte, riß mit Riesenkraft eine altertümliche japanische Streitaxt herab und eilte dem in den „Garten“ führenden Ausgange zu.

„Zu Hilfe!“ schrie Signe mit gellender Stimme. „Zu Hilfe! — Er wird ihn ermorden!“

Aber das Unerwartete, Unbegreifliche des blitzschnell vollzogenen Vorganges schien geradezu lähmend auf die Zuschauer gewirkt zu haben. Nur einer allein besaß Geistesgegenwart genug, auf der Stelle dem Davonstürmenden zu folgen. Beinahe gleichzeitig erreichten Arvid Cederskjöld und Erich von Brunneck die Thür. Aber der Schwede hatte noch immer den Vorsprung eines Schrittes, und hinter ihm erst verschwand Erich draußen im Dunkel.

Unmittelbar darnach — es konnte sich nur um den winzigen Bruchteil einer Sekunde gehandelt haben — ertönte ein angstvoller Hilfeschrei aus Doktor Robertis Munde, dann ein unbestimmtes Geräusch wie von brechenden Zweigen und von dem Fall eines menschlichen Körpers. Und dann — noch war niemand der jetzt im stürmischen Durcheinander Nachdrängenden bis an die Schwelle gelangt — stürzte Roberti aus dem Garten in das Atelier, geisterbleich, ein lebendiges Bild der Todesangst und des gräßlichsten Entsetzens, um mit der letzten Kraft seiner keuchenden Lunge hervorzustoßen:

„Hilfe! — Er hat ihn erschlagen.“

Ein wüster Tumult, ein unbeschreiblicher Wirrwarr war es, der jetzt folgte.

„Licht! Um Gotteswillen — Licht!“ rief Gabor Sarlo, der als der erste draußen im Garten neben seinem regungslos auf den Boden hingestreckten Freunde war. Und dann wurde beim Schein der von zitternden Händen emporgehobenen Lampen und Armleuchter das Schreckliche offenbar. Mit blutendem

Haupte lag Erich von Brunneck unbeweglich wie ein Toter im zerknickten Gesträuch. Es war kein Zweifel, daß er sich mutig geopfert und sich im Augenblick der höchsten Gefahr vor den Bedrohten geworfen hatte, um seinen eigenen Leib dem vernichtenden Schlage darzubieten, der jenem anderen gegolten.

Nun war freilich mit einem Male wieder Leben und Bewegung genug in die so grausam aus ihrer übermütigen Feststimmung gerissene Gesellschaft gekommen. Und das lärmende Durcheinander aufgeregter Stimmen würde sicherlich die ganze Nachbarschaft alarmiert haben, wenn man sich zwischen bewohnten Häusern und nicht inmitten öder, menschenverlassener Lagerplätze befunden hätte.

„Man muß ihn vor allem hineintragen," sagte der junge Arzt, der neben dem anscheinend Leblosen auf dem feuchtkalten Erdboden kniete. „Ich kann mir hier kein Urteil über die Schwere der Verletzung bilden. Aber jedenfalls ist er noch am Leben."

Zehn oder zwölf Hände beeilten sich, ebenso diensteifrig wie ungeschickt zuzugreifen; aber sie alle fühlten sich von zwei riesenstarken Armen beiseite geschoben, noch ehe sie ihr gutgemeintes Vorhaben hatten ausführen können. Als handle sich's um den Körper eines zehnjährigen Knaben, hob Arvid Cederskjöld, der bis dahin in statuenhafter Regungslosigkeit abseits gestanden, den von seiner Hand Verletzten empor und trug ihn ohne jede Hilfe in das Atelier, unbekümmert um die heftigen Zurufe und die halb scheuen, halb zornigen Blicke, die ihn begleiteten.

Auf ein Ruhebett, das noch aus dem Nachlaß des verstorbenen Vorbewohners stammte, legte er ihn sanft und behutsam nieder. Dann aber, nachdem er um ein paar Schritte zurückgetreten war, fiel er, wie von einem wuchtigen Faustschlage gefällt, laut aufschluchzend in einen Stuhl.

„Ich muß Wasser und Leinenzeug haben," sagte der Arzt, der mit einem Male den phrasenhaften Schöngeist völlig abgestreift hatte, um voll ruhigen Ernstes seiner Berufspflicht zu genügen. „Und vielleicht hat eine der Damen die Freundlichkeit, mir ein wenig zur Hand zu gehen."

„Lassen Sie das mich thun, Herr Doktor!" klang neben ihm Dollys weiche Stimme. Und so seltsam war der Ton

ihrer Worte, daß nicht nur der Arzt, sondern auch alle die anderen, die das Lager des Verwundeten umstanden, für einen Moment den Blick zu ihrem Gesicht erhoben.

Sie setzte ersichtlich ihre ganze Willenskraft ein, um ruhig und gefaßt zu erscheinen; aber der Schmerz und die tödliche Angst malten sich mit ergreifender Deutlichkeit in ihren Zügen. In diesem Augenblick gab es hier niemanden mehr, der über die Natur ihrer Empfindungen für Erich von Brunneck im Ungewissen gewesen wäre. Und obwohl diese Erkenntnis ihm einen kleinen Stich versetzte, hielt sich der Arzt unter solchen Umständen nicht für berechtigt, ihren Beistand zurückzuweisen, wieviel erwünschter ihm auch eine Hilfeleistung von Seiten Helenens gewesen wäre. — —

Es war ein gar traurig verwandeltes Bild, das der heitere Festraum während der nächsten bangen Minuten darbot. Auf einen Wink des Arztes hatten sich alle bis auf Dolly und Gabor Sarlo von dem Lager des Verwundeten zurückgezogen. Mit erregten und verstörten Gesichtern standen sie in kleinen Gruppen flüsternd bei einander, unmutige Blicke nach jener Ecke hinüber werfend, wo Arvid Cederskjöld noch immer wie ein völlig gebrochener Mann auf seinem Stuhle saß, die Ellenbogen auf den Knieen, und das Gesicht in den Händen verborgen.

Niemand hatte das Verlangen oder den Mut gehabt, sich zu ihm zu gesellen, niemand außer Heinrich Vollart, der an seine Seite getreten war und leise auf ihn einsprach, unbekümmert darum, daß er keine Antwort erhielt.

Fräulein Helene war verschwunden; aber man hörte zuweilen den Klang ihrer Stimme aus dem anstoßenden Zimmer, dessen Thür nur leicht angelehnt war. Und da aus diesem Raume von Zeit zu Zeit auch ein heftiges Schluchzen vernehmlich wurde, ließ sich unschwer erraten, daß sie dort der unseligen Urheberin des traurigen Vorfalles Gesellschaft leistete, um sie zu trösten und sie vielleicht an irgend einem Schritt der Verzweiflung zu hindern.

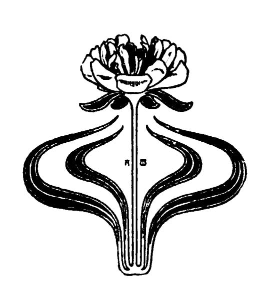
Zwei aus der Gesellschaft aber hatten stillschweigend das Atelier verlassen, ohne daß man in der ersten allgemeinen Verwirrung ihre fluchtartige Entfernung wahrgenommen hätte: der

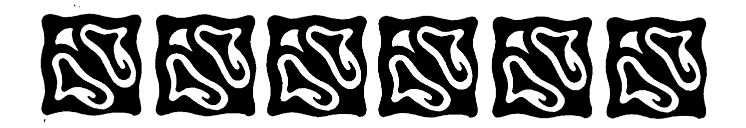
symbolistische Dichter, der kein Blut sehen konnte, eine wie hervorragende Rolle auch immer Gräber und Leichen in seinen Poesien spielen mochten — und Doktor Roberti, der hastig und lautlos wie ein Schatten gleich hinter Arvid Cedersköld durch das Atelier geglitten war, um mit scheuer Behutsamkeit die Ausgangsthür zu gewinnen. — —

Der junge Arzt hatte einige halblaute Worte an Gabor Sarlo gerichtet, und dieser eilte in das Nebenzimmer, wo sich Signe und Helene aufhielten.

„Er sagt, daß es nicht lebensgefährlich sei,“ flüsterte er im Vorbeistreifen einigen der Gäste zu, und die gute Nachricht, die wohl jedem eine schwere Last vom Herzen nahm, ging rasch von Mund zu Mund. Sie erreichte durch Heinrich Vollarts Vermittelung auch das Ohr des unglücklichen schwedischen Dichters und veranlaßte ihn endlich, den mächtigen rotborstigen Kopf aus den Händen zu erheben. Auch die, welche ihm um der bösen Störung des Festes willen am heftigsten zürnten, mußten sich in tiefster Seele erschüttert fühlen von dem veränderten, hoffnungslos traurigen Ausdruck seines guten Gesichts.

(Fortsetzung folgt.)





Wanderungen durch die Hauptstädte Europas.

4. Madrid.

Von **P. L. Bourquin** in Madrid.

(Nachdruck verboten.)

Wappen von Madrid.

Der Sevillaner sagt: „Quien no ha visto Sevilla, no ha visto maravilla!" — „Wer Sevilla nicht gesehen, hat kein Wunder gesehen!" Aber an Stolz überbietet ihn noch der Bewohner Granadas, der kühnlich behauptet: „Wer Granada nicht gesehen hat, hat nichts gesehen!"

Die Bewohner Madrids können so stolze Worte nicht gebrauchen. Madrid kann keinen Anspruch darauf machen, die schönste Stadt des Landes zu sein. Birgt es auch in seinen Mauern eine Fülle des Schönen und Interessanten, so fehlen ihm doch alle jene Eigentümlichkeiten, die die anderen alten Städte des Königreichs gerade als spanische Orte kennzeichnen. Das Merkwürdige ist eben an Madrid, daß es auf den Fremden durchaus nicht den Eindruck einer spanischen Stadt macht. Sein Charakter ist schwankend, auf Schritt und Tritt begegnen wir Widersprüchen. Hier sehen wir Uraltes, dort hoch Modernes, hier Nationales, dort Internationales.

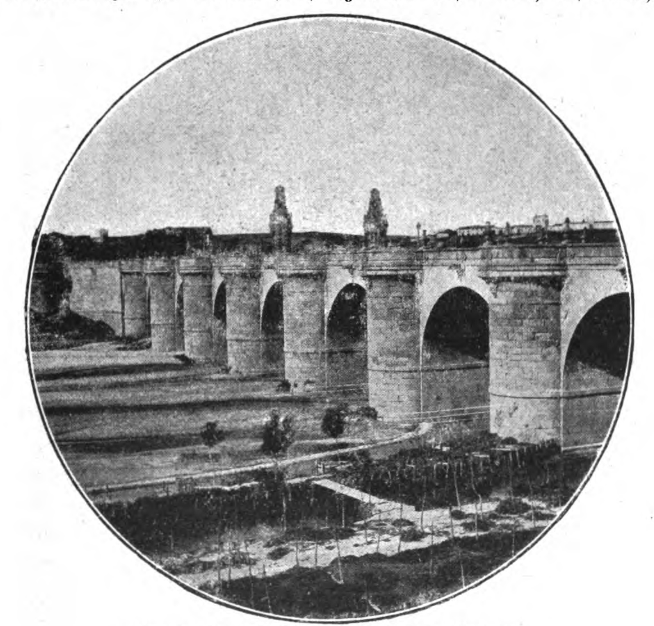
Schon zur Zeit der Phönizier soll Madrid bestanden haben. Erwähnt wird es zuerst im Jahre 939 n. Chr. unter dem Namen Majeritum, gewann jedoch erst an Bedeutung, nachdem im Jahre 1561 Philipp II. es zur Residenz erhoben hatte. In

den letzten Jahrzehnten ist die Entwickelung der Stadt sehr nach vorwärts geschritten, sodaß sie jetzt etwa eine halbe Million Einwohner zählt. In den geschichtlichen Ereignissen Spaniens hat Madrid stets eine große Rolle gespielt. Schwere Stürme brachte das Jahr 1808 über die Hauptstadt. Napoleon I. hatte damals seinen Bruder Josef zum König von Spanien ernannt, stieß aber bei der spanischen Bevölkerung auf ungeheure Schwierigkeiten, seinen Plan durchzuführen. Wie ein Mann erhob sich das ganze spanische Volk, um die Fremdherrschaft abzuschütteln. Madrid gab das Signal zum Aufstand, und am 2. Mai 1808 kam es zu einem furchtbaren Straßenkampf, der 1500 Bürgern der Stadt das Leben kostete. Seitdem führt die Stadt Madrid in amtlichen Schriftstücken den ehrenvollen Beinamen die „heroische“.

In landschaftlicher Hinsicht ist die Hauptstadt des spanischen Königreiches von der Natur sehr stiefmütterlich bedacht worden; sie liegt in der denkbar ödesten Umgebung. Ringsherum erstreckt sich eine weite, graue Ebene, aus der erst in einer Entfernung von 50 Kilometern im Nordwesten die steilen Höhen der Sierra Guadarrama emporsteigen. Wandert man aus der Stadt heraus, so kommt man fast unvermittelt in diese traurige, flache Umgebung hinaus. Vororte oder gar elegante Villenkolonien kennt Madrid nicht. Die ganze Gegend ist wasserarm. Der Manzanares, Madrids berühmter Fluß, ist zur Sommerszeit nicht viel mehr als ein spärliches Bächlein. Die am Fluß befindlichen Volksbadeanstalten gewähren einen eigentümlichen Anblick, da die einzelnen Zellen einfach auf den Sandbänken mitten in dem flachen Fluß errichtet sind. Die große Brücke, die im Zuge der Straße nach Toledo in neuen gewaltigen Bogen den Manzanares überspannt, erscheint in ihrer mächtigen Bogenführung vollkommen überflüssig; plötzliche Regenfälle indessen lassen den Fluß oft so rasch und mächtig anschwellen, daß dann diese Brücke gerade ausreicht. Madrid hatte früher viel unter dieser Wasserarmut zu leiden; seit 1859 aber besitzt es eine Wasserleitung, wie sie in ähnlich großartiger Anlage kaum eine andere Stadt aufweisen dürfte. Aus dem im Guadarramagebirge entspringenden Lozoyafluß wird der Hauptstadt durch den Isabellakanal das Wasser auf eine Entfernung von nicht weniger als

70 Kilometer zugeführt. Des Vorzuges einer Wasserleitung dürfen sich allerdings nur die modernsten Häuser rühmen. Meistens wird das Wasser von den öffentlichen Brunnen geholt oder durch den Aguador (Wasserträger) in kleinen Fäßchen gegen geringes Entgelt ins Haus getragen.

Haben so die Bewohner Madrids auch nicht mehr unter Wassermangel zu leiden, so seufzen sie dafür doch desto mehr



Puente de Toledo. Größte Brücke Madrids.

unter den Unbilden des Klimas. Man könnte Madrid in dieser Beziehung fast mit München vergleichen, doch übertrifft es die Isarstadt in dem schroffen Wechsel von Kälte und Hitze noch ganz bedeutend. Einer Kälte von 13° C im Winter steht im Sommer oft eine Hitze von 44° C gegenüber. Sehr bezeichnend sagt der Spanier, daß Madrid „drei Monate Winter und neun Monate Hölle hat.“ Die Sommertage sind fast unerträglich. Jedermann bleibt im Hause, erst am Abend entfaltet sich das

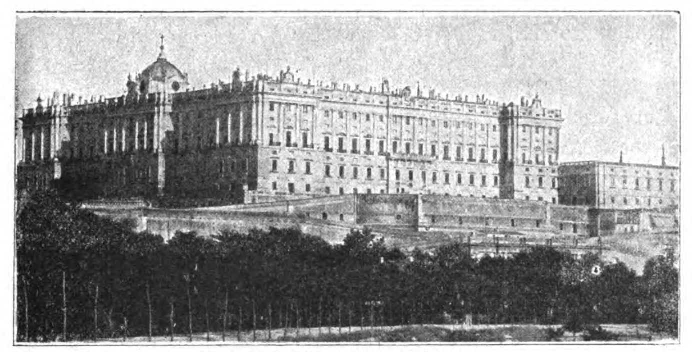
Leben. Deshalb ist auch der Beginn der Theater gewöhnlich auf eine recht späte Stunde, meistens auf neun Uhr angesetzt. Madrid hat eine Reihe von Theatern, deren vornehmstes die Königliche Oper, das Teatro real, ist, das in nächster Nähe des königlichen Schlosses liegt. Wer die Oper nicht besuchen kann oder will, kann sich bei einer der zahlreichen kleinen Volksbühnen entschädigen, die gewöhnlich die beliebten, Zarzuelas genannten Possen zur Aufführung bringen. Der geringe Eintrittspreis von 1 Real (20 Pfg.) ermöglicht auch dem Unbemittelten den Theaterbesuch.

Nach Schluß der Theater füllen sich Straßen und Promenaden mit einer dichten Menge, die noch die angenehme Kühle des Abends genießen will. Die vielen Cafés an den Plätzen und Promenaden sind dicht besetzt; auf den Promenaden drängen sich die Spaziergänger. Dann hat man Gelegenheit, die vielgerühmte Schönheit der spanischen Frauen zu bewundern. Auch interessante Modestudien kann man machen, doch leider sieht man sehr wenig von der alten spanischen Nationaltracht. Hin und wieder nur taucht die alte weiße Mantilla auf. Hat sich die Spanierin im allgemeinen auch der Tyrannei der Mode gebeugt, auf ihren Fächer hat sie doch nicht verzichtet, in dessen graziöser Handhabung sie von keiner Frau übertroffen wird.

Erst gegen Morgen verläuft sich der Menschenstrom. Ein kühler Luftzug von der Sierra Guadarrama streicht durch die Straßen und bringt durch die geöffneten Balkonfenster in die überhitzten Räume der Wohnungen. Jetzt erst kann man an erquickenden Schlaf denken. —

Dem Erholungsbedürfnis seiner Bewohner entsprechend, besitzt Madrid eine Anzahl großartiger Gartenanlagen. Im Osten der Stadt zieht sich in einer Länge von dreiviertel Stunden der berühmte Park Madrids hin, der „Prado". Prächtige Alleen, monumentale Springbrunnen, elegante Ruhebänke und zahlreiche Erfrischungszelte schmücken diesen beliebtesten Aufenthaltsort der vornehmen Welt. Der „Prado" ist mit dem Innern der Stadt durch eine Straßenbahn verbunden; die Wagen werden von kleinen, flinken Maultieren gezogen. Die Bahn führt direkt nach der Alkalastraße; in ihrer statt-

lichen Breite mit ihren imponierenden Häuserfronten gehört sie zu den Prachtstraßen Madrids. Sie endigt auf der berühmten Puerta del sol (Sonnenthor), die früher das Ostthor der alten Stadt bildete, jetzt aber vollkommen zum Zentrum geworden ist. Der Platz bildet ein großes, von lauter neuen Gebäuden umgebenes Viereck, von dem die acht Hauptstraßen Madrids strahlenförmig auslaufen. Hier befinden sich die ersten Hotels, die vornehmsten Geschäftsräume, unter denen namentlich die Juwelierläden hervorragenden Platz einnehmen, und zahlreiche Cafés. Die Puerta del sol bezeichnet den Mittelpunkt des Verkehrs von Madrid; hier findet man sich



Das königliche Schloß in Madrid.

am Abend zusammen, hier bespricht man die politischen Ereignisse, — hier haben vielfach innere Revolutionen ihren Ursprung genommen.

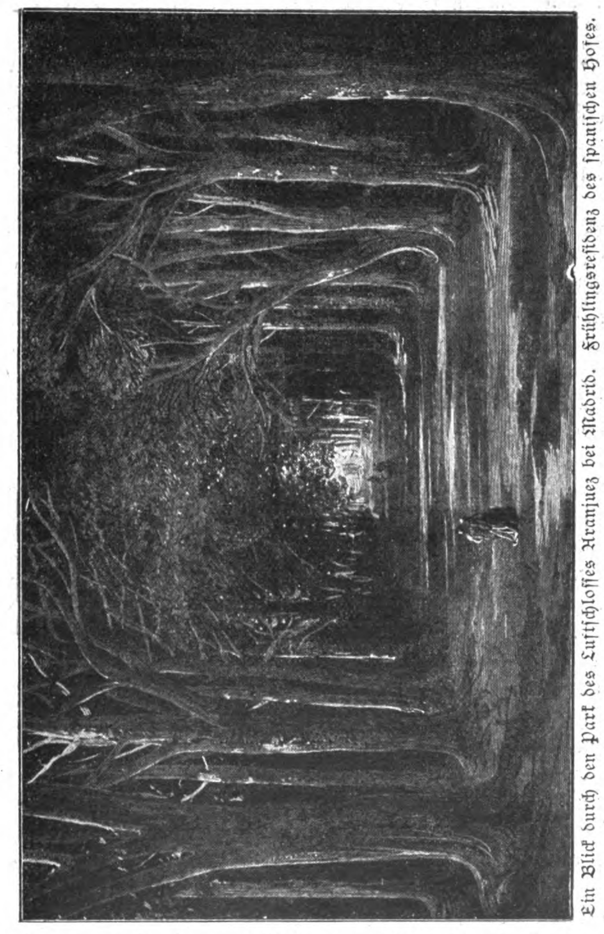
Einen ganz anderen Eindruck macht die südwestlich von der Puerta del sol liegende Plaza mayor. Hier herrscht vollkommene Stille; düster starren die grauen Mauern der alten Gebäude auf den Fremden hernieder. König Philipp III. legte diesen Platz im Jahre 1619 zur Abhaltung großer Hoffeste, von Turnieren und Stiergefechten an. Noch heute bezeichnet eine vergoldete Krone den Platz, den die königliche Familie bei solchen Veranstaltungen einzunehmen pflegte. Jetzt schmückt das Denkmal Philipps III. den Platz. Die Reiterstatue Philipps IV. befindet sich auf der Plaza de oriente

vor dem königlichen Schloß; sie ist umgeben von 44 Bildsäulen anderer spanischer Herrscher. Besonderen künstlerischen Wert besitzen diese Denkmäler leider fast sämtlich nicht; erwähnenswert ist noch das Denkmal des Kolumbus im „Prado". —

Madrid hat mehr als 90 Kirchen, aber auch diese Bauten zeichnen sich nicht durch besondere Schönheiten aus. Die größte ist die 1651 erbaute Kirche San Isidro el real, die dem Schutzpatron Madrids, dem heiligen Isidro, geweiht ist. Seit etwa zehn Jahren besitzt Madrid auch eine protestantische Kirche. Das königliche Schloß ist den Kirchen gegenüber ein verhältnismäßig neueres Gebäude. Es wurde etwa 1740 von Philipp V. an Stelle des abgebrannten alten Alkazar erbaut und imponiert besonders durch die Größe der Anlage. Das Schloß liegt ziemlich hoch und beherrscht die Stadt; seine prächtigen Gärten ziehen sich bis zum Manzanares hinunter. Der Prachtliebe der spanischen Herrscher entsprechend ist es im Innern wunderbar ausgestattet. Kaum ein anderes königliches Schloß dürfte es an Glanz der Einrichtung übertreffen. Die Prachtliebe der spanischen Könige zeigt sich auch in der Frühlingsresidenz Aranjuez, die einige Meilen von Madrid entfernt liegt, und für den spanischen Hof dasselbe ist, was Potsdam für den Berliner und Schönbrunn für den Wiener Hof ist. In den schattigen Laubgängen des Parkes von Aranjuez suchte der schwermütige Prinz Don Carlos Erholung, und jedermann dürften hierbei die Eingangsworte des Schillerschen Dramas in Erinnernng treten: „Die schönen Tage in Aranjuez sind nun zu Ende."

Der Fremde, der Madrid besucht, wird sich hauptsächlich die Kunstsammlungen ansehen, an denen die spanische Königsstadt überreich ist. Die königliche Gemäldegalerie enthält über 2200 Gemälde; die berühmten spanischen Meister sind natürlich am reichsten vertreten. In zahlreichen anderen öffentlichen und privaten Museen begegnen wir den berühmtesten Meisterwerken der bildenden Künste. Die Einheimischen kümmern sich wenig um die Kunstsammlungen ihrer Stadt, nur die durchreisenden Fremden oder die Angehörigen der ausländischen Kolonien besuchen sie. Besonders stark ist die französische Kolonie. Deutsche leben nur wenige Hunderte in Madrid; sie

finden naturgemäß ihre Stütze in der deutschen Botschaft und im deutschen Konsulat. Ein deutscher Klub fördert die geselligen



Ein Blick durch den Park des Lustschlosses Aranjuez bei Madrid. Frühlingsresidenz des spanischen Hofes.

Beziehungen, und eine auf Kosten der Botschaft erbaute Kapelle ermöglicht es unseren Landsleuten, deutschem Gottesdienst beizuwohnen.

Einen sichtbaren Einfluß auf das gesellschaftliche Leben Madrids vermag die kleine deutsche Kolonie natürlich nicht auszuüben; umsomehr ist das aber bei der französischen der Fall. Madrid erscheint, wie gesagt, international, aber doch mit einem vorwiegend französischen Anstrich. Man möchte Madrid mit einer spanischen Schönen vergleichen, die ein französisches Mäntelchen nach der neuesten Mode umgehängt hat. Mag auch die Tracht schön und elegant sein, man fühlt doch einen gewissen Widerspruch zwischen ihr und der Trägerin.

Aber es bedarf nur weniger Schritte, um diesen Widerspruch zu beseitigen. Man hat nur nötig, den Prachtstraßen, die es vergessen lassen, daß man sich in einer spanischen Stadt befindet, den Rücken zu kehren und durch eines der engen Seitengäßchen zu wandern, die sich von den Hauptverkehrsadern abzweigen. Mit einem Schlage ist man in eine völlig neue Welt versetzt, echt spanisches Leben sieht man um sich. Die vornehme Ruhe ist lärmendem Treiben gewichen. Die Häuser sind wohl teilweise noch stattlich, aber sie rücken eng zusammen, als wollten sie dem Himmel den Anblick dessen entziehen, was auf der Straße vorgeht. Auch scheinen sie ihren Beruf als menschliche Wohnstätten verfehlt und an die Straße abgegeben zu haben. Alles Leben spielt sich im Freien ab. Hier üben Handwerker ihren Beruf in und vor den Hausthüren aus, dort geht ein Barbier seinem Geschäfte nach und rasiert für den billigen Preis von 5 centimos (4 Pfennige) einen galizischen Maultiertreiber. Ein Krug mit kaltem Wasser, ein Stuhl, ein Becken, ein vielgebrauchtes Handtuch bilden nebst Messer und Schere die ganze Ausstattung seines „Frisier- und Rasiersalons". Vor den Weinschenken wird an runden, braungestrichenen Tischen der billige Landwein geschenkt, und nicht selten endet das Beisammensein mit Zank und Streit. Da greifen die Gegner als echte heißblütige Söhne der sengenden Sonne Spaniens zur navaja, dem Messer, wickeln sich die faja, die lange schwarze Leibbinde, um den linken Arm, und ein Duell beginnt, das nur zu oft einen verhängnisvollen Ausgang nimmt. Aber Madrid hat für solche Fälle den Forderungen der modernen Zeit lebhaftes Verständnis entgegengebracht; es giebt bereits eine ganze Reihe von Unfallstationen, casas de socorro genannt.

Im allgemeinen ist es freilich ein harmloses, frohsinniges Völkchen, das die Gassen Madrids bevölkert. Scherzhafte Reden fliegen herüber und hinüber, und man sieht wenig unzufriedene Gesichter. Der Spanier der niederen Volksklassen ist genügsam; darum nimmt er es auch mit der Arbeit nicht so genau. Er muß Zeit haben zum Plaudern, Zeit, um sich die unvermeidliche Cigarette drehen und sie mit Muße rauchen zu können. Auch der Bettler will auf diesen Genuß nicht verzichten.

Der Handel ist den Leuten nachgegangen, dahin, wo sie zu finden sind, auf die Straße. Man kann hier eigentlich alles unter freiem Himmel kaufen: Obst, Uhrketten, Bleistifte, Kuchen, Knöpfe, Gläser, Spielwaren, Streichhölzer, Blumen, Zeitungen, Fächer und tausenderlei Dinge mehr, die von eilfertigen Händlern mit lauter Stimme feilgeboten werden. Lastesel, mit Früchten oder Wasserkrügen beladen, Maultiergespanne bahnen sich ihren Weg durch das Gedränge. Langsam wird ein schwerer Karren von zwei Ochsen dahergezogen. Ohne jegliches Geschirr sind die Tiere nur mittels des Jochbalkens an die Deichsel gespannt, und ein starker Stecken mit eiserner Spitze dient dem meist vorangehenden Führer zum Antreiben der säumigen Zugtiere.

Aus den Seitengäßchen ertönt Musik. Bänkelsänger singen ihre Lieder zur Guitarre, Leierkasten lassen ihre Weisen ertönen, Dudelsack, Trommel, Violine, Trompete und auch die berühmten Castagnetten mischen ihre Stimmen in den allgemeinen Lärm.

In gesundheitlicher Beziehung liegt in diesen echt spanischen Vierteln Madrids alles im Argen. Der Abfall wird vielfach auf die Straße geworfen. Nachts durchwühlen ihn herrenlose Hunde, die Truppe der Lumpensammler (in Berlin nennt man sie schönfärberisch Naturforscher) durchforscht seinen Inhalt, bis in den Vormittagsstunden Straßenkehrer die Reste entfernen.

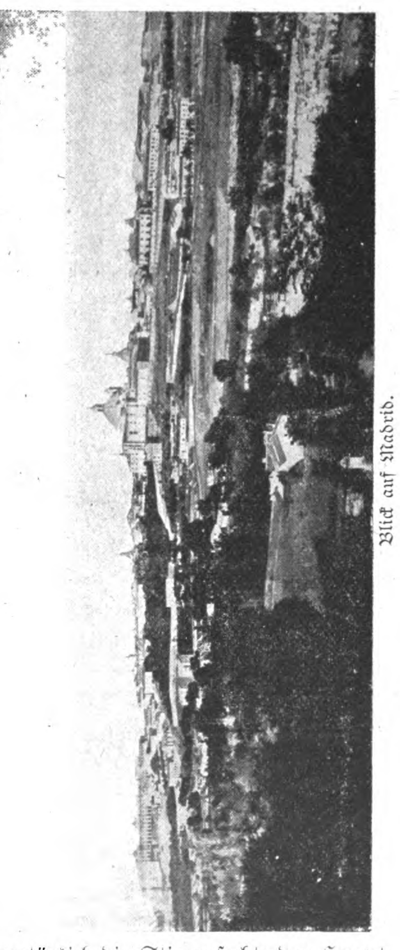
Auch in den Häusern sieht es nicht viel besser aus. Sie sind alle ziemlich gleichmäßig gebaut. Durch den Thorweg gelangt man auf den patio, den Hof. Ringsherum ziehen sich in der Höhe der Stockwerke hölzerne Galerien, auf welche die tagsüber meist nur mit einem Vorhang verhängten Thüren der zahlreichen kleinen Wohnungen münden. Diese ärmlichen Wohnstätten bieten oft Hunderten von Menschen ein dürftiges Unterkommen. Dies Zusammendrängen bedeutet natürlich eine un=

geheure Gefahr für die allgemeine Gesundheit. Wenn eine Seuche ausbricht, so ist ihr in diesen dichtbevölkerten Quartieren kaum Einhalt zu gebieten, und die Totengräber können ihre Arbeit kaum bewältigen.

Ist das Leben der niederen Volksklassen ein dürftiges, so darf auch das des spanischen Mittelstandes als ein nach unseren Begriffen anspruchsloses bezeichnet werden. Die Ausstattung der Wohnungen ist einfach, Komfort und Behaglichkeit mangeln. Selbst der Bessergestellte zieht über sein häusliches Leben einen Schleier. Die Hauptsache bleibt, daß man den Schein nach außen hin wahrt und auf der Straße als caballero, als vornehmer Herr, erscheint. Aus diesem Grunde pflegt der Spanier, so gesellig er sonst auch ist, die Gastfreundschaft nicht in, sondern höchstens außerhalb seines Hauses, in den tertullias. In besonderen Räumen der Cafés geben sich die Familien Rendezvous und sehen sich bei einem Glase Kaffee und allerhand Süßigkeiten der Notwendigkeit großer Ausgaben überhoben.

Auch die Wohnungen der Leute vom Mittelstand würden unseren Bedürfnissen und Gewohnheiten nicht entsprechen. Sala (gute Stube) und comedea (Speisezimmer) dürfen zwar nicht fehlen, aber die übrigen Zimmer sind dafür um so dürftiger, und als Schlafzimmer dienen vielfach die fensterlosen, schlecht ventilierten alcobas. (In den alten Häusern Berlins kennt man den „Alkoven“ freilich auch noch.) Einfach wie die Wohnung sind auch die Mahlzeiten. Das nationale Hauptgericht ist der „cocido“. Große Erbsen werden mit Fleisch, Kartoffeln, etwas Speck und Wurst zusammen gekocht. Das Fleisch wird dann aus dem Brei herausgefischt und mit Brot besonders genossen. Auch die tortilla, eine Art Eierkuchen mit eingebackenen Kartoffeln, spielt eine Hauptrolle. Tomaten und spanischer Pfeffer dürfen nicht fehlen. Der Umstand, daß an Stelle der sehr teuren Butter durchgängig Olivenöl zum Braten benutzt, und daß mit dem Knoblauch nicht gespart wird, läßt im allgemeinen die spanische Küche nicht sehr verlockend erscheinen, während man dem spanischen Landwein, obwohl man sich erst an seinen — infolge der Aufbewahrung in Schläuchen — herben Geschmack gewöhnen muß, eher Anerkennung zollen kann.

„Tages Arbeit, abends Gäste, saure Wochen, frohe Feste," sagt unser Goethe. Der Spanier liebt es, umgekehrt die Feste nach Wochen, die Arbeit nach Tagen zu bemessen. Die Festlichkeiten nehmen in Madrid kein Ende. Bald ist es ein nationaler Gedenktag, bald der Namenstag eines Heiligen, der Anlaß zu Volksbelustigungen und Veranstaltungen kirchlicher und weltlicher Art bildet.


Blick auf Madrid.

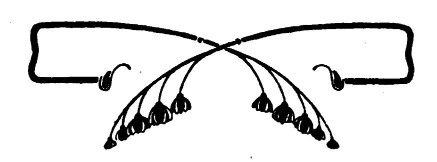
Endlose Prozessionen durchziehen die reich geschmückten Straßen, und am Abend schmücken sich Häuser und Gassen mit bunten Blumen. Fast undurchdringlich ist das Gewühl, Musik erschallt, es wird getanzt und gesungen. Oder es ziehen auch wohl Tausende vor die Stadt und lagern sich auf dem dürren Gras um die Kapelle von San Isidro, und ein buntes, bewegtes Leben entfaltet sich rings auf dem weiten Plan.

Vor allem aber üben natürlich die Stiergefechte den Hauptreiz auf die Bevölkerung Madrids aus, hat man doch hier Gelegenheit, die berühmtesten Stierkämpfer Spaniens zu sehen,

und entstammen doch die Kampfstiere zumeist den berühmtesten Züchtereien. Die vor der Stadt gelegene, amphitheatralisch gebaute Plaza de toros faßt Tausende von Menschen, und solange es das Wetter nur immer in dem unbedeckten Raum erlaubt, öffnet sie allsonntäglich ihre Pforten zur Abhaltung der großen Kämpfe, während die Donnerstage für kleinere Stiergefechte bestimmt sind, bei welchen dem Publikum eine gewisse Anteilnahme gestattet ist, indem am Schluß junge Stiere, deren Hörner mit Kugeln versehen sind, in die Arena gehetzt werden, wobei dann ein jeder seine Talente als Stierkämpfer erproben kann. Tüchtige Beulen setzt es natürlich dabei, hin und wieder auch einen gebrochenen Arm, und die Zuschauer haben ein größeres Vergnügen als die freiwilligen Kämpfer. Laut und lebhaft geht es bei den Stierkämpfen zu; wild entfesseln sich oft alle Volksleidenschaften. Sonst sind die Bewohner Madrids im allgemeinen würdevoll und ruhig; unbekümmert leben sie in den Tag hinein, Sorgen giebt es für sie nicht. Wer nur zu essen und zu trinken hat, und mag es auch nur wenig sein, der ist zufrieden. Die Armut trägt hier ein freundlicheres Gewand als in nordischen Gegenden.

Werfen wir noch einmal einen Gesamtblick über die Stadt, wie sie uns unser Bild zeigt! Weit dehnt sich die Ebene, in der Ferne schimmern die Höhen der Sierra Guadarrama. Stolz krönt der gewaltige Palast der spanischen Könige die bunten Häusermassen, weithin sichtbar über dem Thal des Manzanares. Ein imposantes Bild ist es, mit einem Zug ins Große. Südliche Anmut sind mit nordischer Strenge gepaart, doch so, daß das Strenge, Herbe überwiegt. Das ist das zweifache Gesicht, das uns Madrid zeigt.





Schillers Mutter.

Von F. Kunze.

(Nachdruck verboten.)

„Es wächst der Mensch mit seinen Zwecken —" lautet ein bekanntes Dichterwort, und die Wahrheit desselben leuchtet eigentlich weniger aus den Lebensgeschicken der Frauen als aus denjenigen der Männer hervor. Warum? Nun, das Thun und Treiben, das Wirken und Streben der letzteren liegt mehr oder minder offen zu Tage, während der häusliche Kreis, in dem die züchtige Frau, die liebewarme Mutter in rastloser Thätigkeit waltet, dem Auge jedes Fernstehenden gewöhnlich weniger zugänglich ist. Doch auch in des Hauses Verborgenheit, wo sie durch den Heldenmut der Aufopferung und Entsagung sich auszeichnet, wo sie als glänzende Sonne Licht, Liebe und Leben spendet, wächst ebenso die Frau mit ihren Zwecken. Das gilt auch von der treuen Mutter unseres großen Dichterfürsten Schiller. Offen und unverschleiert steht uns ihr Lebensbild vor Augen; ihre fromme Gemütsstimmung in allen Lagen des wechselvollen Lebens, ihre geheimsten Gedanken und sehnlichsten Wünsche, ihr Sorgen um Kinder und Enkel — das alles spiegelt sich in ihren hinterlassenen Briefen wieder. In kurzen Zügen das Bild dieser „Dichtermutter" zu schildern, die verschiedentlichen Fäden aufzusuchen, die von der Mutter zum Sohn hinüberspielen, sei im folgenden unsere Aufgabe.

Wir werden im Geist nach dem stillen schwäbischen Städtchen Marbach versetzt, wo im Wirtshause „Zum goldenen Löwen"

zu Anfang des Jahres 1749 ein berittener fremder Gast einkehrt: Johann Caspar Schiller, der den kaum beendigten österreichischen Erbfolgekrieg teils als Feldscherer, teils als Unteroffizier mitgemacht hatte und seine in Marbach verheiratete Schwester auf längere Zeit zu besuchen gedachte. Bei dieser Gelegenheit lernte der noch verhältnismäßig jugendliche Reitersmann Elisabetha Dorothea Kodweis, die einzige Tochter der elterlichen Löwenbesitzer, kennen und alsbald auch lieben. Sie war ein großes, schlankes Mädchen mit hochblonden, ins Rötliche spielenden Haaren und einer Menge Sommersprossen im Gesicht. Ohne gerade schön zu sein, besaß sie eine edelgebildete Stirn, gewinnend milde Züge und seelenvolle Augen, deren Blick so recht zu der lauteren Herzensgüte stimmte, welche in jungen und späteren Tagen den Ausdruck ihres Antlitzes stets wohlthuend auszeichnete. „Ihr Blick hatte etwas Allmähliches, war nicht rasch, nicht blitzend, aber man sah's: er erfaßte und durchdrang das Angeschaute."

Voller Liebe und Zärtlichkeit hing Elisabetha Kodweis an den Ihrigen, ertrug allzeit still und gefaßt die mancherlei Prüfungen des Lebens und wartete dabei ihrer häuslichen Pflichten mit geräuschlosem Fleiße. Keineswegs war sie eine Schwärmerin oder sentimentale Empfindlerin, auch keine eifrige Verehrerin noch Pflegerin von Musik oder Dichtkunst, wozu eine übelberatene Pietät die biedere Jungfrau hat machen wollen. Einer solchen phantasiereichen Verherrlichung bedurfte das schlichte Mädchen auch nicht, denn es waren ihr wichtigere Vorzüge eigen. Wenn auch ihre allgemeine Bildung über das bescheidene Maß der Kenntnisse eines württembergischen Bauernmädchens nicht weit hinausreichte, so wohnte ihr doch ein reger Sinn für die herrliche Gottesnatur, sowie für alles Große und Schöne in der Geschichte inne. In der knapp bemessenen Mußezeit las Elisabetha häufig die damals weit und breit bekannten Gedichte von Gellert und Uz, ebenso griff sie auch gern zu naturgeschichtlichen Werken. Mit ganz besonderer Vorliebe suchte sie aber Lebensbeschreibungen großer Männer in ihre Hände zu bekommen. Und, wie hätte die gemütvolle Tochter des Marbacher Löwenwirtes das Lesen der Bibel versäumen können! Nicht, um der damaligen Sitte zu genügen, nein, ihr

tiefsinniges, religiöses Gefühl verlangte es, denn mit aufrichtiger Hingebung und unerschütterlicher Treue hing sie an ihrem Glauben. Für die Tiefe ihres religiösen Gefühls giebt ein Brief von ihr aus späterer Zeit ein schönes Zeugnis. Sie



Elisabetha Dorothea Schiller, geb. Kodweis.

schreibt da an ihren Sohn: „Mein größtes Glück ist, daß ich mich ungestört täglich in meinem Gebet zu Gott nahen darf."

Kein Wunder denn, daß Johann Caspar Schiller mit der tugendsamen Jungfrau noch in demselben Jahre „den ewigen Bund zu flechten" beschloß, und am 22. Juli 1749 „unter Gottes Beistand" sich auch mit ihr verheiratete.

Nun liegt es wohl nahe, zu erfahren, wie das junge Paar seinen Hausstand gründete. In Anbetracht der einfachen bürgerlichen Verhältnisse jener Tage begannen die Neuvermählten unter nicht ungünstigen Umständen ihr eheliches Leben. Der Bräutigam hatte als Junggeselle sparsam gelebt, und der Marbacher Wirt zum goldenen Löwen war in jener Zeit auch noch ein Mann, der seine einzige Tochter durch eine ansehnliche „Mitgift“ auszustatten vermochte, wenn auch später durch unglückliche Verhältnisse der frühere Wohlstand dahinschwand. Ein glücklicher Zufall hat das bunte Verzeichnis des „Beibringens“ des ehelichen Gutes in „Liegenschaft“ und „Fahrnuß“ beider Gatten bis auf unsere Tage erhalten. In demselben steht bei Frau Elisabetha Schiller unter der Rubrik „Bar Geld“ zwar eine einfache Null, dagegen setzte sich ihr respektabler Kleiderstaat zusammen aus einem „schwarzdaffeten Küttelein, einem seidenzeugenen Rocke, einer schwarzdamastnen Haube mit Goldspitzen, sammetledernen Schuhen, einem Perlen- und Granatenmuster und einem goldenen Ringe, vom Marito (Gatten) verehrt.“ Ein schwarztuchener Rock, ein dergl. „Crepponener“, sowie andere Tüchle und Hauben verschiedener Art und ein „Beltzschlupffer“ (Muff) bezeugen, daß auch schon jene Zeit ihren Luxus kannte. Mit Betten und Leinwand war die Ausstattung wohl versehen, doch war der eigentliche Hausrat des ehebeginnenden Paares höchst einfach, denn jenes Verzeichnis nennt nur „eine gutgehimmelte Bettlade, einen guten doppelten Kleiderkasten, einen guten Tisch von hartem Holz, zwei dergl. Stühl und zwei ohngelehnte Sessel“, wozu auch — der damaligen Sitte gemäß — eine Hängewiege kam, „so noch anzuschaffen“. Außerdem bekam die junge Frau noch ein Stück Acker- und Gartenland, auf 188 Gulden geschätzt, sodaß ihr beigebrachtes Gut immerhin einen Wert von 400 Gulden präsentierte, wenigstens nach der zeitgenössischen Werthöhe des Geldes. Der Mann konnte an „Bar Geld“ 200 Gulden in den jungen Hausschatz niederlegen, mußte ihn jedoch bald wieder angreifen, um seinen Schwiegervater, der durch „unvorsichtige Handlungen im Bauen und Güterkaufen“ in sehr bedrängte Lage geriet, zu unterstützen.

Im Jahre 1757 erfreute Frau Schiller ihren Mann — der behufs Verbesserung seiner socialen Lage wieder zum Militär

gegangen war und es bereits zum Fähnrich und Adjutant gebracht hatte — durch die Geburt eines gesunden Töchterleins, Christophine genannt. Zwei Jahre später, am Martinstage 1759, erblickte auch ein munteres Knäblein das Licht der Welt: Johann Friedrich Christoph Schiller, der nachmalige große Dichter. „Wie seinem Gemüte nach, so war der Junge auch körperlich mehr nach der Mutter als nach dem Vater geartet. Von Frau Elisabetha hatte er einen schlanken Körperbau, das rötlich-blonde Haar, die Sommersprossen, die breite Stirne und die sanftblickenden blauen Augen," wurde später von dem zarten Söhnchen geschrieben, das sich wegen der mancherlei auszustehenden Kinderkrankheiten nur langsam entwickelte.

Sehr glücklich fühlte sich Frau Elisabetha, wenn ihre Lieblinge vergnügt und heiter die unschuldigen Freuden der Kindheit genossen, und mochten oft auch bange Sorgen um des Leibes Nahrung und Notdurft mehr und minder laut an die Thüre pochen, so war ihr Herz dennoch erleichtert, wenn sie mit stiller Genugthuung das leibliche und geistige Gedeihen ihrer Kinder beobachten durfte. „Ein besseres Mutterherz, ein trefflicheres, häuslicheres und weiblicheres Weib habe ich nicht gekannt," berichtet später ein Jugendfreund Schillers von dessen Mutter.

Als ihr gutes „Fritzle", wie sie ihren Sohn Friedrich mit Vorliebe nannte, das siebente Lebensjahr erreicht hatte und in Lorch vom dortigen Pfarrer Moser in Gemeinschaft mit dessen Sohne privatim unterrichtet wurde, trug sie sich schon mit dem Gedanken, den hoffnungsvollen Jungen einen „geistlichen Herrn" werden zu lassen. Geschah es doch nicht selten, daß Mutter und Tochter dem eifrigen Knaben am Sonntag ein schwarzes „Käpple" aufsetzen und eine dunkle Schürze als Kirchenrock umbinden mußten, damit er nun auf einen Stuhl steigen und von dieser kleinen Kanzel herab eine kindliche Predigt halten konnte, in welcher das in der verflossenen Woche eingelernte Religionspensum, verflochten mit passenden Liederversen, pathetisch vorgetragen wurde. Wie bekannt, konnte später die erwähnte Lieblingsidee der frommen Madame Schiller nicht verwirklicht werden, denn als ihr Mann 1770 nach dem Lustschloß Solitude berufen wurde, um das Amt eines Oberaufsehers

über die umfangreichen Gärten und Baumpflanzungen zu übernehmen — darauf verstand sich der inzwischen zum Hauptmann und später zum Major beförderte Johann Caspar Schiller sehr gut — da wurde er drei Jahre später vom Herzog Karl aufgefordert, seinen fleißigen Sohn Fritz die von ihm gegründete „Karlsschule“ mit besuchen zu lassen. „Theologie“ war aber im Lehrplan dieser hohen Schule nicht vertreten, weshalb sich der Knabe zum Studium der Rechtswissenschaft, später der Medizin entschloß.

Frau Elisabetha vermochte sich lange nicht zu trösten über den harten Schlag, der sie so unerwartet betroffen und ihren liebsten Wunsch vernichtet hatte. Zudem war auch der liebe Sohn ihrer ferneren Leitung und Einwirkung entrissen. Als im Jahre 1781 Schillers „Räuber“ erschienen und berechtigtes Aufsehen erregten, gab sich die Mutter des jungen Dichters der harmlosen Freude hin, ihres Sohnes Namen angestaunt und bewundert zu sehen. Sie fand sich auch dann schnell in die bittere Notwendigkeit, welche das plötzliche Entweichen ihres Lieblings von der Karlsschule dringend erheischte. Sie selbst war es, die seinen Fluchtplan begünstigte. Doch wollte ihr schier das Herz brechen, als Fritz zum letzten Male das Elternhaus besuchte und im Geheimen sich von der Mutter verabschiedete — der gestrenge Vater wurde vorsichtshalber in den Fluchtplan nicht eingeweiht —, und noch unterwegs seufzte der desertierende Verfasser der verpönten Räuber zuweilen: „O, meine Mutter!“ Schillers Freund, der Musikus Streicher, der sein Begleiter auf der Flucht war, hat uns von den letzten Stunden, die der Sohn im Elternhause zubrachte, berichtet: „So freundlich auch die Hausfrau die Fremden empfing,“ erzählt er, „so war es ihr doch nicht möglich, sich so zu bemeistern, daß ihnen die Unruhe nicht aufgefallen wäre, mit der sie ihn anblickte, und oft zu reden versuchte, ohne ein Wort hervorbringen zu können. Glücklicherweise trat bald der Vater Schillers ein, der durch Aufzählung der Festlichkeiten, welche auf der Solitude abgehalten werden sollten, die Aufmerksamkeit ganz auf sich zog, sodaß sich der Sohn unvermerkt mit der Mutter entfernen und seine Freunde der Unterhaltung mit dem Vater überlassen konnte. — — Nach einer Stunde kehrte

Schiller zur Gesellschaft zurück, aber — ohne seine Mutter. Wie hätte diese sich zeigen können! Konnte und durfte sie auch den geplanten Schritt als eine Notwehr ansehn, durch die er sein Dichtertalent, sein künftiges Glück sichern und vielleicht einer unverschuldeten Einkerkerung vorbeugen wollte, so mußte es ihr doch das Herz zermalmen, ihren einzigen Sohn auf immer verlieren zu müssen, und zwar aus Ursachen, die so unbedeutend waren, daß sie nach den damaligen Ansichten in jedem anderen Staat ohne besondere Folgen geblieben wären. Und dieser Sohn, in welchem sie beinahe ihr ganzes Selbst erblickte, der schon an der mütterlichen Brust die sanfte Gemütsart, die milde Denkweise eingesogen zu haben schien — er hatte ihr von jeher nichts als Freude gewährt; sie sah ihn mit all den Eigenschaften begabt, die sie so oft, so inbrünstig von der Gottheit erfleht hatte! Und nun! — Wie schmerzhaft das Lebewohl von beiden ausgesprochen sein mußte, ersah man an den Gesichtszügen Schillers, sowie an seinen feuchten, geröteten Augen. Er suchte diese einem gewöhnlichen, ihn oft befallenden Uebel zuzuschreiben und konnte erst auf dem Wege nach Stuttgart durch die zerstreuenden Gespräche der Gesellschaft wieder zu einiger Munterkeit gelangen.“ — Zu ihrem Leidwesen mußte Schillers Mutter nur zu bald erfahren, daß es ihrem Sohn in Mannheim anfänglich wegen chronischen Geldmangels nicht gut erging. Erst später, als der junge Theaterdichter 500 Gulden Gehalt bekam, konnte er wieder tröstlichere Briefe schreiben, doch teilte ihm Mitte September 1783 die sich härmende Mutter mit, sie sei „in diesem Jahre um 10 Jahre älter geworden“.

Im Jahre 1786 verheiratete sich ihr inzwischen herangewachsenes „Phinele“ mit dem Hofrat Reinwald, Bibliothekar in Meiningen, und Frau Elisabetha hatte hinfort ihre mütterliche Sorgfalt den beiden jüngsten ihrer Kinder — Luise, geboren 1766, und Karoline, die 1777 das Licht der Welt erblickte — besonders angedeihen zu lassen. Indessen war auch jetzt die soziale Stellung ihres Sohnes noch immer keine sorgenfreie, obgleich er 1789 eine Professur der Geschichte in Jena erhalten hatte. Um diese Zeit wurde Schillers Mutter durch eine schwere Krankheit heimgesucht, wovon der schon berühmt gewordene Sohn durch seine verheiratete Schwester Christophine

benachrichtigt wurde und bei dieser Gelegenheit wähnte, daß sie schon gestorben wäre, weshalb er zurückschrieb: „Ein Band, das mich an die Menschen knüpfte, und noch dazu das erste meines Lebens, ist zerrissen. Meine Mutter liebte mich sehr und hat viel um mich gelitten. Sie war eine verständige, gute Frau, und ihre Güte, die auch gegen Menschen, die sie nichts angingen, unerschöpflich war, hat ihr überall Liebe erworben.“

Wie froh war aber der Dichter, als er kurz darauf vom Vater die freudige Kunde erhielt, daß die Kranke schon wieder außer Bett sein könne und ihre ganz erschöpft gewesenen Kräfte langsam zurückgewinne. „Die Besserung meiner lieben Mutter war mir eine unaussprechlich freudige Nachricht, umsomehr, da ich sie kaum mehr hoffte,“ lautete des Sohnes Antwort.

Wie sehr freute sich aber auch die teilnahmsvolle Mutter über die 1790 erfolgte Verheiratung Fritzens mit Charlotte von Lengenfeld. Ihr sehnlichster Wunsch, den so lange heimentwöhnten und jetzt weitverehrten Sohn 'mal wieder zu sehen, verwirklichte sich zwei Jahre später, indem sie die lange Reise nach Jena endlich ausführte. Auch Schiller war hocherfreut, die geliebte Mutter nach so langen Jahren der Trennung wiederzusehen. In einem Briefe an seinen Freund Kerner schrieb er damals: „Meine Mutter hat mich zwei Tage früher überrascht, als ich den Briefen von der Solitude nach erwarten konnte. Die große Reise, schlechte Witterung und Wege haben ihr nichts angehabt. Sie hat sich zwar verändert gegen das, was sie vor zehn Jahren war; aber nach so viel ausgestandenen Krankheiten und Schmerzen sieht sie sehr gesund aus. Es freut mich sehr, daß es sich so gefügt hat, daß ich sie bei mir habe und ihr Freude machen kann ...“

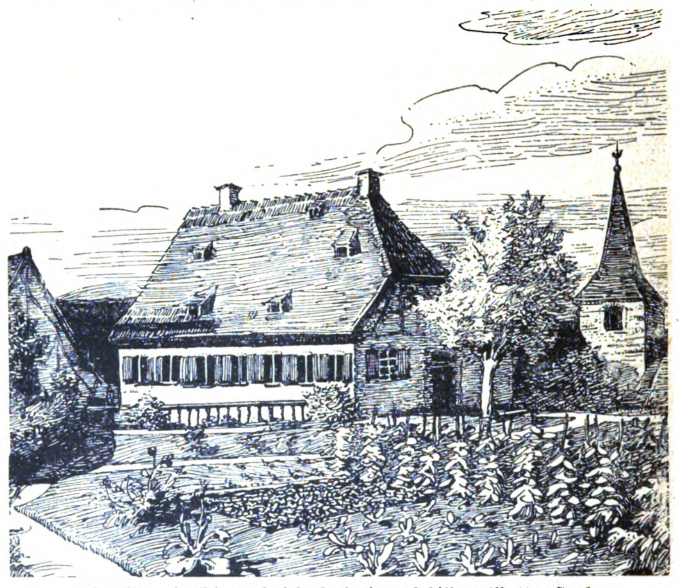
Die in Jena gewonnene Ueberzeugung von dem gesicherten häuslichen Glück ihres Lieblings erleichterte ihr noch einigermaßen den schweren Abschied.

Als im Jahre 1796 das plötzliche Ableben des ehrenfesten „Major Schiller“ erfolgte, bat der Sohn seine alleinstehende Mutter inständigst, für die Zukunft bei ihm oder bei Phine in Meiningen Wohnung zu nehmen. Seine Sache sei es, nun dafür zu sorgen, daß nach so vielen Leiden ihr Lebensabend heiter und ruhig sei. Neben 100 Gulden jährlicher staatlicher

Unterstützung war ihr aber auch noch eine freie, sehr schöne Wohnung auf dem württembergischen Schlosse Leonberg angewiesen, wo sie nun mit ihren beiden Töchtern ferner zu leben beschloß. Aus damaliger Zeit wird von ihr vermeldet: „Sie war eine angenehme Frau im Alter von 60 zu 65 Jahren, deren mageres und faltenreiches Gesicht dennoch Heiterkeit und Freundlichkeit aussprach. Ihre wenigen Haupthaare waren ergraut, und ihre Körperhaltung bei mittlerer Statur war stets vorgebückt. Ihre Rede hingegen floß leicht und munter dahin und hatte noch einen angenehmen Ton, ebenso wie ihr Benehmen Anmut und Uebung im gesellschaftlichen Leben zeigte."

Der reiche Schatz von Liebe, den das Mutterherz barg, zeigt sich jetzt, nach dem Tode des Gatten, im schönsten Lichte. Die jährliche Unterstützung, die ihr der Sohn zugedacht, verursacht ihr, trotz aller Freude, die sie darüber empfindet, doch allerlei mütterliche Bedenken. So schreibt sie in dieser Angelegenheit an Schiller: „Vorgestern bekam ich Seinen Brief nebst einem von Herrn Cotta begleitet, worin Er mir sogar auch noch einen bestimmten Gehalt jährlich zugedacht. Gott vergelte es Ihm und den l. Seinigen mit vielem Segen. Ich werde aber ebensowenig Gebrauch davon machen, wenn es nur möglich, daß wir jetzt mit unserm Gehalt auslangen ... O, wieviele Liebe und Güte erzeigt Er mir! Ich und die Luise weinten Freudenthränen, als wir diesen Brief erhielten. Ich werde vielleicht sehen, meinen l. Enkeln noch etwas zu ersetzen. Nehme Er, liebster Sohn, dieses wenige von meinem dankbaren Herzen an." Und so sendet sie denn für Lotte und die Enkel Leinwand und Stoff, Sendungen, die sich in der folgenden Zeit immer wiederholen, da sie, soviel in ihren Kräften stand, für die Ihrigen sorgen wollte. Als fleißige Spinnerin, die sie war, legte sie auf gutes Leinen ein großes Gewicht. In einem späteren Brief an Schiller heißt es: „Ach, bester Sohn, wie angenehm ist es auch vor mich, daß ich Ihm Freude mit der Leinwand gemacht. Freilich ist dieses immer im Haushalt zu gebrauchen; wann es schon nicht fein, so kann es doch zu Bettzeug gemacht werden, und Gott weiß, wieviel Vergnügen es mir macht, doch etwas weniges zu zeigen von dem Dank, wo ich Ihm schuldig bin!"

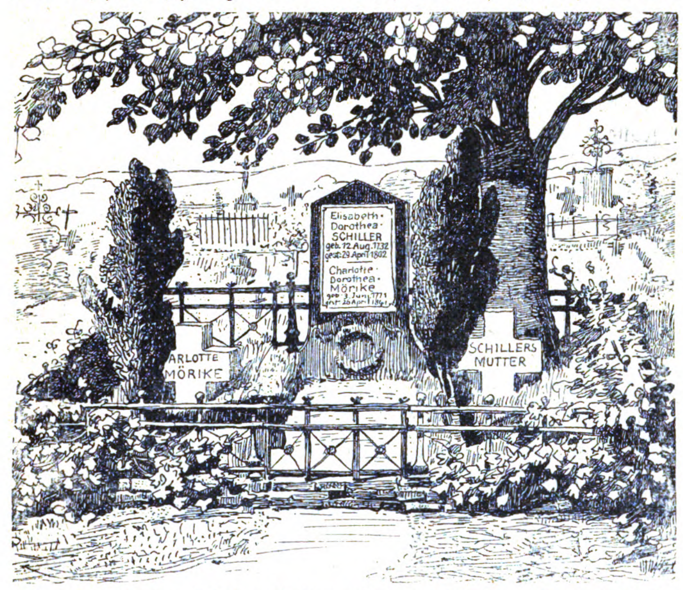
Ganz besonderes Interesse widmet sie der Dienstbotenfrage im Hause ihres Sohnes, besonders mit Bezug auf die Enkel, unter denen der älteste, Karl, ihr Liebling ist. Bei ihnen schaltete als treubewährte Dienerin eine Schwäbin aus der Heimat, Christine. Mit Bezug auf diese schreibt die besorgte Mutter an ihre Schwiegertochter Lotte: „Sie schreiben mir nichts mehr wegen der Christine, ob sie noch bei Ihnen . . .



Pfarrhaus in Clever-Sulzbach, in dem Schillers Mutter starb.

Ich bin auch deswegen besorgt, wie Sie alsdann mit einer Köchin versehen geworden, da es doch sehr viel von unserer Zufriedenheit abhängt, wann wir gute und redliche Dienstboten besitzen, insbesondere wegen der l. Kinder . . .“ Eine weitere Sorge verursacht der Mutter Schillers Uebersiedelung nach dem teueren Weimar. „Daß es so teuer und kostspielig in Weimar zu leben, erschreckt mich auch sehr, da Er, mein lieber Sohn, so entsetzlich viele Ausgaben und wegen mehreren Besuchen weniger arbeiten kann.“ Ein andermal schreibt sie in dieser

Sache: „Es ist äußerst kostspielig, daß das Holz in Weimar so viel mehr kostet als in Jena. Freilich wo der Hof sich aufhält, ist in Stuttgart auch die Hälfte mehr zu bezahlen als auf dem Lande ...“ Zwischenrein erkundigt sie sich immer angelegentlich nach dem Ergehen der Enkel und ist ungemein glücklich, als die treue Christine bei Gelegenheit eines Besuches in der schwäbischen Heimat der Großmutter persönlich von den



Die Grabstätte von Schillers Mutter auf dem Friedhof von Clever-Sulzbach.

Enkeln berichten kann. „O, den l. Karl möchte ich sehen,“ schreibt sie darauf hin, „ich führte der Christine verschiedene Jungen vor, ob Karl ebenso groß. Aber sie wollte ihn immer größer wissen. Ach, wie groß muß er denn sein! Ich habe an allen Jungen eine Freude, die ihm gleich sein könnten!“ Sie schickt für ihn an Lotte „etliche Sacktüchlein“ und für seinen Bruder, den kleinen Ernst, ein „Schlafgewand“; dabei giebt sie gute Ratschläge, insbesondere zur Abhärtung der Kinder: „Man soll sie öfters mit recht kaltem Wasser waschen, ins-

besondere den Kopf, und zwar gleich von der Geburt an gewöhnen, ihnen recht viele Bewegung gestatten, in der schlimmsten Witterung hinaus ins Freie gehen lassen, wenig in allzu warmem Zimmer lassen, so werden sie in ihrem ganzen Leben dauerhaft sein."

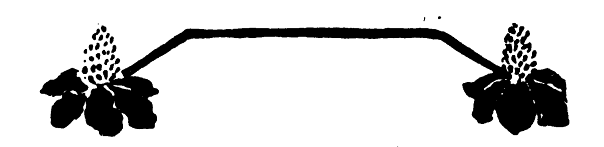
Dasselbe Interesse, mit dem die Mutter das äußere Wohlergehen des Sohnes und seiner Familie verfolgt, wendet sie auch Schillers geistigem Schaffen zu. Soviel an ihr ist, vermeidet sie es, dem Sohne irgendwelche Nachrichten zukommen zu lassen, die ihn beunruhigen können, „da er bei seinen Seelengeschäften Aufmunterung und keine so traurigen Nachrichten ertragen darf!" Ja, selbst während ihrer letzten Krankheit überwindet sie sich nur schwer zu den traurigen Mitteilungen über ihr ungünstiges Befinden und ruft aus: „Ach, bester Sohn, wie empört sich alles in mir, Ihm nur solche Nachricht zu geben!" — Voll mütterlichen Stolzes nimmt sie an den Erfolgen des Sohnes teil. Mit großer Befriedigung schildert sie ihrer Tochter Luise in einem Briefe, wie ihr Fritz bei Gelegenheit einer Aufführung der „Jungfrau von Orleans" in Dresden gefeiert wurde: „Er wäre gleich mit Pauken und Trompeten empfangen worden und nach dem ersten Akt rief alles zusammen: ‚es lebe Friedrich Schiller!' und er mußte hervortreten und sich bedanken. Als er aus der Komödie ging, nahmen alle die Hüte vor ihm ab und riefen: ‚Vivat, es lebe Schiller, der große Mann!' Das ist freilich eine Ehre, die nur einem Prinzen gemacht wird." Und im selben Sinne schreibt sie an den Sohn: „Daß die Reise so glücklich und mit so vieler Ehrenbezeugung, muß Ihn, bester Sohn, vor Seine Bemühung belohnt haben; keinem großen Prinzen kann viel mehr gemacht werden. Freilich haben die Sachsen mehr Ehrerbietung als die Schwaben vor Talenten und großen Männern; ich fand es auch in meiner Hineinreise; wo ich meinen Namen angab, wurde ich gefragt, ob Hofrat Schiller ein Verwandter von mir wäre, und ich wurde deswegen mehr geehrt!" Wie rührend diese Naivetät des Mutterstolzes in ihrer redlichen Ungeschminktheit!

Eine große Freude wurde der Witwe Schiller durch die 1799 erfolgte Verheiratung ihrer zweiten Tochter Luise — Christiane war leider 1796 gestorben — mit dem Pfarrer Frankh in Clever-Sulzbach unweit Weinsberg bereitet, und nachdem sie

auch von ihrem damals schon kränkelnden Sohne nebst Frau mehrere Monate liebwerten „Besuch“ erhalten — Schiller weilte, „um die Luft wechseln zu können“, längere Zeit in Stuttgart —, hatte sie eigentlich keine besonderen Wünsche mehr. Im Jahre 1802 fing sie an zu kränkeln, und ihr Zustand war hinfort ein wechselnder.

Sie selbst sah ihrem bevorstehenden Ende mit frommer Ergebung entgegen. Leider ist ihr letztes Schreiben, in dem sie ihrem Sohne über ihren Zustand Mitteilung macht, uns nicht erhalten, wohl aber ein solches an ihre Tochter Christophine, das uns einen tiefen Blick in ihr Inneres thun läßt: „Gott thut es ja,“ schreibt sie mit Bezug auf die Schmerzen, die sie auszustehen hat, „und der wird auch kommen, wann die Not am größten und die Aerzte nichts mehr wissen . . . auch habe ich viel Gutes empfangen und muß ich jetzt auch das Böse leiden.“ Schiller selbst ahnte, ohne Nachricht zu haben, das Ende der geliebten Mutter, wie aus einem Briefe hervorgeht, den er um diese Zeit an seine Schwester richtete: „Ach, unter den Umständen, worin sie sich befunden, war das Leben für sie kein Gewinn mehr; ein schneller und sanfter Hingang war das Einzige, was man für sie erwünschen und erflehen konnte . . . Und so sind sie denn leider dahingegangen, unsere theueren Eltern, und wir dreie sind nun allein übrig. Laß uns einander desto näher sein!“ Dieser Brief trägt das Datum des 10. Mai, während die Todesnachricht erst am 11. Mai in die Hände des Sohnes gelangte. Am 29. April war die fromme Dulderin ganz sanft in ihrem 69. Lebensjahre entschlafen, und zwar im Pfarrhause zu Clever-Sulzbach, wohin sie sich einige Wochen vorher zur Pflege begeben.

Von den letzten Stunden der Mutter schrieb die Schwester ihrem Bruder: „In ihrem Glauben an Gott und ihren Erlöser blieb sie mit innigem Verlangen und mit einer Freudigkeit zu sterben, die über Alles geht!“ Und Schiller ehrt ihr Andenken mit den schönen Worten: „Wahrlich, sie verdiente es, liebende und dankbare Kinder zu haben, denn sie war selbst eine gute Tochter für ihre leitenden und hilfsbedürftigen Eltern, und die kindliche Sorgfalt, die sie selbst gegen die letzteren bewies, verdient es wohl, daß sie von uns ein Gleiches erfuhr.“



Die Krähenhütte.

Von Dr. **Karl Mitscherlich.**

(Nachdruck verboten.)

In früherer Zeit war die Jagd mit dem Uhu weit mehr verbreitet als jetzt. Wie haben sich die Wälder gelichtet, zum großen Schmerze jedes Naturfreundes! Wie ist die Vogelwelt, der es infolge der fortschreitenden Kultur an morschen Baumstämmen, lauschigen Gebüschen und sicheren Löchern zum Nisten gebricht, zurückgegangen! Auch die Raubvögel, auf die man sonst mit Vorliebe die Jagd mit dem Uhu anwendete, haben sich erheblich vermindert, und es lohnt nicht mehr recht, sie zu jagen. Nur in den Gebirgsgegenden, die noch von dichten Wäldern mit romantischer Unkultur bestanden sind, hat sich dieser Rest einer einstmals viel beliebten Jagdart erhalten, und der passionierte Jäger weiß sie mit großem Genusse und zum Wohle seines Reviers auszuüben.

So leicht, wie man auf den ersten Blick glauben möchte, ist die Jagd mit dem Uhu indessen nicht. Schon das Hantieren mit dem Vogel erfordert Verständnis; denn nur der Kenner vermag es, mit festem Griffe, an beiden Fängen zugleich, ihn aus seinem gewöhnlichen Gefängnis, dem Käfig oder dem Holzstall, herauszuholen und in die Kiepe zu setzen, in der er dann an den Ort der Jagdthätigkeit transportiert wird. Und auch das weitere Umgehen mit dem bissigen Gesellen ist nicht ungefährlich.



Die Krähenhütte.

Da steht die Krähenhütte, ein möglichst unscheinbares Häuschen, aus alten Brettern, manchmal mit Gestrüpp ver-

kleidet, verwittert und unscheinbar. Man hat sie in verschiedenen Formen, vielfach sogar zum größten Teile unterirdisch. Verschiedene Schießscharten sind in ihr angebracht, sämtlich mit Schiebern versehen, damit man sie schließen kann; denn das Licht, das durch die Löcher flutet, würde die Vögel mißtrauisch machen. Das Loch, welches der Jäger bevorzugt, liegt nach Norden. Die Sonne darf das lauernde Gesicht des Schützen nicht treffen. Vor diesem Loch nimmt er Platz auf standhaftem Holzschemel, beobachtet seinen Freund, den Uhu, und erwartet gespannt, was da kommen wird.

Der Uhu sitzt auf seinem „Ständer“, der „Jule“ oder „Krücke“. Ein alter Baumstamm ist meist dazu ausersehen, in den die Krücke eingesetzt ist. Um den einen „Fang“ trägt der Vogel eine lederne Fessel, deren Schnur gleichfalls von Leder ist und durch den hohlen Stamm oder an ihm entlang nach unten geführt wird. Sie kommt dann ganz unten durch ein Loch oder auch über eine kleine Rolle auf die Erde und läuft an der Erde entlang bis in das Innere der „Aufhütte“, zu dem Aufenthalt des Jägers. Die Schnur hat einen doppelten Zweck, einmal den Nachtvogel am Wegfliegen zu hindern, zweitens aber auch dem Jäger die Möglichkeit zu geben, den etwas trägen Burschen durch Ziehen an ihr zu lebhafteren Bewegungen aufzumuntern. Dem Vogel ist etwas Spielraum gelassen, damit er sich gegen seine Feinde verteidigen kann.

In der Nähe, möglichst dem Jäger zugewendet, sind einige Baumstümpfe mit dürren Aesten. Natürlich dort gewachsene Bäume kann man benutzen, von anderswoher transportierte und eingegrabene thun es auch. Auf diesen „Krakeln“ oder „Fallbäumen“ läßt sich das wilde Gevögel nieder, um zunächst den Uhu gehörig „anzuzinnen“, bis sie auf ihn „hassen“. Denn ihn kann keiner seiner befiederten Genossen leiden, und wie er wütend und zornflammenden Auges dasitzt und alles, was ihm vors Gesicht kommt, zu tausend Teufeln wünscht, so haßt ihn durch die Bank alles, was die Lüfte bevölkert, besonders aber die großen Räuber, die Konkurrenten.

Ein weit verbreiteter Irrtum ist es, zu glauben, daß der Uhu bei Tage nicht sehen könne. Im Gegenteil. Sein Auge ist schärfer als das beste Fernrohr und ehe der Jäger noch

etwas sieht oder hört, hat das Auge des finsteren Gesellen schon den Feind erspäht, der sich bald nahen wird, und er „markiert“ ihn durch sonderbares Bewegen des Kopfes, der Flügel, durch Grimassenschneiden usw.

Zumeist sind es die rabenartigen Vögel, wie Rabenkrähen, Nebelkrähen und Kolkraben. Seltener verläuft sich die Saatkrähe in die bunte Gesellschaft. Manche dieser Vögel haben ihren Nutzen für die Landwirtschaft, indem sie Ungeziefer vertilgen; aber wo sie überhandnehmen, schaden sie auch sehr, nicht nur der Saat, sondern auch dem Wildbestand. Die Nebelkrähe ist gar gewaltig hinter Eiern, jungen Rebhühnern, Junghäschen usw. her, und ein ähnlicher Bösewicht ist der Kolkrabe. Deshalb spricht man auch hauptsächlich von der „Krähenhütte“, obwohl auch noch bösere Räuber durch den Uhu angelockt werden und dem Rohre des „Hüttkers“ zur Beute fallen.

Schußbereit steht der Jäger in der Hütte. Vor ihm liegen jedoch noch mehrere Flinten mit der Munition verschiedenen Kalibers, denn man weiß ja nicht, was kommt. Ruhe! ist jetzt die Losung. Es dauert auch gar nicht lange, so sträubt sich das Gefieder des finsteren Einsiedlers, „ark—ark—ark, krah—krah—krah“ tönt es durch die Lüfte, wutentbrannt stürzen die Nebel- und Rabenkrähen auf den Verhaßten los. Sie finden einen schlechten Empfang. Der Uhu ärgert sich, daß er den angebundenen Fang nicht losbekommen kann, und hackt mit dem scharfen Schnabel nach allen Seiten. Es erhebt sich ein wildes Geschrei, welches die ganze Nachbarschaft benachrichtigt, daß hier etwas Unerhörtes vorgeht, und es werden immer mehr der Neugierigen, die ihre Entrüstung kundgeben wollen. Ein ganzer Kongreß sitzt schließlich um den trotzigen Gegner herum, der die schimpfende Gesellschaft grimmig anglotzt und gelegentlich einem gar zu dreisten Burschen einen kräftigen Hieb mit dem Schnabel versetzt.

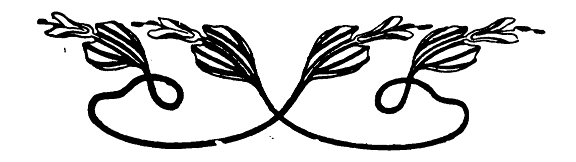
Nun ist die Zeit des Jägers gekommen.

Die Wut und der Haß macht die Tiere blind und taub. Die niedergeknallten Gefährten schreiben sie dem Uhu auf das Konto, und ihre Wut steigt nur noch. So fällt dem Jäger oftmals eine reiche Beute in den Schoß. Freilich, manchmal hat er auch Pech; das ist so im Jägerleben. Durch Hitze und

unüberlegtes Gebaren verscheucht er die günstigen Vögel, unüberlegt verletzt er auch durch einen zu tief gehaltenen Schrotschuß den Uhu selbst; ja es ist vorgekommen, daß die Jagdleidenschaft den Jäger in seiner finsteren engen Hütte dahin gebracht hat, sich selbst anzuschießen. Hat er aber Glück und vor allem Geduld, dann bringt er auch stolze Trophäen heim: Steinadler, Seeadler, Schlangenadler, Turm-, Zwerg- und Wanderfalken, Habichte, Bussarde, Weihen, Würger und wie das böse Raubzeug sonst heißen mag, — alle sind sie geschworene Feinde des grimmigen Uhus, und wenn sie in der Nähe streichen und durch das wüste Geschrei der Krähen, Elstern und Dohlen angelockt werden, so unterlassen sie es nie, sich auf den Gehaßten auf der „Jule“ oder der „Krücke“ loszustürzen, manchmal zu seinem, öfter zu ihrem Verderben.

Dieses Wechselvolle, Unvorhergesehene ist es, was die Jagd von der Krähenhütte aus zu einer so reizvollen macht, wie kaum eine andere. Und der wahre Weidmann, dem es nicht bloß auf das blinde Knallen ankommt, sondern auf die verständnisinnige Pflege der Natur seines Reviers, hat seine helle Freude.

Ganz gewiegte Jäger üben wohl auch die Jagd mit dem freifliegenden, gezähmten Uhu aus. Macht die Beschaffung eines solchen Vogels Schwierigkeiten, so thut es zur Not auch ein ausgestopfter Uhu; nur sei dieser nicht zu künstlich, sonst lachen die anderen Vögel über das geputzte Ding mit den Glasaugen. Auch andere Eulenarten, ja sogar Katzen sind, wie Jäger zu erzählen wissen, schon in ähnlicher Weise zum Anlocken der Raubvögel verwendet worden; aber das sind natürlich nur Surrogate. Der wackere Uhu, der Freund des Menschen, der verständnisvolle Jagdgenosse mit scharfer Kralle und tapferem Herzen, ist nicht so leicht zu ersetzen. Leider läutet auch ihm die zunehmende Kultur mehr und mehr die Sterbeglocke. Die Natur wird immer ärmer im deutschen Walde.



Ein mystisches Telegramm.

Dem Englischen nacherzählt von **Johannes Bernhard.**

(Nachdruck verboten.)

Ich bin Telegraphist — bin es dreizehn Jahre gewesen. Ich bin durchaus nicht abergläubisch. Im Gegenteil habe ich mich über Spukgeschichten und ähnliche Sachen oft lustig gemacht. Eines Tages ereignete sich aber etwas, was mich auf andere Gedanken brachte, und dieses mein Erlebnis will ich in Folgendem erzählen:

Ich war gerade an eins der Telegraphenämter im Zentrum Londons versetzt worden und hatte von $7\frac{1}{2}$ Uhr abends bis $2\frac{3}{4}$ Uhr nachts Dienst.

Eines Nachts, kurz bevor ich nach Hause gehen wollte, kam eine merkwürdige Depesche an. Sie war an eine Person im Osten adressiert und ihr Inhalt bestand aus nur zwei Worten: „Hüte Dich!“ Unterzeichnet war sie mit „H.“ Es war das letzte Telegramm, das ich empfing, bevor ich mich auf den Heimweg begab. Uebrigens ging ich in dieser Nacht etwas früher als gewöhnlich. Denn ich hatte Krankheit in der Familie, und deshalb war es mir erlaubt worden, schon um 12 Uhr meinen Posten zu verlassen. Ehe ich ging, fertigte ich das betreffende Telegramm aus und gab es einem der Boten zur Beförderung an den Adressaten.

Als ich den Korridor betrat, sah ich, daß im Badezimmer noch Licht brannte. Ich trat ein und fand eine Lampe vor, die man zu löschen vergessen hätte. Ich besorgte dies pflichtschuldigst. Bei dieser Gelegenheit wurde ich darauf aufmerksam, daß einer der Wasserhähne nicht ganz umgedreht war, so daß ein Wassertropfen nach dem andern auf den Boden der Badewanne niederfiel. Ich blieb einen Augenblick in der Thür stehen, um dem Fall der Tropfen zu lauschen. Sie kamen in so eigenartiger Weise, gleichsam stoßweise, daß ich zu mir selbst sagte: es klingt fast so, als hätten sie mir etwas zu sagen. Dann fing ich an, mechanisch die Tropfen abzulesen, als wenn es sich um ein Telegramm handelte und merkwürdig genug klang es, wie „Hüte Dich! Hüte Dich!“ Dann trat eine kurze Pause ein, auf die nur der eine Buchstabe „H“ folgte. Mir wurde ganz eigentümlich zu Mute. Ich zündete ein Streichholz und mit ihm die Lampe an. Dann setzte ich mich auf den Rand der Badewanne und lauschte aufmerksam den Tropfen. Dieselben Worte wiederholten sich unaufhörlich.

Im Anfang erinnerte ich mich nicht recht, wo ich die Worte früher gehört hatte. Wir Telegraphisten haben ja so viele Depeschen zu befördern, daß wir nur äußerst selten einer derselben besondere Aufmerksamkeit schenken. Plötzlich wurde es mir aber klar, daß die Tropfen den Wortlaut des letzten Telegrammes wiederholten, das ich vor meinem Verlassen der Station befördert hatte, und ich kam zu dem Schlusse, daß meine Nervosität hier hineinspielte und daß eine Sinnestäuschung meinerseits vorlag.

In demselben Hause mit mir wohnte einer meiner Kollegen, und da ich nicht zur Ruhe kam, entschoß ich mich, ihn zu rufen. Er sollte entscheiden, ob ich recht gehört hatte oder nicht. Es war allerdings schon späte Nacht, und er war wohl schon zu Bette gegangen, trotzdem beschloß ich, ihn zu holen. Anfänglich war er denn auch etwas verdrießlich, schließlich bewog ich ihn aber doch, mir zu folgen.

Obgleich ich ihm nicht sagte, wie ich die Sprache der Tropfen auslegte, kam er doch zu demselben Resultat, wie ich. Wir standen beide da und lauschten. Er überlegte, woher die Mitteilung kommen mochte und für wen sie eigentlich bestimmt

sei. Ich erinnerte mich des Namen der Person nicht mehr, an die das Telegramm adressiert war, und ich sagte meinem Kollegen auch hiervon nichts.

Nachdem wir uns über das Ganze lustig gemacht hatten, verließ mich mein Freund. Ich begab mich in mein Zimmer, da ich mich aber etwas nervös fühlte, ging ich nicht sofort zu Bett, sondern setzte mich eine Weile an meinen Schreibtisch, wo ich über das Erlebte nachdachte. Nach einiger Zeit stand ich aber auf und trat an den Spiegel, um meinen Shlips abzunehmen.

Wie ich, in Gedanken versunken, dastand, erblickte ich im Spiegel eine männliche Person hinter mir. Sie saß am Schreibtisch auf demselben Platz, den ich bis vor kurzem eingenommen hatte. Ich war zu erstaunt, um mich umzukehren. Ich stand nur da und starrte das Bild an.

Es war ein großer, schlanker Mann. Sein Antlitz war leichenblaß, und ich sah, daß seine Augen von dunklen Ringen umgeben waren. Ich hatte einmal in der Leichenhalle ein Gesicht gesehen, an das dies mich erinnerte. Plötzlich ergriff der Fremde einen Bleistift und schrieb, oder richtiger gesagt, punktierte etwas auf ein Blatt Papier, das auf dem Schreibtische lag. Ich folgte den Bewegungen seiner Hand und sah, daß er ein „h“ schrieb. Dann folgte ein „ü“, darauf kamen „t“ und „e“. Nach einer kurzen Pause setzte er fort „D“ — „i“ — „ch“. Jetzt machte er längere Zeit halt. Es schien, als überlege er gründlich. Ich wußte, was kommen würde, und richtig, da stand schließlich das erwartete „H.“

Dann erhob er sich, und als wenn er von meiner Gegenwart nichts ahne, verschwand er, ohne sich umzusehen, ja ohne den Kopf zu bewegen, mit langsamen Schritten durch die offene Thür.

Ich stand, wie von Schrecken gelähmt, da. Schließlich fand ich meine Besinnung so weit wieder, daß ich mich dem Schreibtisch zu nähern vermochte. Man kann sich denken, welche Gefühle mich ergriffen, als ich einen Blick auf das Papier warf und es vollständig blank fand — nicht ein Wort enthielt es.

Ich trat an die Thür, schloß sie zu und verriegelte sie. Dann sank ich in einen Stuhl zurück. Ich war nicht imstande, einen Gedanken zu fassen. Wie lange ich so gesessen hatte, weiß

ich nicht. Erst als die Morgensonne schon lange durch die Vorhänge schien, kam ich zum vollen Bewußtsein. Aber ich fieberte am ganzen Körper. So trat ich an das Fenster, und öffnete es, um frische Luft zu schöpfen.

Wie geistesabwesend starrte ich auf die menschenleere Straße hinab. So früh am Morgen kam es selten vor, daß jemand vorbei ging, und die Fußtritte eines Vorübergehenden pflegten immer von Haus zu Haus weiter zu schallen. Wie ich so dastand und in den kalten Morgen hinausschaute, sah ich, wie ein Mann sich drüben auf dem Bürgersteig näherte. Er ging so leise, daß nicht der geringste Laut hörbar war, dabei aber doch in schnellem Tempo. Ich fand dies höchst sonderbar, zumal sein Gang ziemlich schwer erschien. Als er sich meinem Fenster näherte, sah es aus, als wenn er seine Schritte mäßigte. Erst drehte er mir halb den Rücken zu, als wenn er nicht erkannt zu werden wünsche. Dann wandte er sich plötzlich um und starrte mir gerade ins Gesicht. Unsere Augen trafen sich. In seinen Zügen lag ein Ausdruck von Angst und mit der Hand winkte er nach der Richtung von Ostend. Meine Gemütsstimmung, als ich den Mann wieder erkannte, der mich in der Nacht besucht hatte, läßt sich nicht beschreiben. —

Ich beugte mich zum Fenster hinaus und rief ihn an. Aber ruhig, ohne sich umzusehen, setzte er seinen Weg fort und verschwand um die nächste Ecke. Ganz außer mir stürzte ich die Treppe hinunter und ihm nach. Er war aber wie von der Erde aufgesogen.

Mechanisch setzte ich meinen Weg nach dem Telegraphenamt fort. Hier war man im höchsten Grade erstaunt, als man mich so früh am Morgen eintreten sah. Ich erzählte aber, ich sei so nervös und hätte keinen Schlaf finden können. Dann schlug ich das Kopierbuch auf und suchte nach dem seltsamen Telegramm, um mich sofort auf den Weg nach dem Osten zu machen.

Als ich mich dem Hause näherte, in dem der Adressat der Depesche wohnte, fiel mir auf, daß sich eine große Menschenmenge vor demselben angesammelt hatte. Ich drängte mich indessen durch die Völkermasse durch. Vor der Hausthür standen zwei Schutzleute, die den Eingang bewachten. Zufällig kannte ich den einen derselben. Ich fragte ihn, was es hier gäbe.

„Es ist hier eben ein fürchterlicher Mord begangen worden,“ antwortete er, „wenn Sie wünschen, können Sie immer hineingehn.“

Ich trat ein, und man zeigte mir ein Zimmer, auf dessen Fußboden ein Mann lag. Noch heute sehe ich die Leiche vor mir. Sie war fürchterlich zugerichtet und lag in einer großen Blutlache. Die Beamten waren gerade im Begriff, die Taschen des Toten zu untersuchen, um, wenn möglich, nähere Aufklärung zu schaffen. Schließlich fand man ein Papier, und als es entfaltet wurde, zeigte es sich als die von mir beförderte, mit dem Buchstaben H. unterzeichnete Depesche.

Ich wankte aus dem Zimmer und bestieg den ersten Omnibus, der mich auf mein Amt brachte. Dort angekommen, erzählte ich das Erlebte einem meiner Kollegen und zeigte ihm die Kopie der Depesche. Er verhielt sich meinem Berichte gegenüber aber äußerst skeptisch und schien an meinem Verstande zu zweifeln. Ich beschloß deshalb, nicht wieder hierüber zu sprechen.

Inzwischen verfloß ein Monat nach dem andern, ohne daß es der Behörde gelang, Aufklärung in die Sache zu schaffen. Da ereignete es sich eines Tages — es war etwa ein halbes Jahr seit der schrecklichen Begebenheit verflossen —, daß ein hoher, schlanker Mann auf dem Amt erschien. Er trat an das Schreibpult am Fenster, nahm ein Formular und setzte eine Depesche auf. Mit dem Rücken stand er mir zugewandt, und ich konnte sein Gesicht nicht so recht erkennen. Inzwischen war er fertig und trat an die Schranke heran. Da ich zufällig allein war, mußte ich die Depesche annehmen. In demselben Augenblick, als er auf mich zuschritt, drehte ich mich auf dem Stuhle um und mein Auge fiel auf sein Antlitz. Aber, o Schrecken! es war ja derselbe geheimnisvolle Mann, den ich in jener fürchterlichen Nacht vor sechs Monaten gesehen hatte!

Der Mann bemerkte meinen entsetzten Ausdruck und es sah aus, als wenn auch er von einem fürchterlichen Schrecken ergriffen würde. Als er sich mir aber näherte, bemerkte ich, daß sein Gesicht voller war, als dasjenige, das ich in der bewußten Nacht gesehen hatte. Außerdem war die Stirn niedriger, und er hatte keine dunklen Ringe unter den Augen.

Ich nahm die Depesche aber so ruhig wie möglich entgegen. Während ich die Worte zählte, kam ein anderer Beamter herbei. Ich murmelte einige entschuldigende Worte an den Fremden und trat an den Kollegen heran. Ich erzählte diesem, daß der Fremde in der einen oder anderen Weise mit dem vor sechs Monaten begangenen gräßlichen Mord in Whitechapel in Verbindung stehen müsse, und bat ihn, sofort einen Schutzmann herbeizuschaffen.

Der Fremde betrachtete uns etwas mißtrauisch, als wir miteinander flüsterten, und ich zog mich hinter die Barriere zurück. Während ich mich so stellte, als mache ich die Depesche fertig, schlich sich mein Kollege hinaus. Ich versuchte eine Unterhaltung mit dem Fremden anzuknüpfen, dieser schien hierzu aber nicht aufgelegt. Schließlich verließ ich meinen Platz hinter der Schranke und näherte mich ihm.

„Verzeihung! Ist Ihr Name nicht Atkins?" fragte ich, während ich seinen Arm berührte.

Dies war natürlich nur eine List meinerseits, und er durchschaute mich auch sofort.

Mit einem Fluch fuhr er auf mich los und faßte mich an der Kehle.

„So, Sie glauben, daß Sie mich fassen können, Sie Schlingel," rief er aus.

Seine Augen leuchteten in einem unheimlichen Glanz, und mit eisernem Griff drückte er seine Hand um meine Kehle. Vor meinen Augen wurde es schwarz, und ich verlor die Besinnung.

* *
*

Als ich wieder zum Bewußtsein kam, lag ich im Krankenhaus. Man erzählte mir, daß der Fremde mich fast erdrosselt hätte. Im letzten Augenblick wäre er aber übermannt worden. Im Gefängnis hatte er gestanden, daß er den erwähnten Mord begangen habe. Er wurde zum Tode verurteilt. Vor seinem Ende erzählte er alle Details des Mordes und die Veranlassung zu demselben. Es ging daraus hervor, daß der Ermordete — er hieß Anthony Usina — von dem Bruder des Mörders in dessen Heim nach Louth eingeladen war. Usina und sein

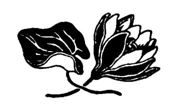
späterer Mörder waren dort wegen einer Geldangelegenheit in Streit geraten, und Usina hatte dem andern eine tüchtige Zurechtweisung erteilt. Dieser schwor ihm deshalb Rache, und als Usina einige Tage darauf nach London reiste, beschloß er, ihm zu folgen. Sein Bruder, ein sehr ehrenwerter Mann, hatte versucht, ihn zur Vernunft zu bringen und ihn in Louth zurückzuhalten, aber vergebens. Er fuhr nach London ab, und es glückte ihm auch, Usinas Adresse auszukundschaften.

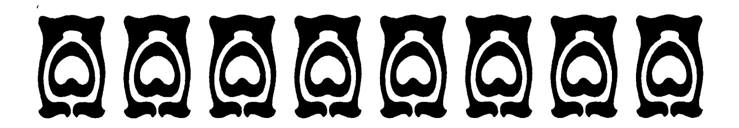
Der Bruder des Mörders, der ahnte, daß ein Unglück geschehen würde, telegraphierte unverzüglich an Usina und warnte ihn. Es war das Telegramm, das ich in jener Nacht empfing.

Merkwürdigerweise befiel den Absender der Depesche wenige Stunden, nachdem er sie abgeliefert hatte, ein Schlaganfall, an dem er sofort starb. In der Zwischenzeit hatte der Mörder sein Opfer gefunden und die Greuelthat verübt. Er mußte den Ermordeten vollständig überrumpelt haben, sodaß dieser keine Zeit mehr fand, sich die an ihn gelangte Warnung zu Nutzen zu machen. Das Allersonderbarste bei der ganzen Geschichte war, daß die beiden Brüder Zwillinge waren und einander zum Verwechseln ähnlich sahen. Der Gedanke an das Verbrechen, welche sein Bruder plante, ruhte offenbar bis zum letzten Augenblick schwer auf dem Toten, und die Absendung der Depesche war sicher eine seiner letzten Handlungen. Kann man annehmen, daß seine Seele ihm keine Ruhe ließ und daß er alles versuchte, mich nach Ostende hinauszuführen, damit ich den Mord verhinderte?

Leider war dies nicht geglückt.

Ich glaube an keine Spukgeschichte oder ähnliches. Auf der andern Seite fehlt mir aber jede Erklärung für mein soeben geschildertes sonderbares Abenteuer.





Meteorologische Untersuchungen in den oberen Luftschichten.

Von H. V. G. Ellinger.

(Nachdruck verboten.)

Die Luft liegt, wie bekannt, als dünne Schicht um die Erde. Noch in einer Höhe von 300 bis 400 Kilometer hat man eine schwache Luftspur, und 300 bis 400 Kilometer sind im Grunde genommen keine Kleinigkeit. Bedenkt man aber, daß der Erddurchmesser etwa 130000 Kilometer beträgt, so ist die Luftschicht im Verhältnis zur Größe der Erde eine nur sehr geringe.

Auf dem Boden dieses Luftmeeres wandern wir, und wir studieren die Erscheinungen in dieser Luft, um aus ihnen Schlüsse für die Vorausbestimmung der Witterungsverhältnisse zu ziehen. Selbstredend ist es hierfür wünschenswert, daß wir möglichst weit in das Luftmeer vordringen und die oberen Schichten kennen lernen. Denn die Erscheinungen in den oberen Luftschichten stehen mit denen, die sich auf der Erdoberfläche zeigen, in Verbindung. Deshalb hat man sich auch nicht darauf beschränkt, meteorologische Untersuchungen unten, auf dem Boden des Luftmeeres, zu machen, sondern man ist allmählich weiter in die Höhe gegangen.

In erster Linie hat man natürlich Stationen auf den Bergen angelegt. In Amerika begann man mit dem 2000 Meter hohen Mount Washington. Die niedrigsten Temperaturen fielen hier oft mit den stärksten Winden zusammen, während

unten in der Ebene die größten Abkühlungen bei völliger Windstille eintreten. So zeigte die Station auf dem Mount Washington im Februar 1886 bei einer Windgeschwindigkeit von 300 Kilometer in der Stunde eine Kälte von 50 Grad.

Die Regierung der nordamerikanischen Union errichtete bald darauf eine zweite Gebirgsstation, die lange Zeit die höchste war, nämlich 4500 Meter über dem Wasserspiegel. Es war dies die Station auf Pikes Peak. Diese beiden Stationen sind jetzt aber eingegangen. Augenblicklich haben die Vereinigten Staaten nur zwei Bergstationen, nämlich das Lick-Observatorium auf dem Mount Hamilton in Californien, das in der Hauptsache astronomischen Zwecken dient, und die meteorologische Station Blue Hill in Massachusetts. Des amerikanischen Physikers Langleys wertvolle Bestimmungen, wie viel Wärme die Sonne auf unsere Erde niedersendet, sind auf dem Mount Whitney, 4500 Meter hoch, gemacht worden.

Die höchste Station der Welt besitzt Peru, nämlich das Harvard-College-Observatorium (5080 Meter). Einige selbst aufzeichnende Instrumente wurden auf der Spitze des El Misti, etwa 6000 Meter über der Meeresfläche angebracht. Sie waren auf eine zweiwöchentliche Thätigkeit berechnet. Es ist nämlich für einen Menschen unmöglich, sich längere Zeit in solchen Höhen aufzuhalten. Deswegen wurde die Station dreimal monatlich auf Mauleseln besucht.

In Europa hat Frankreich die meisten Höhestationen: Puy de Dome 1600 Meter, Pic du Midi 3150 Meter in den Pyrenäen, Mont Ventoux 2100 Meter in der Provence, Aigauol 1700 Meter.

Alle diese Stationen haben aber nicht den Nutzen gebracht, den man von ihnen erwarten durfte; denn es fehlte an Vergleichsstationen am Fuße der Berge. 1890 errichtete der Franzose Vallot mehrere Stationen auf und in der Nähe des Montblanc. Die höchste ist 4500 Meter hoch und mit selbstzeichnenden Instrumenten versehen, die im Sommer alle 8 bis 14 Tage kontrolliert werden. Auf einer der Stationen am westlichen Abhang des Montblanc fiel Anfang Februar 1893 der mächtigste bis dahin in Europa beobachtete Regenguß. In 4 Tagen hatte der gefallene Regen eine Höhe von 2 Metern

erreicht. Diese Höhe entspricht aber dem Jahresdurchschnitt der Niederschläge in der norwegischen Stadt Bergen, die bekanntlich eine der regenreichsten Städte Europas ist. Das französische Observatorium Janssen, das auf der Spitze im Schnee errichtet wurde, liegt noch 480 Meter höher.

Hierfür wurde 1895 ein Meteorograph angefertigt, der drei Monate ohne Aufsicht die verschiedenen meteorologischen Elemente, wie Temperatur, Feuchtigkeit, Luftdruck, Windstärke und Geschwindigkeit des Windes aufzeichnen sollte. Ein ähnliches Instrument besitzt das vorhin genannte amerikanische Blue Hill Observatorium.

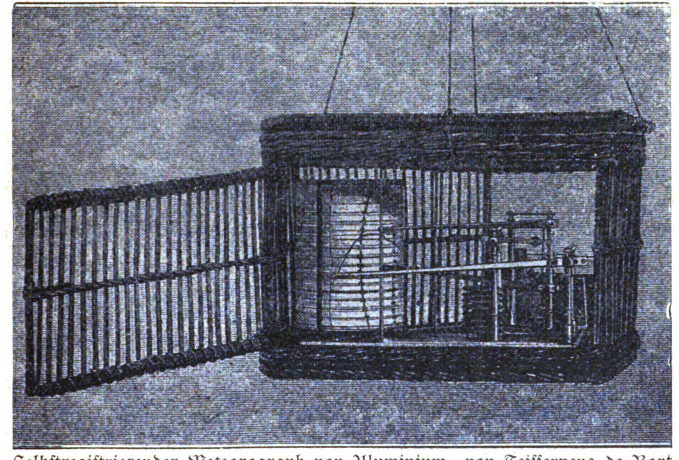
Unter den deutschen und österreichischen Stationen ist die auf dem Sonnenblick in den österreichischen Alpen, 3400 Meter, die höchste. Die Station auf dem Brocken im Harz wurde 1895 errichtet. In der Schweiz haben wir den Sentis (2700 Meter), in Italien in den Apenninen den Monte Cimone (2700 Meter) und in Großbritannien den Ben Nevis (1450 Meter).

Indessen sind die meteorologischen Zustände in der Luft in der Nähe der Berge und draußen in der freien Luft ganz verschieden. Bei den ersten spielt die Einwirkung der Erde mit Berg und Thal eine große Rolle. Infolge hiervon hat man auch freistehende Türme als Stationen benutzt. So hat der Eifelturm mit seinen drei Plattformen gute Beobachtungsstellen geliefert. Aber alle diese festen Beobachtungsstationen, auf Bergen sowohl, wie auf Türmen, ermangeln derjenigen Höhe, die für die meteorologischen Untersuchungen wünschenswert ist. Man hat sich daher, um in noch höhere Luftregionen vorzudringen, der Ballons und Drachen bedient und sie, weil der Aufenthalt in den von ihnen erreichten Höhen für den Menschen nicht möglich ist, mit selbstschreibenden Instrumenten ausgestattet.

Drachen sind für derartige Untersuchungen schon lange im Gebrauch gewesen. Zuerst war es Franklin, der sich desselben bediente, und zwar benutzte er 1748 den Drachen zu luftelektrischen Versuchen. Dann ließ Wilson, der als Professor der Astronomie in Glasgow wirkte, ein Thermometer von Drachen in die Höhe bringen. Das Thermometer war so befestigt, daß man es mit Hilfe eines Drahtes lösen und hinab-

fallen lassen konnte, ohne daß es hierbei zerbrach. Es war mit Papier umwickelt, das bewirkte, daß es während des Falles die Temperatur nicht veränderte, die es durch den längeren Aufenthalt in den höheren Schichten erhalten hatte. Auf diese Weise erfuhr man annähernd die Temperatur in den höheren Regionen.

1822 sandten Pary und George Fischer einen Drachen mit einem Maximum- und einem Minimumthermometer in die Höhe. 1883 führte d'Archibald in England Versuche über die



Selbstregistrierender Meteorograph von Aluminium, von Teissernenc de Bort.

Windgeschwindigkeit in der Weise aus, daß er Windstärkemesser an Drachen befestigte, die bis zu einer Höhe von 2000 Metern gelangten. Ein Stahldraht hielt den Drachen.

Eddy von Bayonne in den Vereinigten Staaten und Hargrave in Sydney haben die Drachen wesentlich verbessert. Derjenige, dessen Eddy sich bediente, ähnelt dem gewöhnlichen Drachen, doch sind die beiden sich in einer Diagonale treffenden Hälften nicht ganz gleich; er ist sehr leicht, steht aber nicht so gut im Winde als Hargraves schwanzloser Drachen, der jetzt vielfach benutzt wird.

Rotsch vom Observatorium in Blue Hill war der erste, der die Drachenversuche systematisch betrieb. Die Höhe, welche

ein Drachen erreicht, läßt sich in erster Linie mit Hilfe des Barometers feststellen. Dieses ist ja im großen und ganzen ein guter Höhenmesser, denn je höher es in die Luft geführt wird, desto niedriger ist sein Stand, und vom Barometerstand unten auf der Erdoberfläche und oben in der Luft kann man den Höhenunterschied ausrechnen. Aber auch die Länge der Drachenleine und ihre Schrägheit dienen zur Feststellung der Höhe, die der Drachen erreicht hat, und schließlich kann man die Höhe auch mit Hilfe eines Theodolits messen. Eine Leine mit sechs Drachen von Blue Hill erreichte am 19. Juli 1900 ca. 5000 Meter. Sie war selbst 7500 Meter lang und bestand in Klaviersaitendraht. Am höchsten Punkt wehte ein Nordwestwind mit einer Geschwindigkeit von ca. 50 Kilometer.

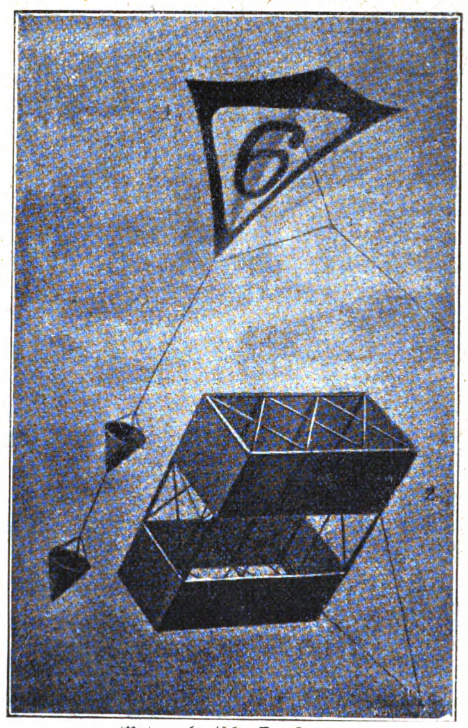
Am 26. August 1898 wurden in England eine Reihe Drachen emporgeschickt, die sämtlich an einer Schnur befestigt waren. Die Länge der letzteren betrug gleichfalls 7½ Kilometer und hatte ein Gewicht von 40 Kilogramm. Der Drachen selbst, die Instrumente usw. wogen 18 Kilogramm, so daß das Gesamtgewicht 58 Kilogramm betrug. Die selbstzeichnenden Instrumente waren von Aluminium und wogen jedes nur 1½ Kilogramm. Nach 6½ Stunden wurde der höchste Punkt erreicht. Die Windgeschwindigkeit betrug hier 20 Meter in der Sekunde.

Weit höher ist man mit den Ballons gekommen; diese sind entweder bemannt oder unbemannt.

Das Aufsteigen mit Ballons, die Menschen und Instrumente mit sich führen, ist namentlich stark in Deutschland entwickelt. In Berlin sind es die Luftschifferabteilung und der Aeronautische Verein, die regelmäßig Aufstiege zu wissenschaftlichen Zwecken unternehmen. Von den vielen für die Wissenschaft sich aufopfernden, kühnen Luftreisenden dürfte Dr. Berson wohl die größten Erfolge erzielt haben. Schon am 4. Dezember 1894 kam er so hoch, daß das Quecksilber im Barometer nur 23 Centimeter hoch stand, während es unten auf der Erde 76 Centimeter erreichte. Daraus läßt sich berechnen, daß der Ballon sich 9150 Meter über dem Meeresspiegel befand. Die Temperatur war 48 Grad Kälte (Celsius). Am 31. Juli 1901 erreichte Dr. Berson sogar eine Höhe von 10 300 Meter. Die

Luftschiffer waren eine Zeitlang bewußtlos, was sehr wohl erklärlich ist, da man schon in einer Höhe von 6000 Meter beim Atmen komprimitive Luft zu Hilfe nehmen muß.

Unbemannte Ballons werden sowohl in Deutschland, wie in Frankreich angewandt. Es sind dies einfache Ballons, denen man selbstaufzeichnende Instrumente mitgiebt. Man schickt sie auf gut Glück hinaus und rechnet darauf, daß sie in die Hände eines „ehrlichen Finders" gelangen. Manche gehen verloren, die meisten werden aber abgeliefert und bringen uns dann gewöhnlich interessante Aufzeichnungen mit.



Meteorologische Drachen:
1. Eddys Drachen. 2. Hargraves Drachen.

So erreichte ein im Juli 1894 von Berlin aufgesandter unbemannter Ballon eine Höhe von 17 Kilometer und traf oben eine Temperatur von 52 Grad Kälte an. Ein weiterer, gleichfalls von Berlin abgelassener Ballon verzeichnete eine höchste Höhe von 19½ Kilometer bei 68 Grad Kälte, während ein Pariser Ballon bei einer höchsten Höhe von nur 18 Kilometer auf eine Temperatur von 75 Grad Kälte stieß. Von Zeit zu Zeit sendet man gleichzeitig von verschiedenen Orten (Berlin, Straßburg,

Paris usw.) Ballons ab. Der Franzose Teissernenc de Bort hat im Laufe eines Jahres, April 1898 bis 1899, im ganzen 90 Ballons von einem und demselben Ort abgesandt. 7 von ihnen erreichten 14000 Meter, 24 erreichten 13000 Meter und 53 erreichten 9000 Meter.

Diese Versuche haben unter anderem folgendes ergeben: Eine Temperatur von 25 Grad Kälte wurde zur Winterzeit in einer Höhe von ca. 3000 Meter und im Sommer bei 7000 Meter gefunden.

40 Grad Kälte waren schon bei 6000 Meter angetroffen, sonst fanden sie sich in der Regel erst in einer Höhe von 9000 Meter.

50 Grad Kälte sind erst in einer Entfernung von 7500 Meter festgestellt, und hörten bereits bei 11000 Meter auf. In den höheren Regionen war es stets kälter.

Der Grund, weshalb die Temperatur abnimmt, wenn man höher in die Atmosphäre hinaufdringt, ist bekanntlich der, daß wir in der Erde die direkte Wärmequelle für die Luft haben. Die Sonnenstrahlen dringen aus dem leeren Weltenraum in die Atmosphäre, ohne hier unterwegs viel Wärme abzusetzen. Wenn die Strahlen aber den Erdkörper treffen, wird dieser erwärmt, und die Luft entnimmt dann bei ihrer Berührung mit der Erde die Wärme von ihr. Deshalb sinkt die Temperatur, wenn man in die Höhe steigt — trotzdem man sich der Sonne nähert. Dieses unbedeutende Näherkommen spielt eben keine Rolle.

Auf der Oberfläche der Erde wechselt die Temperatur im Laufe von vierundzwanzig Stunden derart, daß es durchschnittlich während der ersten Stunden nach Mittag am wärmsten und beim Sonnenaufgang am kältesten ist. 3000 bis 4000 Meter höher merken wir aber schon nichts mehr von diesem Temperaturunterschied.

Die Fortsetzung der erwähnten Untersuchungen wird im höchsten Grade unsere Kenntnisse der atmosphärischen Verhältnisse erweitern und für die Wettervoraussagungen wohl auch von Bedeutung sein. Inzwischen müssen wir, wie bei so vielen Dingen, sagen, daß all unser Wissen Stückwerk ist.



Unsere bekanntesten Giftpflanzen.

Von Dr. **Udo Dammer.**

(Nachdruck verboten.)

Unter den Kindern unserer heimischen Pflanzenwelt giebt es eine ganze Anzahl, welche gegen tierische Angriffe in der Weise geschützt sind, daß sie einen Giftstoff in bald größerer, bald geringerer Menge enthalten. Die Tiere wissen diese Pflanzen wohl zu unterscheiden von ihren unschädlichen Arten und meiden sie. Leider fehlt uns Menschen in den meisten Fällen der Sinn, der auch uns, ohne daß wir die giftige Eigenschaft der Pflanze kennen, sie als uns gefährlich erkennen läßt. Die Folge davon ist, daß alljährlich eine ganze Anzahl Vergiftungsfälle vorkommen, welche auf Pflanzen unserer heimischen Flur zurückzuführen sind. Glücklicherweise ist die Zahl der sehr giftigen Arten nur gering, und diese sind auch keineswegs allzu häufig. Pflanzen, deren Berührung schon Giftwirkungen schlimmer Art hervorbringen, fehlen glücklicherweise unserer Flora gänzlich. Die einzige derartige Pflanze, die, allerdings selten, in Gärten angepflanzt wird, ist der nordamerikanische Giftsumach. Von der furchtbaren Wirkung desselben nur einige Beispiele: Ein amerikanischer Botaniker, jetzt Direktor des botanischen Museums in Philadelphia, erzählte mir vor Jahren, daß er einst auf einer botanischen Exkursion von einem starken Gewitter überrascht wurde. Um sich wenigstens etwas vor dem Regen zu schützen, kroch er in ein Gebüsch, in welchem er den

Verlauf des schnell vorübergehenden Gewitters abwartete. Am nächsten Tage war er bettlägerig und schwebte nun wochenlang in Lebensgefahr. Erst nach mehr als sechs Monaten war er wieder geheilt. Das Gebüsch bestand zum Teil aus Giftsumach, was der Herr in der Eile nicht beachtet hatte. Ein zweiter Fall ist einem deutschen Botaniker zugestoßen, als er 1896 zur Ausstellung nach Chicago reiste. Auf einer seiner botanischen Exkursionen fand er den Giftsumach wild und schnitt sich einige Zweige davon für sein Herbarium ab. Obgleich er die Zweige sofort zwischen Papier legte, hatte die kurze Berührung doch genügt, ihn mehrere Wochen auf das Krankenlager zu werfen. Ich selbst hatte einmal im Berliner botanischen Garten dem Verpflanzen eines Giftsumachs beigewohnt. Obgleich ich die Pflanze nicht berührt hatte, hatte doch beim Beschneiden der Wurzeln und Zweige die Luft soviel des Giftstoffes aufgenommen, daß ich eine Woche lang entzündete Augen hatte. Von den bei dem Verpflanzen beschäftigten Arbeitern, welche nur mit Handschuhen arbeiten durften, hatten einige ebenfalls Augenkrankheiten bekommen, einer mußte mehrere Wochen in ein Krankenhaus gebracht werden; die übrigen waren ohne jede Schädigung ihrer Gesundheit geblieben.

Wie in vielen anderen Fällen verhalten sich die einzelnen Individuen den Giften gegenüber verschieden. So ist in den letzten Jahren eine reizende Primel wegen ihres großen Blütenreichtums eine sehr beliebte Zimmerpflanze geworden. Sie hat einige Aehnlichkeit mit der allbekannten chinesischen Primel, nur dünneres, länger gestieltes Laub und größere Blütenstände mit meist kleineren, zarteren Blüten. Diese Primel ist für die meisten Menschen ebenso gefahrlos wie die chinesische Primel. Einzelne Personen bekommen aber, wenn sie die Blätter streifen, einen recht schmerzhaften Hautausschlag, der sehr hartnäckig sein kann. Uebrigens sind selbst manche Personen gegen die Berührung der Blätter der gewöhnlichen chinesischen Primel empfindlich. Kennt man die Pflanzen nicht unbedingt als unschädlich, so sollte man sie niemals direkt mit den Händen anfassen. Namentlich die im Freien auf einem Spaziergange gepflückten Blumen sollte man stets mit Papier umwickelt tragen. Hat man eine offene Wunde an der Hand, und sei sie auch noch so klein, so

pflücke man lieber keine Blumen. Mehr oder weniger giftig sind alle Hahnenfußarten, deren gelbe, wie lackiert aussehende Blumen jede feuchte Wiese in solchen Mengen schmücken, daß die Wiese oft ganz gelb aussieht. Die gefährlichste unter ihnen ist der Gifthahnenfuß, an den kleinen Blumen, deren gelbe Blumenblätter nur wenig länger als die grünen Kelchblättchen sind, und an der walzig länglichrunden Fruchtähre leicht kenntlich. Das in diesem enthaltene flüchtige Oel erzeugt auf der Haut Blasen, welche wie Brandwunden aussehen. Der auf Wiesen so häufige scharfe Hahnenfuß wird im frischen Zustande vom Vieh gemieden. Außer den echten Hahnenfußarten sind aber auch sehr viele mehr oder weniger Verwandte derselben giftig. So ist die Wurzel der schwarzen Nießwurz oder Christrose, welche wegen ihrer schönen, großen, weißen Blumen, die in milden Wintern schon zu Weihnachten erscheinen, neuerdings wieder sehr in Mode gekommen ist, nicht nur in Pulverform ein Nießmittel, sondern auch ein Gift, das in schwachen Dosen Erbrechen, in starken den Tod herbeiführt. Akeleikraut soll nach Linné den Tod eines Kindes herbeigeführt haben; die Rittersporne enthalten ein giftiges Alkaloid, dessentwegen die Samen einer Art (Stephanskörner) zur Herstellung einer Salbe gegen Kopfungeziefer schon zu Plinius' Zeiten verwendet wurden. Ein ganz gefährlicher Bursche aber ist der Sturmhut oder Eisenhut, den Ovid in seinen Metamorphosen aus dem Geifer des Cerberus entstehen läßt, als dieser von Herkules aus der Unterwelt heraufgeschleppt wurde. In früheren Zeiten, als man noch nicht die furchtbaren Gifte mancher Tropenpflanzen kannte, galt der Sturmhut als die giftigste Pflanze überhaupt; behauptet doch ein alter Schriftsteller, Marcus Caecilius, daß Calpurnius Bestia seine schlafende Frau dadurch getötet habe, daß er sie nur mit diesem Gifte berührte! Das Christophskraut, so genannt, weil es früher als Zaubermittel zum Christopheln, d. h. zum Beschwören der geldverschließenden Geister, verwendet wurde, hat giftige Beeren, Blätter und Wurzeln. Auch die lieblichen Anemonen und Windröschen sind mehr oder weniger giftig; das gelbe Windröschen, das bei uns in Wäldern vorkommt, wächst auch in Kamtschatka und wird von den Kamtschadalen zum Vergiften der Pfeile benutzt, mit

denen sie Robben töten. Auch die Waldreben enthalten in ihren Blättern einen sehr scharfen Saft, der den Tod herbeiführen kann.

Eine andere recht giftige Familie ist die der Doldengewächse. Zwar liefert sie uns eine ganze Reihe sehr wertvoller Küchenkräuter, wie Mohrrübe, Petersilie, Sellerie, Pastinake, Kerbelrübe, Kümmel, Fenchel, Dill, Koriander; aber anderseits enthält sie auch eine Anzahl sehr giftiger Arten, welche um so gefährlicher sind, als sie zum Teil nützlichen Küchengewächsen sehr ähnlich sehen und deshalb oft mit ihnen verwechselt werden. Berühmt, um nicht zu sagen berüchtigt, ist der gefleckte Schierling, der den Todestrank des Sokrates lieferte. Noch gefährlicher ist sein Namensvetter, der Wasserschierling, der an dem eigentümlich gefächerten Wurzelstocke leicht kenntlich ist.

Viele sehr giftige Pflanzen enthält die Familie der Nachtschattengewächse oder Solanaceen. Diese Pflanzen werden unseren Kindern meist deswegen recht gefährlich, weil sie zum Teil schön glänzend gefärbte Beeren haben, die zum Genuß einladen. Von den weit über tausend Arten der Gattung Solanum, welche auf unserer Erde vorkommen, birgt unsere Flora nur sehr wenige, die aber sämtlich mehr oder weniger giftig sind, wie den schwarzbeerigen Nachtschatten und das in feuchtem Gebüsch schlingende, schön violett blühende Bittersüß mit roten Beeren. Uebrigens liefern uns einige Solanum-Arten wichtige Nahrungs- und Genußmittel, wie die Kartoffel, die Tomate, die Eierpflanze usw.

Ganz besonders gefährlich, glücklicherweise nicht häufig, ist die Tollkirsche, deren glänzend-schwarze große Beeren von Kindern nur zu leicht für Kirschen gehalten werden. Die Pflanze bevorzugt Kalkboden und ist deshalb in kalkreichen Gegenden noch am häufigsten. Nicht minder gefährlich ist der Stechapfel, dessen schöne, große, weiße Blumen recht verlockend aussehen; der widerliche Geruch der Blätter, welche, ebenso wie die Samen, äußerst giftig sind, warnt uns aber schon rechtzeitig vor diesem unheimlichen Gesellen. Verwandte des Stechapfels werden wegen ihrer riesigen weißen Blüten bisweilen kultiviert. Der dritte im Bunde dieser gefährlichen Gesellschaft ist das schwarze Bilsenkraut, das gleich dem Stechapfel auf Schutthaufen wächst. Die ganze Pflanze ist klebrig, behaart und riecht wider-

lich. Am gefährlichsten sind ihre Samen und Wurzeln; aber auch die Blätter sind sehr giftig.

Nahe verwandt mit den Nachtschattengewächsen sind die **Rachenblüter**, welche auch einige recht giftige Arten enthalten. Auf Sumpfwiesen, namentlich in der nächsten Nähe von Teichen, Seen und Gräben, wächst das schöne **Gottesgnadenkraut**, dessen Laub und Wurzelstock stark giftig sind. Noch gefährlicher ist aber der **Fingerhut**, welcher in waldigen Gebirgsgegenden unserer Heimat heimisch ist, und häufig wegen seiner schönen großen Blütenstände in Gärten kultiviert wird.

Die übrigen Familien unserer Flora enthalten, mit Ausnahme vielleicht der Wolfsmilchgewächse, deren Vertreter bei uns sämtlich zu den Giftpflanzen gehören, nur vereinzelte giftige Arten. Auch die Liliengewächse enthalten eine Anzahl giftiger Arten, unter ihnen die unsere Wiesen im Herste schmückende **Herbstzeitlose**, deren rötliche Blumen einige Aehnlichkeit mit dem schönen Crocus haben. Außer der Zwiebel sind auch die Blätter und Samen sehr giftig.

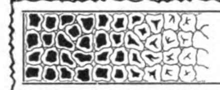
Behandlung in Vergiftungsfällen.

Die giftige Wirkung dieser Pflanzen beruht auf ihrem Gehalt an gewissen Substanzen, denen die Eigenschaft zukommt, schon in sehr kleinen Gaben, von Milli- bis Centigrammen, schwere Vergiftungen zu verursachen. Sie verbinden sich, dem Organismns einverleibt, energisch mit Bestandteilen desselben und können auf diese Weise in den lebenswichtigen Organen (Gehirn, Herz, Lunge) Störungen verursachen, die unter Umständen den Tod zur Folge haben. Die hauptsächlichsten Symptome der stattgehabten Vergiftung sind in den verschiedensten Kombinationen: Uebelkeit, Erbrechen, Schwindel, Krämpfe, Speichelfluß und Schweiß, Trockenheit der Haut, sowie des Mundes und Schlundes, stärkste Pupillenverengerung oder -Erweiterung, Störungen des Bewußtseins, des Gesichts, Gehörs und Gefühls, heftige Atemnot, beschleunigter oder verlangsamter Puls.

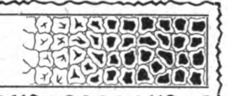
Die genannten Giftstoffe haben die gemeinsame Eigentümlichkeit, durch Gerbsäure gefällt zu werden, d. h. sie werden durch dieselbe in chemische Verbindungen übergeführt, die in der

Flüssigkeit des Mageninhaltes unlöslich sind. Zunächst wird man daher, bis der Arzt kommt, gut thun, dem Kranken dünne Tanninlösung einzuflößen. Vorherige Entleerung des Magens durch Erbrechen ist nach Möglichkeit anzustreben (Berühren des weichen Gaumens mit dem Finger). Sind bereits Zeichen hochgradiger Schwäche vorhanden, dann ist es angezeigt, zum Alkohol (am empfehlenswertesten ist Cognac) seine Zuflucht zu nehmen, der in Vergiftungsfällen sofort in großen Mengen genossen werden muß, um der drohenden Herzlähmung vorzubeugen. Versagt die Lunge den Dienst, so läßt sich durch lange fortgesetzte künstliche Atmung bisweilen der tödliche Ausgang abwenden.





Allerlei.



Der häusliche Herd im Glauben der Völker.

Motto: ... Mußt mir meine Erde
Doch lassen stehn,
Und meine Hütte, die du nicht gebaut,
Und meinen Herd,
Um dessen Glut
Du mich beneidest.

So läßt Goethe seinen Prometheus, den grimmigen Zeusverächter, singen, der nichts Aermeres kennt unter der Sonne, als die Götter, während er sitzt und Menschen formt nach seinem Bilde, ein Geschlecht, das ihm gleich sei, zu leiden, zu weinen, zu genießen und sich zu freuen an der Glut des Herdes, die er mit kühner Hand den Sterblichen entzündet hat.

Kein Volk der Erde hat wohl dem Gedanken der Nutzbarmachung des Feuers in gleich großartiger Weise künstlerischen Ausdruck verliehen, wie es das Volk der Griechen in seiner Prometheussage gethan hat. Die fromme Andacht vor dem unermeßlichen Kulturwert der Flamme, die etwas Göttliches ist, hat den, der den ersten Funken entfachte und mit ihm die erste Herdglut entzündete, zum Halbgott gemacht, der mit verwegener List Zeus, dem obersten der Götter, das Feuer seines Blitzes stiehlt und den Funken zur Erde niederträgt, um dem Geschlecht der Sterblichen, das im Dunkel dahinlebt, die helle Flamme zu schüren, die den Anfang und den Ausgang aller Kultur bedeutet. Wohl schmiedet die Rache des zürnenden Zeus den kühnen Frevler an den Fels und läßt ihm Tag um Tag von einem Adler die Leber zerfleischen, — aber was wiegt selbst der Riesenschmerz eines Titanen gegen die stolze Freude, daß dort unten auf der Erde nun allenthalben die Flamme loht und von der Glut des häuslichen Herdes aus ihren Siegeszug durch die Welt der Sterblichen gehalten hat!

Daß das naive religiöse Bewußtsein gerade an das Element des Feuers anknüpfte, ist leicht verständlich. Ganz abgesehen von ihrem unabsehbaren Kulturwert, der sie zu einem Eigentum der Götter machte, abgesehen auch von ihrer elementaren Kraft, mußte die Flamme, die mit ihrer Glut reinigt und läutert, die mit ihrem Licht die Nacht des Dunkels scheut, die still und hoch emporlodert, das gegebene Symbol der Reinheit sein.

Und so finden wir denn über die ganze alte Welt hin verbreitet die religiöse Verehrung des Feuers, ausgehend von dem Kultus der Glut auf dem häuslichen Herde, an dem als naturgemäße Priesterin die Frau des Hauses waltet. Je nach dem Kulturstande eines Volkes verknüpfen sich mit dieser Verehrung der Flamme primitivere oder geläutertere religiöse Vorstellungen, und ihnen entsprechen wieder die Kultusformen, vom einfachen Fetischdienst, bei dem der Verehrende in

der Flamme selbst etwas Ueberirdisches verehrt, bis zu den Bräuchen einer tief verinnerlichten Symbolik.

So lohen aller Orten, rings über die alte Welt zerstreut, die Opferflammen auf. Zu ihrem Agni beten die indischen Hirten auf ihren Triften, weil er zu ihren Hütten niederstieg und ihnen das Feuer auf dem Herde zündete, auf den Höhen Irans steigen Flammen und Gebete auf zu Ormuzd, dem lichten Gott; Jehova redet aus dem brennenden Dornbusch mit Moses, zieht als Feuersäule seinem Volke voran durch die Wüste und offenbart sich ihm auf Sinais Höhen in den Flammen des Blitzes. Baal und Moloch fordern von den Völkern Vorderasiens ihre blutigen Menschenopfer, während Griechenlands Söhne unter den Eichen des Haines von Dodona zum blitzeschleudernden Zeus beten und der Germane im Dunkel seiner Wälder dem hammerschwingenden Donar seine Opfer bringt. Ueber dem erdgeborenen Feuer der Naphthaquellen zu Baku baut der Parse seine Tempel und an den Küsten Italiens steigt in gigantischen Wolken der Rauch aus den Riesenessen Vulkans.

Nirgends aber war der Kultus der Herd- und Opferflamme so — wenn der Ausdruck erlaubt ist — intim, wie im alten Rom. Der alte Römer der Republik, der die besten Wurzeln seiner Kraft in seinem Hause wußte, zollte der Flamme seines Herdes, deren naturgemäße Hüterin die Gattin war, andächtige Verehrung. Am Herd des Hauses, dessen Glut nie erlöschen durfte, hatten ihren Platz die Ahnenbilder und Hausgötter, die hier ihre Opfer empfingen, daß dem Hause der Segen nicht mangelte.

Und wie jedes einzelne Haus den Kultus seines Herdes hatte und in der Hausfrau seine Priesterin, so die gesamte Staatsfamilie ihren öffentlichen Herd- und Feuerkultus im Tempel der Vesta zu Rom.

Dort brannte auf geweihtem Altar jahrein jahraus das heilige Feuer der Vesta, das jungfräuliche Feuer, an jedem 1. März erneuert. Mit keiner fremden Glut durfte es entzündet werden, einzig an dem reinen Strahl der Sonne durch Brennspiegel oder durch Bohren eines Astes von fruchttragendem Baum. Die jungfräulichen Hände der Vestalinnen, die sich dem Dienste der großen Göttin geweiht, hüteten in weißem Gewande seine Glut. Wehe der Vestalin, unter deren säumiger Obhut die Flamme auf dem Altar der Göttin erlosch! Zu qualvollem Hungertode verdammt, wurde sie lebendig eingemauert. Die Vestalinnen dagegen, die treu und rein ihres heiligen Amtes walteten, genossen die höchste Verehrung; stand ihnen doch selbst das königliche Recht der Begnadigung von Verurteilten zu. Am Tempel der Vesta opferten die Staatswürdenträger, die Konsuln und die Diktatoren beim Antritt und bei der Niederlegung ihres Amtes. Vom Altare der Vesta holten sich die Tochterstädte Roms die heilige Glut, um die Feuer der eigenen heimischen Altäre zu zünden — ein schöner und sinniger Brauch. Wie um den Herd des Hauses die häuslichen Penaten (Hausgötter), so standen um den Altar der Vesta die Staatspenaten, um die öffentlichen Speiseopfer zu empfangen. Um den Tempel der Vesta schloß sich ganz Rom sozusagen zu einer großen Familie zusammen, und die Priesterinnen

dieser großen Familie waren Jungfrauen — ein charakteristischer Zug und zugleich ein bedeutsamer für die Zeit, da Roms Kraft noch jugendstark und ungebrochen war.

Die heilige Flamme weiht den Herd zu einem heiligen Ort — immer wieder finden wir in Sitten und Bräuchen der einzelnen Völker des Altertums diesen Gedanken. Am Herde neben den Ahnenbildern haben Gatte und Gattin und die Alten der Sippe ihren Ehrenplatz. Am Herd des Hauses ist der Flüchtling sicher vor der verfolgenden Rache, denn ihn schützt das unverletzliche Gesetz des Gastrechts; an den Herd des Hauses führt man den Fremdling, speist ihn und tränkt ihn. Mit der Asche vom Herde des Hauses bestreut der Trauernde sein Haupt.

Ueberaus mannigfach sind die Bräuche, die sich im Volksaberglauben bis auf den heutigen Tag erhalten haben und sich an den häuslichen Herd knüpfen. Auch sie sind ein Ausfluß jener einstigen religiösen Vorstellungen, die in der Glut des Herdes etwas Heiliges erblickten. Auf diese bis heute geübten Bräuche, sowie auf die Rolle, die der häusliche Herd in der Poesie aller Völker spielt, des Näheren einzugehen, behalten wir uns für einen weiteren Artikel vor.

Auswüchse des Vereinswesens. Mit einer gewissen Wehmut sehen die Engländer zu, wie die berühmten excentrischen Klubs in London nach und nach von der Bildfläche verschwinden. Sie glauben darin — vielleicht nicht mit Unrecht — einen deutlichen Beweis dafür erblicken zu sollen, daß der gute alte britische Humor im Niedergange begriffen ist. Früher hatte man noch den Klub der Lügner und Großprahler, wo die groteskesten Münchhausiaden mit unerschütterlichem Ernste vorgetragen wurden, ferner die Klubs der Häßlichen, der Dickbäuche, der Krummbeinigen, der Schieler, der Großen und der Kleinen. In all diesen Klubs mußten die Personen, die aufgenommen werden wollten, mit dem durch den Klubnamen gekennzeichneten körperlichen Gebrechen oder Vorzuge behaftet sein. Die Mehrzahl dieser Vereinigungen ist verschwunden. Nur einige, die vornehmsten, sowie der Junggesellenklub und der Klub der Dreizehn, bestehen noch immer.

Bemerkenswert war der Klub der Kleinen. Eine Statur von mehr als fünf Fuß machte unfähig für die Aufnahme in den Klub. Die Möbel im Klublokale waren ungeheuer groß, damit die Kleinheit des Körpers der Klubgenossen um so mehr hervortrete. Der in einem riesenhaften Sessel begrabene Vorsitzende verschwand fast hinter seinem Bierglase. Der Tisch war so groß, daß die Klubgenossen den Bart darauf stützten; es sah so aus, als ob sie nur darauf warteten, daß ein Barbier komme und sie einseife.

Der excentrische Klub, der den Engländern am längsten und am gründlichsten in Erinnerung blieb, war der der Mokocks, der zur Zeit der Königin Anna in Blüte stand. Junge Aristokraten, die einen liederlichen Lebenswandel führten, waren die Gründer. Der Vorsitzende führte den Titel „Kaiser der Mokocks.“ Die Klubmitglieder verfolgten ausschließlich den edlen Zweck, auf den Straßen Lärm zu machen, den polizeilichen Streifwachen das Fell zu gerben und den Bürgersleuten hin und wieder einen schlimmen Streich zu spielen, und die Genossen

begannen ihre Thätigkeit damit, daß sie sich betranken, dann gingen sie auf die Straße, um statutengemäße Dummheiten zu machen. Ihr Hauptvergnügen war, den ersten Bürger, mit dem sie zusammenstießen, „schwitzen zu lassen“; sechs Genossen umringten den Armen und richteten ihre Degenspitze gegen seinen Körper, nun begann einer, den Märtyrer von hinten mit einer Degenspitze zu kitzeln oder zu stechen, der gepeinigte Bürger drehte sich natürlich unter Protest — oder Schmerzensrufen rasch um, in demselben Augenblicke wurde er aber von einem anderen der weinseligen Klubmitglieder gestochen; und so ging es fort, bis der arme Mann wirklich schwitzte.

Gegenwärtig herrschen auch in vielen ernsteren Londoner Klubs noch sehr excentrische Sitten und Gebräuche. Der berühmteste künstlerisch-litterarische Verein in London, der Savage-Klub, benimmt sich so, als wenn seine Mitglieder lauter Wilde wären. Waffen und Trophäen aus Centralafrika und von den Inseln des Stillen Oceans schmücken die Wände des Speisesaales. Der Vorsitzende handhabt an Stelle der üblichen Glocke eine Indianerkeule, mit welcher er auf den Tisch schlägt, wenn er Ruhe gebietet oder sprechen will. Die Speisenkarten des Klubs zeigen als Vignette eine Feuerwasser trinkende und die Friedenspfeife rauchende Rothaut.

Zwei Schwestern. Fast sämtliche Regentenhäuser Europas stammen in ihrem heutigen Bestande von zwei Schwestern ab, und zwar von der einen fast alle katholischen, von der andern fast alle evangelischen Fürsten und Fürstinnen. Die Eltern dieser beiden Schwestern waren Herzog Ludwig Rudolf von Braunschweig-Wolfenbüttel (gestorben 1735) und seine Gemahlin Christine Louise (gestorben 1747), eine Tochter des Fürsten Albrecht Ernst von Oettingen. Von den Töchtern dieses Paares heiratete die eine, die katholisch gewordene Prinzessin Elisabeth Christine (1708), den nachmaligen deutschen Kaiser Karl VI. Kaiserin Elisabeth Christine wurde durch ihre Tochter Maria Theresia die Stamm-Mutter der Häuser Habsburg-Lothringen, Toskana, Sizilien und Modena und — durch Heiraten weiblicher Nachkommen — der Regenten-Familien von Portugal, Brasilien und Italien (Savoyen-Carignan), des sächsischen Königshauses, des heutigen bayerischen und spanischen Regentenhauses, der spanischen Bourbonen und sämtlicher Orleans — im ganzen gegen 400 Nachkommen meist katholischer Konfession. Eine zweite Tochter des erwähnten Fürstenpaares, Prinzessin Antoinette Amalie, heiratete ihren Vetter, den Herzog Ferdinand II. von Braunschweig-Bevern, aus welcher Ehe drei Töchter, die Prinzessinnen Louise Amalie, Sophie und Juliane, und ein Sohn, Herzog Karl, stammen. Von Louise Amalie, die den Prinzen August Wilhelm von Preußen, einen Bruder Friedrichs des Großen, heiratete und die Mutter des Königs Friedrich Wilhelm II. wurde, stammen das ganze gegenwärtige preußische Königshaus und durch weitere Verzweigungen in weiblicher Linie die Regentenfamilien von Rußland, Mecklenburg-Schwerin, Baden und den Niederlanden. Die zweite Tochter, Prinzessin Sophie, wurde als Gemahlin des Herzogs Ernst Friedrich von Koburg-Saalfeld die Stamm-Mutter des gesamten koburgischen Hauses und

durch dessen weitere Verzweigung der Regentenfamilien von England, Belgien, Hessen-Darmstadt und Portugal. Die dritte Tochter, Prinzessin Juliane, heiratete den König Friedrich V. von Dänemark, und von ihr stammen die Regentenhäuser von Dänemark, Holstein-Glücksburg, Hessen-Kassel und in der letzten Linie Griechenland. Von Herzog Karl von Braunschweig (gestorben 1780) stammte endlich das 1885 erloschene braunschweigische Haus. So wurde Antoinette Amalie (gestorben 1762) die Stamm-Mutter von 365 Nachkommen meist evangelischer Konfession, und im ganzen beträgt die Nachkommenschaft des 1735 verstorbenen Herzogs Ludwig Rudolf gegenwärtig nahezu 800 Personen und umfaßt fast sämtliche regierenden Familien Europas.

Die „gestrengen Herren“. Die drei sogenannten Eisheiligen, der 11., 12. und 13. Mai wurden von unsern Landwirten mit Recht gefürchtet. Zwar nicht in jedem Jahre stellt sich an diesen Tagen Kälte ein, geschieht dies aber, so können sie aus folgenden Gründen sehr kritisch werden. In Folge der schnellen Erwärmung des Kontinents im späteren Frühjahr pflegt sich über der ungarischen Tiefebene ein Gebiet niedrigen Luftdrucks auszubilden, dem über dem noch kalten Nordwesteuropa ein Gebiet hohen Luftdrucks gegenüber liegt. Da der Wind nun bekanntlich stets aus den Gebieten hohen Luftdrucks in diejenigen niedrigeren Luftdrucks hinein wehen muß, so wird hierdurch für Mitteleuropa eine kühle nördliche Luftströmung eintreten, die, da wir uns dem barometrischen Maximum nahe befinden, zugleich heiteres und trockenes Wetter zur Folge hat. Durch die nächtliche Wärmeausstrahlung bei heiterem Himmel werden die Nächte daher besonders kalt sein. Treten derartige Verhältnisse erst Ende Mai ein, so ist wegen der höheren Allgemeintemperatur kein Nachtfrost mehr zu befürchten. Vor Mitte Mai geht die nächtliche Temperatur aber nur zu oft in Kälte über, die denn die schwersten Verwüstungen auf den Feldern, wie im Walde und in den Gärten anrichtet. Insofern sind die Tage bis Mitte Mai, also die drei Eisheiligen, besonders gefährlich.

Eingebildete Heilmittel für eingebildete Kranke. Eingebildete Kranke sind nirgends selten, und es werden sich gewiß Vertreter für die Ansicht finden, daß der Kulturzustand der neuesten Zeit mit seiner vielfach übermäßigen Nervenanstrengung nicht dazu geeignet ist, ihre Häufigkeit zu vermindern. Im großen und ganzen versteht man sich aber bei uns zu Lande nicht sonderlich auf die Behandlung eingebildeter Krankheiten, und unsere Aerzte könnten in dieser Hinsicht vielleicht noch einiges von ihren Kollegen lernen, die drüben in Amerika ihre Praxis unter der Negerbevölkerung ausüben. Der Neger glaubt im allgemeinen fest an Zauberei, mit der auch jede Krankheit in Zusammenhang stehe; deshalb könne die ärztliche Kunst nichts helfen, sondern die Zauberei müsse durch Zauberei, das heißt durch eine Art von Geisteraustreibung überwunden werden. Immerhin schickt auch der Neger zum Arzt, wenn er sich vor Angst nicht mehr zu lassen weiß. Da wird nun aber der moderne Jünger des Aeskulap mitunter vor eine Aufgabe gestellt, der er sich nicht gewachsen fühlt. So erzählte ein Arzt aus Süd-Karolina eine Geschichte aus eigener Erfahrung, aus der

vielleicht auch solche Aerzte etwas lernen können, die nichts mit Negern zu thun haben. Nachdem jener Arzt mehrfach durch erkrankte Neger vor die wunderlichsten Aufgaben gestellt worden war, wandte er sich in seiner Ratlosigkeit an einen alten Arzt, der fast ausschließlich unter den Negern praktiziert und sich eine ebenso einfache wie erfolgreiche Behandlungsweise angeeignet hatte. Das Verfahren war auf der Beobachtung begründet, daß der Neger häufig sein Leiden einem Reptil zuschreibt, das durch Zauberei in seinen Körper gelangt sei, und seine Genesung davon abhängig glaubt, daß der sonderbare Schmarotzer aus seinem Körper entfernt werde. Um eine solche Krankheit richtig zu behandeln, sind folgende Dinge erforderlich: ein scharfes Messer, ein Becher, eine Kerze und eine lebende Eidechse oder ein Frosch. Der Kranke wird nun durch eine möglichst mystische Botschaft davon benachrichtigt, daß zu einer gewissen Tages- oder Nachtstunde der Operateur kommen und ihn von seinem Plagegeist erlösen werde. Der Arzt muß sich genau zu der festgesetzten Zeit einfinden, sich an das Bett des Kranken begeben und, über ihn geneigt, einige mystische Bewegungen ausüben, um den Sitz des Zaubers in einen bestimmten Körperteil festzubannen. Dann wird die betreffende Stelle entblößt und unter feierlichen Bewegungen mit Kreide umschrieben, die auf der schwarzen Negerhaut ein deutliches Zeichen hinterläßt. Dann wird der Patient auf einen Tisch gelegt und das Zimmer, falls es Tag ist, verdunkelt bezw. zur Nachtzeit das Licht verlöscht. Der Arzt ersucht nun alle Anwesenden, sich zu entfernen, zündet dann seine Kerze an, die er unter den umgestülpten Becher stellt, dann führt er an der vorher mit Kreide umzogenen Stelle einen raschen Schnitt in die Haut aus, tief genug, um eine gehörig blutende Wunde zu erzeugen. Der Becher wird dann schnell auf die Wunde gebracht und die Aufmerksamkeit des Kranken auf die nun eintretende Erscheinung gelenkt. Der erhitzte Becher wirkt ähnlich wie ein Schröpfkopf, indem er das Blut in Blasen aufzieht. Unterdes muß der Arzt irgend einen Cantus anstimmen. Nun ist das psychologische Moment da und der Kranke steht unter dem Einfluß des Zaubers, geneigt, jedes jetzt eintretende Ereignis als eine Wirkung höherer Mächte hinzunehmen. In diesem Augenblicke muß der Arzt seine Eidechse oder seinen Frosch geschickt unter den Becher bringen, sodaß das Tier sich in dem dort enthaltenen Blute wälzt und ein der Situation entsprechendes Aussehen erhält. Dann kann das Zimmer wieder beleuchtet und der Kreis der Angehörigen wieder herbeigerufen werden, damit die gelungene Geisterbeschwörung den genügenden Beifall findet. Der Patient sieht sich, sobald er das blutige Reptil erblickt, von seinen Leiden erlöst, und der kluge Arzt empfiehlt sich rasch, um seine Klienten ganz dem Eindruck seiner Kunst zu überlassen. Der alte Praktikus, der, an sich ein tüchtiger, kenntnisreicher Mann, wahrscheinlich aber mit einer guten Portion Humor begabt, derartige Kuren unter den Negern gemacht hat, hat das Verfahren von einem der Woodoos gelernt, den unter den Negern der Südstaaten „arbeitenden“ Zauberern. Die meisten Fachgenossen werden freilich der Ansicht sein, daß ein solches Verfahren unter der Würde der Medizin sei, andererseits kann man den Satz vertreten, daß

der Narr nach seiner Narrheit behandelt werden solle. Manches hysterische Mädchen, das sich einbildet, eine Nadel verschluckt zu haben, ist schon dadurch geheilt, daß man mit Geräusch eine Nadel in eine untergestellte Schüssel fallen ließ, während die eingebildete Kranke glaubte, den Fremdkörper ausgewürgt zu haben. Ein berühmtes Orakel der Wissenschaft, zu dem alle solche Kranke gelaufen kamen, soll einen ganzen Vorrat solcher Gegenstände der verschiedensten Art stets zur Verfügung gehabt und mit deren Hilfe die wunderbarsten Heilungen erzielt haben. Die Forderung: „Eingebildete Heilmittel für eingebildete Krankheiten!" ist also auch vom orthodoxen Standpunkt des Arztes gar nicht zu verachten.

Der seinerzeit in ganz Deutschland bekannte und gern gelesene Schriftsteller Moritz Saphir geriet in den letzten Jahren seines Lebens, die er in Wien verlebte, mit einem dortigen Litteraten in einen Federkrieg, der mehrere Wochen die Feuilletons zweier Zeitungen füllte. Saphirs Gegner nannte ihn wiederholt einen alten, aus der Mode gekommenen Narren, dessen Peitsche keine Kraft mehr besitze usw. und erklärte endlich unter der Ueberschrift „Mein letztes Wort an Herrn Saphir": Er selbst und jeder verständige Journalist schreibe für die Ehre, während Saphir nur fürs Geld schreibe. Darauf erwiderte Saphir ganz kurz als sein letztes Wort gegen Herrn X. . . .: „Jeder schreibt für das, was ihm fehlt." Die ruhige Antwort zog die Lacher auf seine Seite und der Krieg war zu Ende. In der That war das Geld stets knapp bei unserem Humoristen, ja, als er auf dem Sterbebette lag, sogar so knapp, daß der Kaiser von Oesterreich und die Erzherzogin Sophie ihm bedeutende Unterstützungssummen schickten. Beim Empfang derselben sagte der Kranke gelassen: „Seht da, ich leide an der Wassersucht und zapfe andern ab!" Der Witz stand ihm in jedem Augenblicke zu Gebote, wenn er seiner bedurfte, und diese überraschende Schlagfertigkeit hatte ihm einst in gesunden Tagen auch den Beutel des alten Anselm Rotschild aufgeknöpft. Saphir befand sich nämlich in Frankfurt a. M., geriet, wie allerorten, in die Klemme und bat einen Freund, der mit Rotschild bekannt war, den baronisierten Bankier für ihn um ein Darlehn anzugehen. Der Freund trug Herrn von Rotschild die Sache vor. „Wieviel braucht er?" fragte dieser. „Fünfhundert Thaler," brachte jener zaghaft heraus. „Er soll zu mir kommen, und wenn er einen Witz macht, soll er sie haben!" versprach der alte Anselm oder Anschelm, wie Heinrich Heine ihn nennt. Der Freund eilt mit der Aufforderung zurück. Saphir sagte: „Wenn er weiter nichts will, als einen Witz!" und ging. Sobald er in Rotschilds Zimmer getreten war und seinen Namen genannt hatte, kam ihm der alte Herr freundlich entgegen: „Ach, ich weiß, Herr Saphir, Sie kommen um das Geld!" — „Nein, Herr Baron, Sie kommen drum!" versetzte der Schalk ohne Besinnen. „Sollen's haben, sollen's haben!" rief der reiche Mann und öffnete lachend sein Pult.

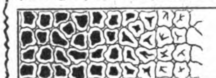
Ueber den feierlichen Ernst der Schotten erzählt ein Mitarbeiter des „Matin" allerlei Anekdotisches. „Wer noch nicht einen Schotten gesehen hat," schreibt er, „hat noch niemals einen ernsten

Menschen gesehen. Wenn der gutmütige Riese von Glasgow oder von Edinburgh zu dir spricht, ruhen seine blauen Augen fest auf dir. Kein Muskel seines Gesichts bewegt sich, und aus seinen Blicken leuchtet dir kein Strahl von Heiterkeit entgegen. Wenn du lächelst, ist er bestürzt; wenn du lachst, wird er traurig; wenn du scherzest, wird er böse, denn die Scherze sind verlorene Worte, und es steht geschrieben in der Bibel, daß du für jedes nutzlos gesprochene Wort Rechenschaft geben wirst. Ja, die Bibel, die Tugend und die Frömmigkeit haben hier ein Reich, auf das sie stolz sein können; sie herrschen hier als absolute Herrinnen und unterjochen alles. Aber das fromme Schottland ist auch das arbeitsame Schottland. Es kann ebenso gut rechnen als beten und es wacht über seine Börse mit derselben Sorgfalt wie über seine Seele. Ein Beweis dafür sind folgende Geschichten, die mir jüngst von einem mir befreundeten schottischen Schriftsteller erzählt wurden: Ein schottischer Student kam jedes Jahr um die Osterzeit für vierzehn Tage in sein Elternhaus. Am vierzehnten Tage trennte man sich wieder, und kurz vor der Abreise, als die Mutter ihr Kind umarmte und die Brüder und Schwestern Abschied nahmen, trat ernst und feierlich der Vater vor, ein Blatt Papier in der Hand haltend: es war die Rechnung über alles, was der Student während der Ferien verzehrt hatte. Als guter Schotte sah der junge Mann die Rechnung genau durch. „Aber Vater," sagte er, „am 7. haben Sie zwei Koteletts auf die Rechnung gesetzt, und ich habe nur eins gegessen; am 8. haben Sie Suppe aufgeschrieben und ich habe sie nicht angerührt." „Lieber Sohn," erwiderte der Alte, „das ist um so schlimmer für dich! Es stand alles auf dem Tisch und du hättest es nur zu nehmen brauchen." Ein Schotte war auch jener Rheder, der eines Tages seinen Söhnen seine Schiffe verkaufte und dann eine neue Schiffahrtsgesellschaft gründete, um ihnen Konkurrenz zu machen! Und ein Schotte war jener Familienvater, der seinen Söhnen, wenn sie mündig wurden, eine Stellung verschaffte und ihnen gleichzeitig eine Rechnung überreichte, aus welcher genau zu ersehen war, was sie seit dem Tage ihrer Geburt gekostet hatten — nichts war vergessen, nicht einmal das Kostgeld für die Amme und die Medizin während der Masern! Und dabei giebt es kein Land, in welchem ein innigeres Familienleben herrscht, als in Schottland. Aber die Schotten sind eben ernste Leute, und sie sind ernst in Familienangelegenheiten, wie in Geschäften, wie in der Liebe, wie im Vergnügen, wie in allem. Auf meiner Fahrt nach Glasgow fuhr ich mit einem Schotten zusammen. In der Hand hatte er seine Fahrkarte, die er sorgsam mit einem kleinen blauen Zettel bedeckte. Er zeigte mir diesen Zettel: es war eine Versicherungspolice, die er in London für 3 Pence gekauft hatte. Er erklärte mir den Mechanismus: wenn er auf der Eisenbahn getötet werden sollte, habe die Versicherungsgesellschaft die Pflicht, seinen Erben sofort 20000 Mark auszuzahlen. Als wir in Glasgow ankamen, sagte ich lachend: „Sehen Sie, Sie haben sich umsonst versichern lassen! Sie sind gesund und munter, und ihre 3 Pence sind verloren." „Sie können mir glauben, daß ich das sehr bedaure," erwiderte er ernst und würdevoll: „Ich nehme jedesmal einen solchen Versicherungszettel,

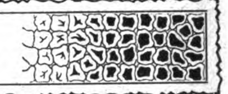
wenn ich reise, und ich bin bei der Ankunft immer etwas enttäuscht darüber, daß er gar keinen Nutzen gebracht hat!" Sind sie nicht ernste Leute, diese Schotten? Und zuletzt noch ein Geschichtchen von der schottischen Frömmigkeit: der Sonntag in Schottland ist noch feierlicher und — langweiliger, als der englische Sonntag. Jedermann respektiert ihn und jedermann heiligt ihn. Da war in Edinburgh ein blondes Kind, dessen Metier darin bestand, zahlungsfähigen Männern das Leben zu versüßen. Und an einem Sonnabendabend geschah es einmal, daß besagtes Mädchen sich einem fabelhaft reichen, rumänischen Fürsten in Liebe verband. Als der Rumäne Sonntag früh aus dem Schlummer erwachte, begann er, seiner Gewohnheit gemäß, aus Freude am Leben einen Gassenhauer zu pfeifen. Da sprang das blonde Kind voll Zorn auf und schrie mit gerechter Entrüstung: „Oh! you, nastyman! Wenn ich gewußt hätte, daß du am Sonntag pfeifst, hätte ich mich niemals mit dir eingelassen!" — Ja, so fromm sind sie noch in Schottland.

Auf Umwegen. Einem „bekannten" Pariser Romanschriftsteller in Fortsetzungen ist kürzlich ein kleines Mißgeschick drolligster Art begegnet. Eine große Pariser Zeitung hatte am Ende vorigen Jahres bei diesem Schriftsteller einen Feuilleton-Roman, wie der Vertrag besagte, zu einem Francs die Zeile bestellt. Unser Feuilletonist ging zu einem alten Schriftsteller, einem geheimen Mitarbeiter vieler lebenden Celebritäten, der das Feuilleton zu schreiben für 25 Centimes per Zeile übernahm. Die Zeitung war vor einigen Wochen im Begriff, den zweiten Teil des Romans in Angriff zu nehmen, als unser Schriftsteller erfuhr, daß sein alter Mitarbeiter sehr schwer erkrankt sei. Er lief zu ihm hin und fand ihn im Sterben liegend. Sehr beunruhigt über das Schicksal „seines" Feuilleton-Romans beeilte er sich, in die Redaktion des Blattes zu gehen, wo er sich die fünfzehn letzten Nummern der Zeitung geben ließ. In zehn weiteren Fortsetzungen führte er den Roman einem schleunigen Ende entgegen. Das Manuskript trug er dann zur Redaktion. „Was ist das?" fragte ihn der Redaktionssekretär. „Nun, die Fortsetzung und das Ende meines Romans!" — „Sie wollen es wohl ändern, denn hier ist es ja schon, wir erhielten das Manuskript vor drei Tagen!" . . . Man kann sich das verdutzte Gesicht des Autors vorstellen . . . Die Sache verhielt sich nämlich wie folgt: Der alte Schriftsteller zu 25 Centimes die Zeile hatte einem anderen Lieferanten seinen Auftrag zu 10 Centimes die Zeile überlassen, und dieser hatte den Roman in aller Ruhe fertig gemacht!





Rätsel-Ecke.



Rätsel.

Es geben dir vier Zeichen,
Von denen zwei sich gleichen,
Ein Wort, je nach Belieben,
Wie wir sie jetzt verschieben:
Setz' 1, 2, 3, 2, schießt man sie,
Der Landmann nennt sie unnütz Vieh;
Setz' 2, 3, 1, 2, halt' sie rein,
Wie leicht kann sie beflecket sein;
Und kommst du 2, 3, 2, 1 an,
Man glücklich dich wohl nennen kann;
Setz' 3, 2, 2, 1, jedesmal
Steht vor ihm ein Herr General.

Umstellungs-Rätsel.

Rettig	Eine Einfriedigung.
Borneo	Titel eines romantischen Gedichts.
Natur	Nebenfluß der Donau.
Noten	Gefäß.
Dame	Larve.
Niere	Weiblicher Vorname.
Jota	Fluß in Spanien.
Braun	Männlicher Vorname.
Denar	Blume.
Ilse	Bindemittel.

Aus obenstehenden Wörtern sind durch Umstellung der Buchstaben andere Wörter von der beigefügten Bedeutung zu bilden. Die Anfangsbuchstaben dieser neuen Wörter ergeben von oben nach unten gelesen den Wahlspruch eines deutschen Regenten.

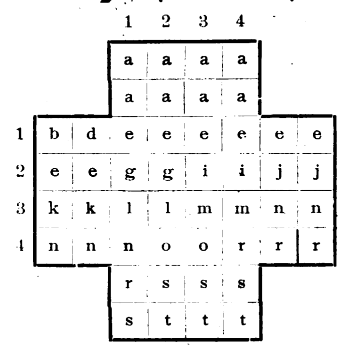
Charade.

Die ersten zwei genannt zu werden,
Galt stets als hohes Lob auf Erden;
Doch soll euch solcher Ruhm erblühen,
Müßt ihr von jung auf euch bemühen.

Die dritte Silbe legt in Bande
Und stürzt in unbegrenzte Schande,
Wenn einer, der in sie gerät,
Nur erntet, was er hat gesät.

Wenn wir vor einem Werke stehen,
Das alle staunend sich besehen,
So rufen laut wir mit Applaus
Begeist'rungsfroh das Ganze aus,

Magisches Kreuz.



1. König von Sparta.
2. Stadt in Bosnien.
3. Berühmter Dichter der Inder.
4. Hohlgeschosse.

Citaten-Rätsel.

Aus folgenden neun Citaten soll je ein Wort ausgewählt werden; hat man die richtigen Wörter gefunden, so erhält man der Reihe nach ein bekanntes Citat aus einem Schillerschen Drama.

1. Drum prüfe, wer sich ewig bindet,
   Ob sich das Herz zum Herzen findet,
   Der Wahn ist kurz, die Reu ist lang. (Schiller.)
2. Der Kronen würdig sein ist mehr, als Kronen zu tragen. (v. Kronegk.)
3. Die Menschen sind Gedanken der Erde. (Börne.)
4. Die Lust wohnt in uns, außer uns der Schmerz. (Schulze.)
5. Eng ist die Welt, und das Gehirn ist weit. (Schiller.)
6. Im Menschen ist nichts ewig als der Schmerz. (Lindau.)
7. Die Zeit ist schnell, noch schneller ist das Schicksal. (Körner.)
8. Leicht ist die Hülle, die den Haß bedeckt. (Auffenberg.)
9. Freude der Unschuld kann niemals gereuen,
   Lächelt durch Rosen dem nahenden Tod.

Auflösungen aus Band IX.

Arithmogriph: Veilchen, Lausanne, Kattegatt, Anhydrit, Aprikose, Hesekiel, Mazatlan, Plymouth. — Kaiserslautern.

Silbenrätsel: Palästina, Eugen, Neustadt, Eboli, Lemberg, Oporto, Pelikan, Ernestine. — Penelope, Antigone.

Füllrätsel: Teller, Putbus, Dachau, Gordon. — Regulator.

Zahlenrätsel: Preiselbeere.

Palindrom: Fahne, Hafen.



